
FRITZ SENN

GESAMMELTE GEDICHTE UND PROSA



Herausgegeben von
Victor G. Doerksen

GESAMMELTE GEDICHTE UND PROSA

FRITZ SENN

Gerhard Johann Friesen



G. Lunn

GESAMMELTE GEDICHTE UND PROSA

FRITZ SENN

Gerhard Johann Friesen

Herausgegeben von
Victor G. Doerksen

CMBC Publications
Winnipeg, Manitoba
1987

Copyright © 1987 CMBC Publications

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced in any form without permission in writing from the publisher, except by a reviewer who may quote brief passages in conjunction with a review in a magazine or newspaper.

Acknowledgements:
Mennonitischer Verein zur Pflege der deutschen Sprache, Winnipeg
Social Science and Humanities Research Council of Canada
Secretary of State for Multiculturalism
Mr. Ted Friesen, Altona

Cover: Oil painting by Arnold Dyck,
used by permission from Hedwig Knoop

Cover design: Gerald Loewen

CMBC Publications
600 Shaftesbury Boulevard
Winnipeg, Manitoba
R3P 0M4

Canadian Cataloguing in Publication Data

Senn, Fritz, 1894-1983
Gesammelte Gedichte und Prosa

Includes Index.
ISBN 0-920718-19-1

I. Doerksen, Victor G. (Victor Gerard), 1934-
II. Title.
PS8587.E55A117 1987 C831'.91 C87-098044-0
PT3919.S36A12 1987

Printed in Canada by Friesen Printers, Altona, Manitoba

INHALT

Vorwort	xi
Vorbemerkung des Herausgebers	xiii
Einführung	xv

I. FRÜHE GEDICHTE (bis 1934)

1. Trotz (1913)	3
2. Herbstnacht	4
3. Mondaufgang (Halbstadt)	5
4. Bild	6
5. Frieden	7
6. Wir (Heimwehmenschen sind wir alle)	8
7. <i>Panta rei</i> (Alles fließt)	9
8. Im Schreiten	10
9. Pharao	11
10. Unser Hirte (auf G. Harders Tod)	14
11. Herbst	15

II. GEDICHTZYKLUS

Hinterm Pflug/Stimmungen (1935/36)

12. Es geht ein Pflug, der Schollen schichtet	19
13. Du warst der Pflüger, und der Pflug ward tief gestellt	22
14. Nur wer den Pflüger erkannt	24
15. Da du so hart bist, will ich dich bereiten	27
16. Es liegt ein Dorf im Abendgrauen	31
17. Leidlose Stirnen krönt der Pflüger nicht	33
18. Nun du unser Pflüger warst	38
19. Wir pflügten, wie verdrossen, wie im Traum	40
20. Dunkel streift der Abendwind	42
21. Du bist durch uns mit Deinem Pflug gegangen	45
22. Im Dämmern liegt das Herbstgelände	46
23. Nach langer Zeit auf wirrer Lebensgasse	48
24. Einer: Da wir den Friedlichen nicht mehr verstanden	50

III. GEDICHTE 1935-1938

25. Dostojewsky	55
26. Ich bin einsam. Ich bleibe immer zu Haus	57
27. „Unser Volk“	58
28. November	59
29. Roggenbrot	61
30. Heimkehr I und II	62
31. Der Führer	64
32. Herbst II	65
33. Wir und ihr	66
34. Heinrich von Kleist	67
35. Heimat (Beim Lesen Hans Grimms)	68
36. Wir II (Wir tragen Schollenduft am Wanderkleide)	69
37. Heimweg (Aus Heilige Saat)	70
38. Farmabend	71
39. Abendrast	72
40. Dämmerung	73
41. Abendgang	74

IV. GEDICHTE 1947-1970

42. Beim Lesen des „Peet“ von P.J. Klassen	77
43. Beim Lesen von „Ohm Klaas“	78
44. Ein Dorf	81
45. Wanderpaß	82
46. Sagt's den Kindern	84
47. Auftrag	85
48. So wird es kommen...	86
49. Trojka	87
50. Der Brief (Zum Bilde Repins...)	88
51. Menno	90
52. Machno	91
53. Machno II	92
54. Weihnacht	93
55. Auf ein Stiefelpaar	94
56. Ein Dorf liegt in der Weihnachtsnacht	95
57. Einmal wieder... (P. Epp zum Gedächtnis)	96
58. Dorfabend	97
59. Juli 1924 (Ankunft in Kanada)	98

60. Menno II	99
61. Mondabend	100
62. Steppe I	101
63. Steppe II	101
64. Dostojewsky II	102
65. Mittagsruhe	103
66. Kanadisches Motiv (Wäsche Kwonesin zum Gedächtnis)	105
67. Alter Mauerschrank	106
68. Altes Dorf	107
69. Rasputins Grabschrift	109
70. Russisches Liebespaar (Zu einem Bilde von Ernst Barlach)	110
71. Drei Bauern (Nach einem Bild von E. Barlach)	111

V. GEDICHTE 1970-1982
(einschließlich undatierter Gedichte)

72. Letzte Fahrt	115
73. De schwoata Dach (Zum Todestag von Arnold Dyck am 10.7.70)	116
74. Am Grab	118
75. Darlaten (Doa loten)	119
76. Darlaten	120
77. Immer noch...	121
78. Dir	122
79. Zwei Pappeln	123
80. Wo, wie von Flören überhängt	124
81. Oh unaussprechlich Glück — sich mitzuteilen	124
82. Wachsend unter deinen Händen	124
83. Bist du auch fern: ich schaue dich doch an	125
84. Die Sonne scheint, der Himmel ist blau	125
85. Voll von Gedanken ist der Tag, die Nacht	125
86. Was ich auch schreibe, reime und füge	125
87. (nach Ricarda Huch) Was ist in deiner Seele?	126
88. Abend der Grillen	127
89. Alle, die in der Steppe geboren sind...	128
90. Dee Lintjoot	129
91. Alter Nowobranecz	130

92. Am Radio (<i>Wetschernij Swon</i>)	131
93. Dee fäaschte Woage	132
94. Der letzte Wagen	134
95. Dee goode oole Tiet (G.G. Wiens gewidmet)	135
96. Ankunft	136
97. Alexander Solschenizyn	137
98. Widmung (für H.K.)	139
99. Damals	140
100. De Krauje-Wossil, jenannt uck Postoj-Wossil	142
101. Das ferne Dorf	145
102. Darp en'e Freaj	146
103. Das Dorf mit den moosgrünen Dächern	147
104. An manchen Tagen (Fragment)	148
105. Ach, wenn Du gehst, muß ich das Schweigen überlisten	149
106. Joseph Stalin	150
107. An jedem Abend...	151
108. Johann Cornies	152
109. Bemooster Findling der großen Ebene	153
110. Weltraumbehörde	154
111. Der sterbende Ilja Repin (1930 verhungert in Finnland)	155
112. Wie es so kam	156
113. Überfall 1	157
114. Überfall 2	158
115. Den toten Pferden	159
116. Entlassung aus russischer Gefangenschaft	160
117. Pilgerrast	162
118. Die Blinden	163
119. Lied des Blinden	164
120. Heimkehr III	166
121. Waut es daut mett ons? Wie send soo festreit...	168
122. Das Dorf im Abendgrauen	169
123. Dorf-Idyll	170
124. Fernsehen	171
125. Kruschketiet	172
126. Wie fuare no Stap	173
127. Weißt du noch?	174
128. Sommerabend	175
129. Steppe III	176
130. Somma-Owend	177

131.	So war es am schönsten... (vor gut 65 Jahren)	179
132.	Riemenschneider	180
133.	Poggefräd	181
134.	Mein Vater	182
135.	Herkunft	183
136.	Hinja opp'e Däl	184
137.	Goldna Hoafst	185
138.	Heimat II	186
139.	Gewitterregen	187
140.	Feierabend (Elisabeth Peters gewidmet)	189
141.	Ernte	190
142.	Einsames Land um sieben schiefe Katen	191
143.	Wan etj mol nohus kom...	192
144.	Heimkehr IV	194
145.	Dahin...	195
146.	Wie habe mol 'ne scheene Heimat jehaut...	196
147.	Emm Schaute unjr'em Woage	197
148.	Für M.A.	199
149.	Joamoatjsfoat	200
150.	Weihnachtswunsch	205
151.	Das ferne Lied	206
152.	Heimweh	207
153.	Zwischen Menschen und Dämonen	208
154.	Mitunter kommt's weither,...weither	209
155.	Manchmal als Vertriebene irgendwoher	209
156.	Die Kämpfe zwischen Rot und Weiß	209
157.	Machno, der Räuberhauptmann, kam	209
158.	Ein Dichter? Ich? Ein Lautenschläger?	210
159.	Mainacht	211
160.	Grabschrift für einen alten eingewanderten Bauern	213
161.	Unterwegs	215

VI. PROSA

1.	Der letzte Abschied	219
2.	Schollenfest	229
3.	Lebendig begraben	248
4.	Peter Quapp	252
5.	Eine Fahrt durch die Felder	255

6. Rodjina: ein Stimmungsbild	259
7. Ein Bauer aus dem Deutschen Osten	261
8. Auf der Straße nach Osten	264
Anmerkungen zu den Texten	287
Autobiographische Skizze	300

VORWORT

Ich war zwölf Jahre alt, als die *Mennonitische Warte* ihr erstes Erscheinen machte. Ich muß damals wohl etwas von ihr gehört, vielleicht auch eine oder die andere Nummer gesehen haben, kann mich aber schon nicht mehr des Eindrucks erinnern, den dieses gewagte literarische Journal auf mich machte. Einige Jahre nach dem Eingehen dieses Journals erhielt ich die vier Bände der gesamten Jahrgänge dieser Zeitschrift als Geschenk von meinem Vater, der einige noch verbliebene Exemplare von Herrn Arnold Dyck käuflich erworben hatte. Nun hatte ich die Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen.

Ganz besonders beeindruckte mich der in der *Warte* oft zu Worte kommende Dichter **Fritz Senn**. Seine Gedichte waren zwar nicht so glatt geschliffen wie die einiger anderer Versschmieder, aber irgendwie merkte ich schon damals bei Senns Versen etwas mehr als nur glatte Worte und geschliffene Reime: Sie trugen das Kennzeichen echter Dichtung, bei der sich bei dem Vordergründigen immer wieder das Hintergründige verbirgt. Leider habe ich mir damals nicht die Zeit und die Muße genommen, sein längeres Stimmungsgedicht *Hinterm Pflug* zu lesen. Als Bruchstücke nacheinander, fragmentartig, erschienen die Teile desselben in einer wohl zweijährigen Folge. Das erschwerte ein studierendes Lesen desselben. Auch die anderen Gedichte und Prosastücke Senns waren auf diese Weise in den *Warte*-ausgaben zerstreut, daß man nicht leicht einen Gesamteindruck des Genies des Dichters bekommen konnte.

Mit dem vorliegenden Band soll das aber anders sein. Mit vorbildlichem Fleiß und gezieltem Können hat Dr. Victor Doerksen eine kritische Ausgabe der Werke Fritz Senns bewerkstelligt und gibt sie nun allen zum besten, die deutschmennonitische Dichtung gerne lesen. Über Fritz Senn (Gerhard Friesen) sagte Jacob H. Janzen wiederholt, daß er einer unserer besten sei. Es ist nicht schwer, diesem Urteil beizustimmen. Zärtlich und liebevoll aber keineswegs unkritisch erinnert der Dichter sich seiner Heimat an der Molotschnaja. Das schwere Schicksal, das über sie hinwegrollte, sieht er als den Pflug Gottes an, der den Boden für seine Wahrheit empfänglich machen sollte. Man kann daher Fritz Senn nie ohne tiefes Nachdenken und strenge Selbstprüfung lesen.

Der Mennonitische Verein zur Pflege der deutschen Sprache, der schon einmal eine beschränkte Ausgabe einiger Gedichte Senns druckte, ist froh, auch zu dieser vollständigeren, kritischen Ausgabe sein Scherflein beizutragen. Eine Sprache kann nicht in einem kulturellen Leerraum gepflegt werden. Senns Werke stellen das Beste dar, das auf dem Boden rußland-

deutscher, mennonitischer Kultur geschaffen wurde.

Möge der nunmehr schon verstorbene Dichter auch in diesem neuen
Kleide weiter zu unserem Volke sprechen.

Gerhard Ens
Vorsitzender
Mennonitischer Verein
zur Pflege der deutschen Sprache

VORBEMERKUNG DES HERAUSGEBERS

Diese Texte zu sammeln und als Buch zu gestalten ist sowohl eine dankbare Aufgabe wie auch ein Vergnügen gewesen. Neben dem Epiker Arnold Dyck ist zweifellos Fritz Senn *die* lyrische Stimme des rußlanddeutschen Mennonitentums gewesen. An dieser lohnenden Aufgabe des Sammelns und Bewahrens haben mehrere Freunde und Kollegen mitgearbeitet, denen hier ein aufrichtiger Dank ausgesprochen werden soll. Ich denke zuerst an die Gruppe um Elisabeth Peters, die sich schon früher um diese Dichtung gekümmert hat und deren Produkt, das schöne Buch, *Das Dorf im Abendgrauen*, längst vergriffen ist. Ohne die aktive Mithilfe von Frau Hedwig Knoop wären diese Texte weniger verlässlich und überhaupt weniger an der Zahl. Erica Ens hat grundlegende Vorarbeiten geleistet im Sammeln, Ordnen und Transkribieren und darf als ausgezeichnete Kennerin dieser Dichtung, insbesondere der plattdeutschen, gelten. Frau Renate Rossol hat fast alle Texte um- und ins Reine geschrieben und dabei ihren Genuß an diesen Gedichten mehrmals kundgetan. Hedwig Knoop und Harry Loewen haben das Manuskript überprüft und mit Vorschlägen verbessert. Al Reimer hat sich um die korrekte Orthographie der plattdeutschen Texte gekümmert und Elvira Klassen hat die russischen und ukrainischen Textstellen überprüft und erläutert. Meine Frau Marg hat im Lauf der letzten vier Jahre diese Gedichte lieben lernen müssen.

Frühere Stipendien vom Social Sciences and Humanities Research Council of Canada und vom Ministerium für Multikulturalismus haben dieses Projekt unterstützt, wofür ich meinen Dank aussprechen möchte. Der Verein zur Pflege der deutschen Sprache in Winnipeg, der schon die frühere Anthologie von Fritz Senns Gedichten herausgegeben hatte, hat sich freundlicherweise bereiterklärt, auch diese Sammlung großzügig zu unterstützen. Eine Sondergabe von Ted Friesen hat die schöne Gestaltung dieses Bandes ermöglicht. Zuletzt möchte ich dem Sohn des Dichters, Professor Dr. Gerhard Friesen, Waterloo, dafür danken, daß er nicht nur dieses Unternehmen wohlwollend unterstützt hat, sondern auch den Nachlaß des Dichters zur Verfügung stellte. Möge dieses Buch, das erstmals die gesammelten poetischen Texte dieses Dichters vorlegt, mein Dank an alle, genannte und ungenannte, sein.

Victor G. Doerksen
Leiter der deutschen Abteilung
Universität Manitoba
Im Herbst 1986

EINFÜHRUNG

Gerhard Friesen (1894-1983) ist als Fritz Senn in einem begrenzten mennonitischen Leserkreis bekannt geworden. Seine lyrischen Gedichte erschienen in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut seit der ersten Veröffentlichung im Jahre 1934. Erst 1974 konnte eine Liebhabersammlung seiner Gedichte unter dem Titel *Das Dorf im Abendgrauen* erscheinen, herausgegeben von Elisabeth Peters für den Verein zur Pflege der deutschen Sprache in Winnipeg. Darin wurden rund achtzig Gedichte einem breiteren Publikum vorgestellt. Dem greisen Dichter, der sich an der Vorbereitung der Sammlung noch beteiligen konnte, wurde dadurch auch eine Anerkennung geboten, auf die er hatte lang warten müssen.

Wenn man nun aber das ganze Lebenswerk des Dichters Fritz Senn mustert, allerdings kein leichtes Unterfangen hinsichtlich der vielen zerstreuten Texte in diversen Publikationen, so muß man zu dem Schluß kommen, daß dieser Dichter wie kein anderer in lyrischer Sprache die Klage einer entwurzelten Generation Rußland-Mennoniten erhoben hat. Er mag schon in der alten Heimat gedichtet haben — siehe sein erstes Gedicht, datiert 1913! — aber das meiste, mindestens vor 1970, das heißt vor der Altersdichtung, hat er in der unbarmherzigen neuen Heimat, Kanada, geschrieben. Das muß man sich merken, denn von dieser neuen Heimat ist dabei kaum die Rede, und wenn, dann in abwertiger Weise. Nein, Fritz Senn erinnert sich ständig an die alte Heimat, die für ihn wirkliche, das Dorf, die Steppe, die Welt, die ihm nicht mehr zuhanden war, aber die auch nie aus seinen Sinnen schwand.

Gesammelt wurden hier 161 Gedichttexte und acht Texte poetischer Prosa. Andere Prosatexte, Besprechungen und Äußerungen zu Tagesfragen wurden ausgeklammert weil inzwischen überholt. Erstaunlich ist, wie dieser ganze Textcorpus eine Einheit darstellt; von frühester Zeit bis zu seinen letzten Gedichten bleibt Fritz Senn bei dem ihm eigenen Thema: Erinnerung der alten Heimat. Und dazu werden alle poetischen Kräfte, alle Sinne, eingesetzt.

Dem Leser dieser Gedichte und Prosa wird auffallen, wie oft Fritz Senn den Gedankenstrich verwendet. In den Gedichten geschieht das gewöhnlich am Ende der Verszeile, aber auch zum Schluß der Strophe oder sogar des Gedichts. Wer diesen Dichter kennt und

dessen Warten und Horchen, sein stilles Sinnen und ständiges Spüren, der weiß, daß die Stille an sich hier eine Rolle zu spielen hat. Wie es bei wahrhaft lyrischen Gedichten oft der Fall ist, sind diese Gedichte in einen stillen Raum eingefasst. Aus seinem Innern, wo die Vergangenheit haften geblieben ist, erinnert der Dichter was ihm damals — in der alten Welt — seine Sinne vermittelt hatten. Zwi- schendurch muß er immer wieder achtgeben, aufhorchen, um zu sehen, daß er nicht das Gespür verfehlt, daß die Sinneserinnerung nicht täuscht. Auch bleibt bei dem Unterfangen ein ständiges Fra- gen, eine Art Ungewißheit; das ganze dichterische Gebilde hängt ja sozusagen in der Luft. Aber diese Luftgespinste sind eben soviel, wie von der verlorenen Welt im alten Rußland übriggeblieben ist. Nicht nur „Lieb und Treu ist wie ein Traum, ein Stündlein wohl vor Tag.“ Flüchtig sind die meisten Lebenserfahrungen.

In dieser Sammlung wurde eine chronologische Anordnung der Gedichttexte angestrebt. Dabei konnten Entstehungsdaten selten ermittelt werden, dagegen aber öfter ein Erscheinungsdatum. Außerdem wurden Hinweise in Briefen und sonstwo herangezo- gen, um einen Text zu orten. Es ist klar, daß mehrere Texte schon früh geschrieben wurden und erst viel später veröffentlicht wurden, z.B. Gedichte, die für die Sammlung, *Abends die Bauern auf ihren Bänken* bestimmt waren, eine Sammlung, die um 1938 auf dem Postwege von Stonewall, Manitoba, nach Steinbach verlorengegan- gen ist. Festzustellen ist auch, daß Fritz Senn ähnliche Motive und Stoffe mehrere Male aufgegriffen und bearbeitet hat, was bei einem gedächtnisorientierten lyrischen Dichter nicht verwunderlich ist. Man wird also bei diesem Dichter nicht so sehr von einer Entwick- lung von Stufe zu Stufe sprechen können als mehr von einer zykli- schen Bewegung (so wie sie sich auch innerhalb des Gedichtzyklus „Hinterm Pflug/Stimmungen“ zeigt), die sich immer wiederkeh- renden Themen und Motiven zuwendet.

Als Grundlage für diese Ausgabe wurde wo immer möglich auf ein vom Dichter geschriebenes oder eingesehenes Original, ent- weder eine Handschrift (FSHs.) oder ein Typoskript (FSTs.) zurück- gegriffen. Daß diese großenteils vorhanden sind, verdanken wir den Herausgebern der Anthologie, *Das Dorf im Abendgrauen*, die auch in Briefen die im Entstehen begriffene Sammlung mit dem Dichter besprachen. Anderen Briefen, z.B. denen an Jacob H. Janzen aus den zwanziger Jahren und späteren an Arnold Dyck, konnten eine Reihe

sonst unbekannter Gedichte und Gedichtfassungen entnommen werden. Und schließlich kommen noch die Gedichte hinzu, die hier und da in Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind. Vermutlich sind auch irgendwo uns noch unbekannte Gedichte Fritz Senns in solchen Blättern zu finden. Wenn in unserer Ausgabe der Wortlaut ab und zu von den bekannten Fassungen abweicht, so geschieht das nicht aus Laune des Herausgebers, sondern eben deswegen, weil das Original so lautet oder aber weil Veränderungen vom Verfasser selber hier aufgenommen werden. Das mag zuweilen als störend empfunden werden, da Fritz Senn in gewissen Partien vom gewohnten Rhythmus abweicht, so wie z.B. in der letzten Strophe des Gedichts „Unterwegs“. Durch gerade solche „Störungen“ aber entsteht oft die bewußt gewollte Wirkung des Gedichts. Dafür bietet „Hinterm Pflug“ ein gutes Beispiel, wenn sachteste Rhythmen und sanfte Stimmungen manchmal jäh unterbrochen werden — eben um die harten Schollen aufzulockern und die abrupte Wirkung des Pflugs zu demonstrieren. Wie subtil und gemeistert die Formen Fritz Senns sein können, zeige ein einziges Beispiel aus demselben Zyklus, der Schluß des XII Gedichts:

Du bist dahin, und doch, du bist noch mein,
Heimat! Das Lied von deinen Nachtigallen
Fließt wie ein Gruß in meinen Herbst hinein.
Allabendlich, wenn Stadt und Markt verhallen,
Kehrt die Erinnerung tröstend bei mir ein:
Mit alten Freunden durch das Dorf zu wallen. —

Überhaupt bietet dieser Gedichtzyklus wohl das Beste, das Friesen hervorgebracht hat, und das nicht nur in den kürzesten lyrischen Intermezzi, die sich verstreut in den 900 Verszeilen des ganzen Werks zeigen, sondern auch im Aufbau des größeren Gerüsts mit seinen verschiedenen epischen und dramatischen Elementen und vor allem in den Variationen des Themas, die dem Werk seine Tiefendimension vermittelt. Die bare Frage: Wieso konnte es zu der großen Katastrophe der Rußlandmennoniten kommen? wird immer wieder angedeutet und die Ansätze zu einer Antwort werden in variiert, lyrischer Form erinnert...allerdings nicht so, daß es zu einer baren Antwort käme...dazu wäre dies die falsche Form. Aber es wird in dem Gedicht so viel angedeutet, daß

man Stoff hat, die geschichtliche Frage ernsthaft zu bedenken. Ohne hier auf diesen Text einzugehen, darf man vielleicht die Behauptung aufstellen, die poetische These von den Stimmungen „Hinterm Pflug“ gelangt zur Wirkung dadurch, daß sie, selber in echte Bilder gefaßt (Pflüger, Pflug, Erdscholle usw.) sich an biblische Bilder anlehnt, an Parabeln wie die vom Säer und dem steinigen Acker. Solche Bilder gehören (oder gehörten) zur Wirklichkeit der Mennoniten und werden von Senn nicht als Klischees, sondern in wirklichkeitsnahen Situationen eingebaut.

In einem späteren Brief an Arnold Dyck äußert sich Friesen über die Bedeutung dieses Zyklus wie folgt: „Löset euch von Haus und Haft, tut nicht so ergrimmt, denn zu ewiger Wanderschaft seid ihr vorbestimmt“ hieß es einst in meinen Stimmungen. Das ist lange her. Das ist die eigentliche Tragik der Mennoniten, ihre Heimatlosigkeit. Alles war bisher nur temporärer Notbehelf und überall mußten sie Haut und Haare lassen. Aber einzelne Bilder und Erlebnisse der ‚russischen Heimat‘ sind unverwüsthlich; ‚Soweit unsre Wege auch führen, wir tragen ihr Bild durch die Welt; nachts hinter verschlossenen Türen, das Bild unsre Seele befällt.‘ „... (24.8.65)

Wenn Fritz Senns Stoffe und Motive sich mit der Zeit wenig ändern, so kann man doch feststellen, daß vieles, was sich in der Welt zugetragen hat während seines langen Lebens, auch in seinem Werk Zeichen hinterlassen hat. In den Gedichten kommen nicht nur Menno und Johann Cornies, sondern auch Adolf Hitler und Alexander Solschenizyn vor. Die Auswanderung aus Rußland (mehr als die Einwanderung in Canada) und die Übersiedlung des Dichters nach Deutschland kurz vor dem Zweiten Weltkrieg haben tiefe Spuren hinterlassen. Der Tod Arnold Dycks im Jahre 1970 bedeutet einen tiefen Einschnitt und leitet das bedeutungsschwere Alterswerk des Dichters ein. Erst nach diesem Datum schrieb Fritz Senn plautdietsche Gedichte, die allerdings nicht so hoch als die mundartliche Kunst eines Arnold Dyck gewertet werden können.

Die Prosa Fritz Senns ist, wie seine besten Gedichte, lyrischer Art. Stimmungsbilder, wie z.B. die „Fahrt durch die Felder,“ zeigen gemächliche Szenen der Erfüllung:

Der Alte hielt die Pferde an und stieg ab. Zu beiden Seiten
lagen reife Weizenfelder. Nur hin und wieder unterschied
das Auge etliche grünlich schimmernde Plätze. Schwer hin-

gen die Ähren gesenkt an den langen Halmen. Mitunter fuhr ein gelinder Westwind darüber, bauschte die Frucht auf und bewegte sie. Es schien, als ging dies Ährenfeld weit, weit, bis an den Rand der Welt. Nur Grillengezirp und Lerchenjubil tönnte daraus hervor.

Der Alte schritt in den Segen hinein....

Erstaunlich ist, wie wenig in der Prosa erzählt wird, sogar in dem größeren Werk, „Auf der Straße nach Osten,“ wie alles nur von der Stimmung lebt. In „Der letzte Abschied“ wird allerdings eine detaillierte Beschreibung davon geboten, wie eine typische Vollwirtschaft verwüstet wird, aber auch dieses ist mehr Bild als Erzählung. Dagegen sind einige Gedichte von echter dramatischer Kraft („Machno“), aber als Dramatiker oder auch als Erzähler ist Fritz Senn nicht in seinem eigentlichen Element. Was einem Arnold Dyck, mit seiner eher etwas kühlen Distanz als Epiker gelingen konnte, lag Fritz Senn fern. Dafür hat Dyck nur ein einziges Gedicht veröffentlicht, das man auch kaum lyrisch nennen würde („Keine Heimat“). In dem längsten der Prosastücke, „Auf der Straße nach Osten,“ kann man aber eine größere Form feststellen, wenn der Weg in die Sowjetunion beschrieben wird in einer Reihe von stimmungsvollen Szenen, in denen die unermeßliche Größe, die schon Napoleon überwunden hatte, sich auf die Eindringlinge legt und ihren Gemütern kundtut, daß sie nie ihr Ziel erreichen werden. Das zeigt auch das großartige Bild am Schluß, wo der russische Bauer mit Hilfe des unendlichen Regens einen Panzer von der Erde aufschlucken läßt.

Hier sollen keine Deutungen der Prosastücke versucht werden. Es genügt vielleicht, darauf hinzuweisen, daß einige davon, wie man an den Untertiteln sehen kann, als Vorarbeiten oder Teile von größer angelegten Werken gedacht waren („Auszug aus ‚Panta Rei‘“). Solche Werke wurden Arnold Dyck und Dietrich Epp zur Prüfung vorgelegt, aber diese längeren Texte haben sich nicht erhalten. Es mag auch auffallen, daß die Prosawerke alle aus der früheren Zeit stammen, aber man sollte dann auch zur Kenntnis nehmen, daß in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg Gerhard Friesen in Deutschland einen schweren Stand hatte. Seine Zeit und Kräfte brauchte er, um seine Familie zu ernähren; zum Träumen und zum Schreiben fehlte ihm die Muße. Erst als er pensioniert war, hatte er wieder diese Zeit und, obwohl ihn dann schon durch die Anwesenheit seines

Freundes Arnold Dyck der Mut und die Lust zum Dichtertum wieder füllte, wie man aus den Briefen schließen kann, kam ein neues Unheil dazu. Langsam erblindete der alte Dichter und litt sehr daran, wie man in der späteren Bearbeitung eines seiner Gedichte sehen kann:

Jetzt, da mein Augenlicht immer mehr schwindet,
Ich kaum noch lesen und schreiben kann,
Und die Angst steigt, — daß ich erblindet,
Arm werde wie jener Bettelmann,
Da rückt ganz plötzlich, leise
Das Lied des Blinden aus Tula vor,
Und seine bezwingende Weise
Dringt mir herzergreifend ins Ohr!

.....

Und ob der Blinde gestorben, verzogen, —
Und ob seine Leier zerbrach,
Mich trägt sein Lied wie auf Wogen
Durch Dunkel und Ungemach! — (Lied des Blinden)

Trotzdem ist dem alten Dichter noch manches Gedicht gelungen, so daß man ein Lebenswerk vor sich hat, das von früh bis spät schöne und bedeutende Gedichte aufweist. Für diese erste russisch-deutsch-kanadische Generation war das Leben hart, das sollten wir nicht vergessen. Daß Gerhard Friesen und andere während dieser Zeit das Gehör und Gespür für eine bessere Zeit nicht verloren haben und für uns bewahrt haben, dafür sollten wir dankbar sein. Mehr noch, wir sollten die Gedichte Fritz Senns nicht vergessen. Wenn man diese Gedichte einmal richtig im Ohr hat, wird man sie auch nicht so leicht vergessen können!

I. FRÜHE GEDICHTE (bis 1934)

Trotz.

(1913)

Und hat ich dir u. das getan,
Hast mich das Leben fein gewahren,
Wahlan! Ich reup dem Müller zahlen.
Was geht's dich an!

Du hast mich nie mich Trost gpleht,
In keiner Nacht mich nie gelitten;
Ganz einsam hat ich Gott erstritten,
Was willst du jetzt?

~

1. **Trotz** (1913)

Und hab ich dies und das getan,
Hat mich das Leben fein gemahlen,
Wohlan! Ich muß dem Müller zahlen.
Was geht's dich an!

Du hast mich nie mit Trost geletzt,
In keiner Nacht mit mir gelitten;
Ganz einsam hab ich Gott erstritten,
Was willst du jetzt?

Trotz (Reinschrift des Dichters)

2. Herbstnacht

Senk dich nieder, Herbstnachtstille,
Über Beischlag, Baum und Giebeldach,
Töne, Sommerabschiedsang der Grille,
Friedevoll durch mein Gemach.

Wanderwolken mit beglänzten Säumen
Halten überm Dorfe Rast.
Auf den Bänken vor den Türen träumen
Bauern nach des Tages Last.

Du, dem sich die Welten neigen,
Lasse mich in meinem Kämmerlein,
Gleich dem friedevollen Grillengeigen,
Innig mit dem Dorf verbunden sein!

Laß mich wirken und gedeihen,
Hier in diesem alten Bauernhaus!
Draußen säen, ernten, Garben reihen
Auch in dieser Zeiten Graus! —

3. Mondaufgang (Halbstadt)

Mürrisch streicht der feuchte Wind
Über Gärten und Alleen,
Die der Nacht entgegensehen
Und schon voller Schatten sind.

Fernher über Ackerland
Kam ein Pfluggespann, das träge
Durch verstaubte Steppenwege
Spät und müd nach Hause fand.

Mürrisch spannt der Bauer aus,
Schleppt den schweren Kram zusammen,
Ruft nach seiner Kinder Namen,
Schließt den Stall und geht ins Haus.

Hinter seinen schweren Schritten,
Über Baum und Giebelrand,
Kommt ein stilles Licht geglitten;
Vollmond füllt das weite Land.

4. **Bild**

Hochsommer. Steppeneinsamkeit.
Der Falke flattert flügelbreit
Und steht wie in der Luft gebannt
Raublüstern über'm Wiesenrand.

So steig ich aus der Menschenreihe
Empor in Stunden selger Weihe,
Um Leben, Treiben toller Massen
Scharfäugig in ein Bild zu fassen.

5. Frieden

Wie hat sich Halm an Halm geschmiegt,
Vom Abendfrieden eingewiegt!
Kein Luftzug will die Felder schrecken,
Nun sie sich reif zum Schlummer strecken.
Und über diesem Ruhgefild
Das Vollmondsilber rinnt und quillt;
Nur leis erbebet im Entzücken
Die Saat, das Bild nicht zu zerstückten.

6. **Wir**

Heimwehmenschen sind wir alle,
Die wir in den Dämmerungen,
Bei verlornem Glockenschalle
Manches leise Lied gesungen.

Mit verträumten Augen schauen
Wir ins bunte Menschenleben,
Möchten uns ihm anvertrauen
Möchten ihm Gestaltung geben.

Unser Sehnen, Dichten, Singen
Ist wie herbes Kinderweinen,
Weil wir dunkle Wege gingen,
Drüber keine Sterne scheinen.

Weiter geht's mit müden Schritten,
Bis der nächste Spuk zerronnen,
Bis wir in die Bucht geglitten
Und ein neues Land gewonnen.

7. **Panta Rei** (Alles fließt)

Eulen und Fledermäuse
Wenn tief der Vollmond schwebt, —
Das ist der Steppen Weise,
Wie wir's erlebt.

Das Herze ratet,
Wie alles fließt,
Wie von Gram überschattet,
Was nicht mehr ist! —

8. Im Schreiten

Schreitet wo ein Mensch in alten Tagen
Durch ein weites, abendstilles Land,
Hut und Kleider sind schon abgetragen
Und in seinen Augen steht ein Fragen:
Wo die Zinnen wohl der Heimat ragen?
Wo die Wiege seiner Kindheit stand?
Droben — wo die Wolken sich im Mondschein wiegen,
Sieht er plötzlich seine Heimat liegen.

9. Pharao

Im Kreml wohnt ein Pharao —
Tyrann mit gottloser Gebärde,
Ein Unkrautsäer, der frech und roh
Verunkrauten will die Erde,
Ein Dämon, ein Teufelsgebieter
Mit seinem Heer der Sodomiter.
Sein Schädel ist hart und sein Herz noch härter,
Ein an der Kette Satans Gezerter. —
Im Kreml sitzen um Mitternacht
Zwei, wie zwei bleiche Fechter,
Der eine schimpft und höhnt mit Macht
In des andern Gelächter.
Im Nebenraume ein Huren und Saufen,
Münzenrollen, Schießen und Raufen,
Gläserklirren. — Leicht läßt sich verprassen
Das Gut — das man entwendet den Sklavenmassen.
Der eine am Tische mit frechem Gesicht
Reicht dem andern die Hand und spricht:
„Wir schreiben aus eine große Steuer,
Und wer sich nicht will bequemen,
Den zwingen wir mit Wasser und Feuer
Und wollen das Vieh ihm nehmen.“
„Die Pfaffenbuden machst alle zu,
Baust Schenken dafür im ganzen Lande;
Die Mennoniten im Süden, weißt du,
Sind eine halstarrige Bande.
Hungern und Frieren sind Daumenschrauben,
Die pressen den Saft aus den besten Trauben.
Laß sie nicht ziehen — laß sie schmachten,
So lange sie den Teufel und dich verachten.“
„Vordem nur lächelnd, hast du jetzt
Ein ganz begehrtlich Wesen angenommen,
Mich freut's, seh ich dich öfter wiederkommen.
Schau, wenn des Ruhmes Anspruch darauf ruht,
Daß man der Menschheit zapft das Blut,
Dann mein ich, darf mit gutem Grunde

Die alte Stadt, in der wir leben,
Die Hand nach einem deiner Kränze heben.
Denn auf dem weiten Erdenrunde
Erobert sich der Hexentrunk,
Den wir so wundervoll bereiten,
Das Volk, mit Lügen und Gestank.
Horch! Hinter diesen Wänden schreiten
Behagen, Bürgersinn und Kunstverstand,
Und tatstill liegt das weite Land.
Mich ficht's nicht an, was sie verschlingen,
Ich Sorge nur, was unsereiner atzt.
Wir alle, die im alten Moder ringen,
Der uns bedenklich oft im Halse kratzt,
Bedürfen immer gründlicher Erfrischung,
Den Tröster Schnaps von strengster Mischung.“
„Doch wünsch ich nun, du kämst zur Sache,
Was willst du?“ „Die Unsterblichkeit für einen,
Der sie verdient.“ — „Die muß ich dir verneinen.“
„Gestatte, daß ich mich verständlich mache:
Ich kam in dieses alte Nest
Mit einer Seele, die so ganz und gar
Ergeben dir, dem Teufel, war;
Mit einem Willen, der wie Eisen fest,
Mit einem Kennerblick, dem es gelang
Nach Helfershelfern hier und dort zu spüren
Und sie dem Spukwerk zuzuführen,
Mit einem ungestümen Drang
Rastlos die Republik zu schaffen
Mit Lügen, Gaukelei und Waffen,
Sag, hab' ich dir nicht Wort gehalten?
Von meinem Feuergeist entfacht, entfalten
Herrschaft und Tyrannei die eingeschlafnen Schwingen
Ich rief herbei die Tollsten, und bald ringen
Auch Schüler sich vom Wollen zum Gelingen,
Allüberall entsteht nach langem Darben
Ein Sündenbabel, drum wir warben.
Aus lange brach gelegenen Gefilden
Wächst eine Welt von Huren und von Wilden,

Die Schätze häufen sich, ringsum zerfallen
Die Kirchen und die alten Seufzerhallen,
Und so gelang's in unserm Alltagsleben
Manch schönen Kranz für dich zu weben;
Sei darum doch nicht überstrenge.“
„Du sprichst doch nur von einer Stadt,
Doch was gilt eine Stadt, wo eine Menge
Von Städten erst meint große Tat.
Die Länder sehe ich am besten,
Aus denen sie alle Säfte preßten,
Um einen einz'gen Pilz damit zu mästen.“
„Die Saat, die wir von dir empfangen,
Ist immerhin vorzüglich aufgegangen.“
„Noch nicht! In diesem Lande wohl, allein
Dein vielgepries'nes Land ist mir zu klein,
Du weißt, der ganze Erdball muß es sein.
Mach mit dem Teufel mehr Reklame!
Wühle und hetze daß die Erde bebt!
Dann will ich sorgen, daß dein Name
In der Geschichte weiterlebt.
Dserdshinsko, weißt du, dieser Menschenschlächter
War mir der liebste von euch allen.
Doch ich muß fort.“ „Gut, Höllenwächter,
Kommst wieder du, so werd' ich dir gefallen.“

10. **Unser Hirte**
(Auf G. Harders Tod)

Unser Hirte liegt auf der Bahre.
Zersprengte Herde, wie beugt dich der Gram!
Um ihn, der viele Segensjahre
Dich so treu in Obhut nahm!
Zersprengte Herde, nun wirst du wanken,
Wie kommst du ohne Hirte nach Haus?
Aus diesen Augen, die leblos sanken,
Floß viel Segen ins Leben hinaus!
Er wußte zum Frieden den Weg uns zu weisen,
Nun ward ihm der Frieden, den er begehrt.
Es geht ein Aufschluchzen hin um den greisen
Seelsorger, den wir geliebt und verehrt.
Er, der viele Segensjahre
Unsre Herde in Obhut nahm,
Unser Hirte liegt auf der Bahre.
Zersprengte Herde, du weckst ihn nicht wieder,
Aber du selbst bleib stark und wach.
Es lächelt dein seliger Hirt zu dir nieder:
Mein Lauf ist vollendet — nun tut mir nach.

11. Herbst

Lichttrunken walten die Septemberwochen,
Das Fest der Wälder ist nun angebrochen.
Rings die Natur, gesättigt und voll Schweigen,
Lauscht Tag und Nacht dem ems'gen Grillenreigen.
Der Vögel Melodie des Ziehens, Scheidens
Mahnt an die große Feier des Entkleidens.
Des Ew'gen voll und leer des Zeitvergehens
Bebt unser Herz im Zauber des Geschehens.

II. GEDICHTZYKLUS
Hinterm Pflug/Stimmungen (1935-1936)

12.

I

Es geht ein Pflug, der Schollen schichtet.
Du siehst ihn nicht, doch immer ist er da;
Er schichtet, schrammt und trennt und lichtet
Durch unser Volk. Und dies geschah:

Griffeste Bauern wurden finster
Und bleich wie Kranke im Spital,
Ein Schatten hing wie Garn und Ginster
Dumpflastend über Dorf und Tal.

Jäh stockten altgewohnte Gleisen,
Es kam die kummervolle Zeit
Des Hungers und der grauen Speisen,
Siechtum und Armut im Geleit.

Und in die Dörfer drang der Mord,
Und alle mit verwirrttem Haar
Schrie'n auf und floh'n von ihrem Ort
Dorthin, wo noch kein Schatten war.

Wo noch kein Schatten war? Es folgte ihnen
Die Schattensäule dumpf und schwer —
Und Bauern wurden zu Beduinen
Und suchten kreuz und suchten quer. —

Der ausgebliebenen langen Jahre
Sturm Gottes kam herbei!
Damit der dumpfen Leichenstarre
Ein jähes Ende sei.

Die Schwärmer spleiße und zersplitter,
Zertritt die Eifrer wie Gewürm.
Und wie ein trunkenes Gewitter
Durch alle lauen Seelen stürm'.

Erquicke, was in Ängsten blutet,
Irrlichter lösche aus!
Damit uns nur dein Licht umflutet
In dieser Zeiten Graus.

Der Afterweisheit, die sich blähet
Mit Wimpeln narrenbunt,
Damit sie deinen Namen schmäheth,
Tu deinen heiligen Namen kund.

Wenn satt und träg des Volkes Massen
Und irr der hohe Rat,
Gib, daß es Tausende erfassen:
Bekennntnis sei die Tat.

Mitten in Hader und Gezänke
Erblicke uns ein süßes Heil:
Du warst als köstliches Geschenk,
Sturm Gottes, uns zuteil.

Es geht der Pflug und schürft sich stählern
Durch Trotz und Trümmer seine Bahn,
Und Bauern bluten aus heiligen Mälern
Und werden dem Pfluge untertan.

Er reißt herum die halben Saaten
Und brachet alles schwarz und schwer.
Schon drängt sich voll Gewittertaten
Ein Wetter nach dem andern her.

Und schwanger schweigen Schutt und Schollen,
Die Zeugung kam, die Zeit ist da.
Die Nacht ist warm, die Donner grollen,
Des Pflügers heilger Lenz ist nah. —

Pflug, der um die Erde geht,
Senk dich tiefer in mein Leben,
Daß aus Furchen, Furcht und Beben
Neues Leben aufersteht.

Furchen, Furchen ohne Ende!
Sei zum Wachstum nur gewillt —
Frucht, die aus den Furchen quillt,
Du bist Glück und Licht und Spende.
Pflug, entfloh'ne meinen Blick!
Alle Schollen, die gehoben,
Sind von Sonnenlicht umwoben,
Strahlen Licht und Glanz zurück. —

Du furchst das Herz, du furchst die Angesichter
Der Narren, Bauern und der Dichter;
Runen ritzezt du Ewiger ein
In Baumborke, Antlitz und Stein,
Damit wir Dein Pflügen, Furchen und Graben
Immer vor Augen haben.
Die Schwärmer und die Müßiggänger,
Die Deines Namens sich beflissen,
Windbeutel sind's und Grillenfänger,
Die nichts von Deinen Runen wissen.
Mir bist Du Peiniger, Bedränger,
Der uns oft hin- und hergerissen,
Der bald gewittert, bald gewährt,
Der Keime ehrt
Und schützt und klärt
Was wachsend gärt: —
Voll Sehnsucht sich nach Dir verzehrt. —
Komm, brich in die Scholle ein,
Laß das Volk vertriebner Bauern
Träger Deiner Runen sein,
Die die Zeiten überdauern.
Daß noch Kind und Kindeskind
Merken einst beim Runenlesen,
Wie die toten Ahnen sind
Schollen Deinem Pflug gewesen,
Daß sie still und bleich erschauern. —

13.

II

Du warst der Pflüger, und der Pflug ward tief gestellt —
Tief schürfend ist er da auf Stein und Herz geprellt!
Prellsteine waren wir — doch du willst freie Bahn!
Was Bauern selbstverständlich, sehn wir nun mürrisch an. —

Wir pflügten schlecht; du nahmst den Pflug und pflügtest tiefer,
Wir schauten zu und meinten klug: die Furche wird immer schiefer!
Ob schief, ob grad — *tief* ward der Boden aufgerissen,
Nachdem er lange träg' geruht in Sonn' und Regengüssen.

Dem Bauer ist's ein Greu'l, die Furchen abzurunden,
Die Augen tun ihm plötzlich weh, wenn Furchen schief geschunden;
Der alte Pflüger hat die Bauern alle übertroffen —
Scharf liegt und tief die frische Furche offen;
Sämänner sind bestellt für den gepflügten Streifen —
Die ungeschickte Hand wird hart der Pflüger greifen

Als aller Pflüger Meister den Pflug zur Hand genommen,
Da ist ein frischer, rascher Zug durch's stille Feld gekommen.
Die Alten schauten wunderlich — sie meinten's zu verstehn,
Was Pflügen heißt und in der Furche gehn;
Die Alten schauten wunderlich und wußten nicht zu sagen,
Ob diese neue, frische Art auch Ernte würde tragen

Sie schauten irr und wunderlich und ließen es geschehn,
Der Pflug ging emsig Tag und Nacht — kein Pflüger war zu sehn!
„Der sieht keinen Rain — der pflügt immer schärfer!“
Die Furche ging dampfend durch Straßen und Dörfer. —

Auf einer Kanzel stand ein Säemann mit weißen Haaren,
Der stand und streute rechts und links seit vielen, vielen Jahren;
Der hat die allerbeste Frucht gefuchtelt und gereinigt,
Doch gab's kein wirkliches Gedeih'n — der Grund war hart und steinig;
Die Keime, die hervorgeschaute, die kümmernten, verdorrten,
Da sind dem alten Säemann die Augen naß geworden
„Es wird dem harten Grund kein guter Same frommen,
Unseliges Bemüh'n! Der Pflug, der Pflug muß kommen.“

Wir lebten lang in Form und Schein,
Und ahnen nun in grauen Tagen
Das ew'ge aufgewühlt zu sein,
Von dem uns Pflug und Pflüger sagen.
Wir freuten uns an Trug und Schaum
Und glichen führerlosen Blinden,
Wir suchten lang in Zeit und Raum,
Was nur im Ewigen zu finden.
Apostel gingen früh und spät
Und säten immer, wo sie gingen,
Der Same ward vom Wind verweht,
Wir hören noch die Körner springen.
Erlösung suchten wir und Heil
In Gold und Geld und Ird'schen gaben,
Indes wir Bauern sind — und Teil
An Gottes großer Schöpfung haben.

Nur wer den Pflüger erkannt,
 Kann als Sämann bestehn;
 Wen nicht der Pflüger ernannt,
 Wer kann in der Furche gehen?
 O du Sinnenbetrug!
 Nacht, du erdrückst schier die Welt!
 Hart ist das Herz, und der Pflug
 Wird tiefer und tiefer gestellt. —

Von einem Pflüger bin ich nun erfüllt.
 Wie wunderbar Glanz in mir ist das.
 Ich bin so ernst wie er — wie er so blaß —
 Und bin wie er, im Marktgeschrei verhüllt.
 In manchen Stunden scheint's, als ginge er
 Irr durch die Welt vor mir und unsichtbar;
Doch seht die Furchen! Lang, seit Tag und Jahr
 Ging ich dem Pflüger heimlich hinterher.

Wir warten stumm auf einen warmen März,
 Des' Winde über ein gewaltig Saatbett gehen,
 Dem auch die Krämer dann nicht widerstehen;
 Wie wirst du jauchzen, mein verlaßnes Herz! —
 Einen Pflüger seh ich langsam ziehn,
 Der, sein Haupt gesenkt, zum Dorfe schreitet,
 Von dem Hunde schattengrau begleitet
 Und den Kühen, die noch immer glühn
 Von der Sonne, schon im West versunken.
 Pflügerlos gesellt sich wie im Traum.

Nur die Grillen geigen dämmertrunken
 Durch die Wiese hin, man hört es kaum.
 Und ich frag den Pflüger, wie er lebt,
 Nach dem Feld und sonst nach seinem Schaffen,
 Und der Alte spricht wie halb im Schlafen
 In den Abend, der uns grau umschwebt —
 Seine Kleider duften wie die Erde.

Sein Gesicht ist faltig und verträumt,
Und wir ziehn mit der bewegten Herde
Ein zum Dorfe, das ein Fluß umsäumt. —

Und plötzlich mußten glauben wir an ihn,
Den wir noch gestern im Vorüberziehn
Als Pflüger kaum geachtet und begrüßt,
Der uns so friedlich und alltäglich schien.
Die Pflüge rosteten, das Land lag wüst.
Faulenzer hatten weder Furcht noch Acht,
Daß der genaue Pflüger jäh vorüberschritte.
Er rührte den und den in unsrer Mitte
Mit seltsam großer unverstandner Macht. —

Du pflügst das Land, du pflügst das Meer mit deinen Taten
Und auch das störrische Menschenherz, das dich so oft verraten;
Scharf ist der Pflug und trefflich ausgerüstet,
Aufreißt er, was der Krämer Geist verwüestet,
Der Geist, der sich oft frech gebrüstet
Und eng im Bibelwust genistet
Heraus aus engen Seufzerhallen!
Gott ist kein Freund von Moderduft.
Er ist, wo laut der Donner ruft
Und wo die Vögellieder schallen.
Er ist ein Feind der Dogmentürme
Voll Moder, Motten und Gewürme —
Er ist ein Held der großen Stürme.
Und ist er still, so ist er Sonne,
Die warm auf einem Saatbett liegt,
Erwartungsvoll und voller Wonne,
Bis sich die Saat in Ähren wiegt

Wir sind nur noch wie Kleiderständer,
Und tragen staubige Gewänder,
Wie Pflüger der Vergangenheit;
Der Pflug, der uns nicht wollte frommen,
Der ward uns aus der Hand genommen
Wie einem Kind ein brennend Scheit.

Noch schmecken wir den Duft der Schollen,
Den Regenduft, wenn Donner grollen,
Den Saft der Saaten, jung und frisch;
Noch sehn wir, wie die Säer gingen,
Auf hartem Grund den Samen springen,
Der wilden Vögel offner Tisch.
Nun ist am Werk ein Neugestalter,
Ich bin sein Schrei, ich bin sein Psalter
Und bin von seinem Pflug gestreift —
Ich sing sein Lied, das soll euch streifen,
Das soll euch streifen und ergreifen,
Wie wenn der Sturm die Pappel greift

Ich weiß, ich weiß, ich rede in den Wind
Und will doch zeugen, Leben wirken.
Ich bin kein Lärmender, wie viele sind,
Ich bin zuweilen wie ein Kind,
Wie Frühlingsaft in jungen Birken,
Der aus zerschundner Rinde rinnt.
Und um mich her die Pharisäer steh'n,
Die starren Wäger und Vergleicher,
Die geistgemieden rückwärts seh'n,
Die spüren nicht des Geistes Weh'n.
Handwerker sind's, Zeloten, Schleicher,
Die ängstlich durch den Türspalt spä'h'n.

O stört nicht meine Einsamkeit,
Ihr Sklaven voller Trottelwesen,
Verhaftet der Vergangenheit. —
Ihr Knappen der Gemeinsamkeit,
Ich bin verdammt — ihr auserlesen
Vom Geist, der durch die Stille schreit.
Ich bin verdammt wie Sisyphus,
Den Geist der Trägheit wach zu halten;
Ihr auserlesen zum Verdruß
Neuer Ideen, die in Fluß,
Um händeringend Rat zu halten,
Ob junger Same keimen muß.

15.

IV

„Da du so hart bist, will ich dich bereiten,
Wie man ein Feld bereitet und bestellt;
Da du so hart bist, soll mein Pflug durchgleiten
All das Gestrüpp, das dich geprellt.
Bis daß dein Herz und all sein Streiten
Ganz lose auseinander fällt.
Dann mag sich Sonne drüber breiten,
Du hartes wüstes Distelfeld.“

„Da du so stark bist, kannst du mich durchqueren,
So wie ein Strom das Feld durchquert;
Da du so stark bist, kannst du mich verheeren,
So wie ein Sturm ein Dach verheert.
Da du so stark bist, kannst du mich verzehren,
So wie ein Blitz den Baum verzehrt.
Da du so stark bist, darf ich dir nicht wehren,
Daß mich dein scharfer Pflug durchfährt.“

„All dein' ird'scher Wucher war vergänglich!
Wo der aufhört, fängt dein Leben an.
Laß dich pflügen, werde nur empfänglich.
Dich bestellt ja, der dich lieb gewann.“

„Wo du gepflügt, da stehn die Saaten schwer,
Wo du geerntet, ernten wir nicht mehr!
Wo du gegangen, schau'n wir durstig drein,
Und wo du pflügst, da heißt es stille sein.“

Es geht der Pflüger und führt seinen Pflug,
Und hinter ihm folgt ein Menschenzug,
Ein aufgewühltes, gepflühtes Feld,
Ein Feld bis an den Rand der Welt.
Alle, denen eine Heimat fehlt,

Werden mitgerissen und mitgezählt ...
Es ist ein scharfer Pflug, vor seiner Wucht
Sind Hundertausend im Land auf der Flucht
Und hasten fort und stehen still, erleichen

O Pflug, vor dem entsetzt die Völker weichen!
Als wir auf unsrer Flucht in Canada gestrandet,
Ist auch mit uns zugleich der Pflüger hier gelandet. —
Der Pflüger kommt manchmal bis in die Stadt,
Und uns ist, wenn er still in der Dämmerung naht,
Als ob die Vergangenheit vorüberrollte ...
Und wir sehen noch einmal die tote Saat,
Die als Werk unsres Geistes wachsen sollte,
Und inmitten der kahlen Ackerflächen
Sehn wir den Pflüger und hören ihn sprechen:

„Ein wüster Wahn scheint Wirklichkeit geworden,
Auf weiten Feldern dehnt sich ein Saatenmeer,
Hungrige Bettler hinken auf den Straßen umher
Und schießen Blicke als wollten sie morden
Neben wogendem Überfluß sieht man die Armut jammern,
Über Palästen stöhnt es in schwülen Kammern ...
Vor vermessenem Himmelsverlangen
Scheint die irdische Pflicht ihnen ausgegangen

Es ist kein Bauermark, es ist ein Teig,
Mit Worten tapfer, doch mit Taten feig.
Es fehlt der Mut, der im Gewissen sitzt,
Der freie Geist, der mutig Wahrheit blitzt.
In Trägheit, Feigheit senken sie ihr Haupt
Vor einem Gott, an welchen keiner glaubt.
Was stolz erstritten einst die Väter hatten,
Das haben diese faul verschachert und verraten.“ —

Was unser war? Dörfer voll Abendläuten
Noch unberührt von den langenden Pranken der Stadt.
Wo starke Bauern reinen Samen streuten,

Bedächtig schritten, wenn die Ernte genaht.
„Eines Augen über unsern Saaten
Prüfen, prüfen, ob sie recht geraten.“

Was unser war? Kirchen mit vollen Bänken
Lauschender Pflüger, vom Mammon noch nicht unterjocht,
Wo am samtenen Kanzelpult seit Menschengedenken
Bauernapostel gemahnt und gepocht:
„Eines Augen über unsern Taten,
Prüfen, prüfen, ob sie recht geraten“

Die Sonne sinkt, die Felder schweigen,
Die reifen Saaten glühn und duften,
Ein uferloser Grillenreigen
Erlöst das Land von Müh'n und Schuffen.
Die Sonne sank, die Saaten rauschen
Wie ein Gewand;
Nun Seele, laß uns lauschen,
Gott geht durchs Land.

Der Abend naht, die Winde stocken,
Der Westen brennt,
Ein sonnengoldiges Verflocken
Die Nacht vom Tage trennt.
Die Schatten drängen, steigen, steigen,
Vom Licht verlangt,
Bis daß der Sternenreigen
Am Himmel prangt.

O weh, wir knicken und ersticken
Als Sklavenseelen in Fabriken!
Geschund'ne Bauern in Räucherkasten,
In denen Gras und Moder lasten,
Drin Menschen schwarz wie Molche hasten
Und gierig nach dem Ausgang tasten.
Wie ist das köstlich, wenn abends die Hände ruhen,
Die Blicke rückwärts zur Heimat gehn

Und doch dabei inwendig sehn
Und wie hinein in alte Truhen!
Da strömt uns zum Herzen unsägliches Glück,
Da fordert die Scholle den Bauer zurück.
Für Augenblicke vorbei das Trauern
Das Ohne-Heimat-sein.
Der Sohn urwüchsiger Bauern
Fährt mit den Pflügern ins Dorf hinein. —

16.

V

Es liegt ein Dorf im Abendgrauen
Mit Fenstern voller Lampenlicht,
Wir wandern ohne aufzuschauen
Und immer doch das Dorf in Sicht.
Siehst du den Pflüger heimwärts kommen?
Schwerfällig wackelt das Gefährt,
Blausilbern kommt der Mond geschwommen,
Der lautlos mit dem Dorf verkehrt.
Sieh, wie durchs rauschende Geblätter
Das milde Mondlicht Silber spinnt!
Derweilen über Saat und Wetter
Vor jeder Tür ein Bauer sinnt.
Hörst du die traurigen Gesänge
Verliebter Russen durch die Nacht,
Romantik ist es — Überschwänge
Sind weit und breit im Land erwacht.
Es wandert ohne aufzuschauen
In Städten manch ein armer Wicht —
Das macht das Dorf im Abendgrauen
Mit Fenstern voller Lampenlicht. —

Wir treten nur noch harte Pflastersteine,
Wir weggerissen von Hof und Pflug;
Liegt wo ein Garten im Sonnenscheine,
Wir müssen vorbei wir wissen das eine:
Es lastet auf uns ein Fluch.
Und vor uns erstehen graue Gestalten,
Von Alter und Gram gebeugt,
Mit knorrigen Stöcken, daran sie sich halten,
Das sind die Ahnen, das sind die Alten,
Darin sich Gott im Menschen bezeugt.
„Wie seid ihr verirrt! Wie seid ihr verschlagen!“
So rufen uns diese Alten zu.
„Ihr unsre Hoffnung in jungen Tagen,
Die wir auf den Armen ins Feld getragen,
Ihr fröhnet in Städten, wozu? wozu?“

Wir treten weiter die harten Steine,
Kein Vogel singt, kein Feld grünt, wo wir gehn. —
Uns lockt kein Hof. Wir wissen nur das eine!
Zum Räucherkasten geht's wie an der Leine,
Wir werden nie mehr Saaten reifen sehn. —

Vater, als du zum letzten Male aufgewacht,
Und man mich Knaben an dein Bett gebracht,
Da war dein Wunsch, ich sollt' dein Erbe sein.
Hab ich ihn auch erfüllt, o Väterlein?

Als Bauer schweif ich haltlos durch die Welt.
Schlaff sind die Arme, einst so kraftgeschwellt!
Das Aug', das Herz, einst goldner Sonne offen
Sind nun von Gram und Bitternis getroffen.
Doch ward ein Pflüger ich wie du im Felde
Damit, daß ich dem Volk den Menschenpflüger melde. —

17.

VI

Leidlose Stirnen krönt der Pflüger nicht
Mit Zeichen seiner Rätselschrift.
Wen nicht sein Pflug, sein Meißel trifft,
Versteht sie nicht,
Und er vergißt,
Daß alles ird'sche Wirken eng und endlich ist.
Wir Runenträger sind Modelle,
Der Vorhang, der sein Bild enthüllt,
Er ist der Pflüger — wir Gerölle,
Er ist der Dom und wir die Zelle,
Er ist der Sturm und wir die Welle, —
Wir tote Blöcke ohne Helle
Und er hat Meißel, Maß und Elle,
Damit er unsern Trotz zerspelle,
Bis daß wir folgsam und gewillt
Voll Andacht auf den Meißel schauen,
Damit er uns zur Form gehauen,
Die gilt. —
Nicht Pflügen und nicht Säen löst die Bauernbrust
Von allem Selbstbetrug,
Der hat vom wahren Pflügen nichts gewußt,
Der nur gehängt am eignen Pflug.
Aus Himmelshöhe stellt eine ew'ge Hand
Den Pflug ein, und dem Bauer selber gilt,
Dem harten Bruch, das Pflügen unverwandt,
Bis daß er werde tragendes Gefild. —

Um zu sichern seine Taten
Treu dem künftigen Geschlechte,
Ritzt er Runen. Bauern raten
Daran durch die stillen Nächte.
Was sein Geist geweihten Sehern
Offenbart in Sturm und Stille,
Kündet unerbittlich ehern,
Wie geschehn sein strenger Wille:
Wie die Ahnen immer scheiden,

Kaum die Zelte aufgeschlagen.
Und ins Land der wüsten Heiden
Deutsche Edelsaat getragen.
Wie sie dort die Scholle bauten,
Die sie jung und kräftig nährte;
Bis sie bessere Zeiten schauten,
Armut sich in Wohlstand kehrte.
Wie die Alten still und streng
Sich der wirren Welt enthalten.
Glaubensschwerter statt Gepränge
Ird'scher Waffen um sich schnallten.
Bauern, die vor hundert Jahren
Pflügend durch die Steppe schritten,
Um ihr Glaubensgut zu wahren
Heimweh immerfort gelitten:
Die noch reinen Samen streuten
Und in trotz'ger Weltverachtung
Sich der harten Arbeit weihen
Und der göttlichen Betrachtung.
Trotzge Bauern, die verbissen
Mit dem Pfluge Steppenschluchten
Und mit Strenge ihr Gewissen
Zum Gedeihn zu zwingen suchten.
Wie sie bäurisch, fromm und bieder
Treu dem Tagwerk nachgegangen,
Ihre frommen Lutherlieder
Sonntags aus der Kirche drangen.
Wie darein die Saaten leise
Rauschend ihren Zauber hingen,
Alles muß zu Gottes Preise
Dumpf und hell zusammenklingen.
Wie sie zogen Zaun und Hecke
Welt und Wirrnis abzuwehren,
Und in ihrem Weltverstecke
Rauschten nur die Weizenähren.
Ja, es war bei diesen Ahnen
Bauernbrauch und Art zu finden,
Doch sie zogen längst von dannen,

Und die Art zerstob in Winden. —
Wie sie in den warmen Stuben
Gegen Sturm und äußre Wogen
Sich verschanzten und vergruben,
Gitter nicht ums Herz gezogen.
Wie sie trotz der heiligen Lehren
Fingen an am Geld zu hangen.
Sind dem Geiz voll Gier und Gären,
Sind dem Feind ins Garn gegangen.
Wie im Wirbel der Gefühle
Sie das Heiligste vergaßen
Und im russischen Gewühle
Nie ein Vaterland besassen.
Wie Gott Himmels und der Erde
Sich nur rechte Pflüger halte.
Und, damit was Neues werde,
Ließ zerstieben er das Alte.
Wie die Stürme jählings schärfer
Durch die stillen Dörfer brausten;
Dieb und Bauer, Stadt und Dörfer
Zornig durcheinander zausten.
Wehrlos, ehrlos war der Bauer,
Machtlos, rechtlos wie Nomaden;
Gegen diese Wetterschauer
Schützten keine Fensterladen. —
Einsam sitzen sie und sinnen
Ohne Brot und ohne Schlaf;
Ihre Blicke gehn nach innen,
Die Gesichter werden straff.
Durch des Dorfes fromme Bräuche
Tapfen Russenstiefel schwer,
Und die faulen Molochsbäuche
Fraßen Haus und Keller leer.
Was verriegelt und vergittert,
Unveräußerlich gewähnt,
Liegt zerschlagen und zersplittert,
Wo der Wüstling angelehnt.
Schiefe Türen an den Pfosten,

Ställe ohne Roß und Rind,
Pflüge, die im Hofe rosten,
Machen Augen weh und blind.

Auf den Äckern, sonst gepflegten,
Schießen Disteln, schulternhoch,
Weil sich Pflug und Egg' nicht regten
Seit der Heid' zu Dorfe zog.

Seit das Fluchen und Gegröle
Dieser Menschenschinder tönt,
Ward das eigne Haus zur Hölle;
Heiliges Erbe ist verhöhnt. —
Alles teilen! Niemand rede
Von Verboten und Gesetzen!
Welche Lust, durch Land und Städte
Bauern wie das Vieh zu hetzen!
Lange wird das Faustrecht dauern,
Brotlos und entrechtet lungern
Das Geschlecht urwüchsger Bauern —
Besser wandern als verhungern.
Und der Häuser warme Schwingen,
Wälder, Gärten, Ackerbreiten
Ließen seufzend sie und gingen
Wandern wie zu Väterzeiten.
Die verwurzelt und verbissen
Schollenfest die Flucht verschmähten
Müssen bettelnd und zerrissen
Wüster Fremde Wege treten.
Wie ein struppiges Gefieder
Wird ihr Rasten nicht gelitten,
Stehen auf und schreiten wieder,
Und besinnen, wo sie schritten.
Ernstlich gilt's des Pflügers Bahnen
Tiefe Rätsel zu ergründen,
Immer ist's ein Spornen, Mahnen,
Deren Lösung schwer zu finden.
Runen sind es — stille Gäste,
Die von einer weggestürmten

Bauernwelt die letzten Reste
Wie ein heilig Erbgut schirmten.
Runen sind es! Um die Lettern
Spinnen sich, wie Efeuranken
Einen Leichenstein umklettern,
Unsre traurigen Gedanken. —

Komm, wollen in den Garten gehn.
Dahinter dehnt sich das Gelände,
Drauf Garben in der Sonne stehn
Wie zum Gebet geschloss'ne Hände.
Durch fahle Stoppeln bricht der Pflug
Schon lange Tage unverdrossen;
Ein Feld, das reiche Saaten trug,
Wird frisch dem Sonnenlicht erschlossen.
Dem Pfluge folgt ein Rabenschwarm,
Stahlblau erglänzet sein Gefieder,
Der speist, was frischer Boden warm
Hergibt, kreischt auf und senkt sich wieder.
Es führt den Pflug mit starker Hand
Der Pflüger wuchtig, der bejährt;
Sein Gang ist wie in tiefem Sand
Vom langen Schreiten in der Fährte.
Und wie die Abendsonne sinkt,
Nach langem Tagwerk, schwer und sauer,
Stürzt er den Pflug, die Pflugschar blinkt,
Und die Gestalt wird immer grauer.
Noch einmal stellt den Pflug er ein,
Und ob auch alles heimwärts hastet,
Er pflügt im Felde nun allein,
Wie jener, der auch nachts nicht rastet.
Und wie von Geisterhand geführt,
Gleist scharfes Eisen durch die Erde;
Damit das Feld, wie sich's gebührt,
Noch heute, heute fertig werde.
Herbstabend hüllet früh das Land;
Wir sehn den Pflüger nicht, wir ahnen:
Der Griff der grauen Schattenhand
Führt seinen Pflug gestreckte Bahnen. —

18.

VII

Nun du unser Pflüger warst,
Und mit deinem wucht'gen Pfluge
Pflügst, daß jede Rinde barst,
Bauern auf dem Wanderzuge,
Hilf! es quillt aus uns hervor
Seufzen, Sehnen, Herz im Bluten!
Jede Furche wies zum Tor,
Aus dem neue Leiden fluten.
Lege uns die kühle Nacht
Neblich auf die wehen Wunden,
Schlinge ihr Gewand bedacht
Um die Rast der Wanderstunden;
In der Nacht will alles Weh
Langsam hart und stille werden.
Morgens stehn wir auf wie je
Mit verbissenen Gebärden.
Keine Nachrast kennt dein Pflug,
Dessen Schar nicht rosten dürfte!
Endlos geht der Furchenzug,
Den er, weil wir ruhten, schürfte. —

Wer zählt, die heut in Sibirien gehn?
Verbannte im Schnee, im tiefen Schnee.
Bauern, die fiebernd im Schnee verwehn,
Hungergestalten der Hungerarmee.
Wirbelnde Flocken, Stürme und Eis,
Leichen am Wege, weißverdeckt,
Bauern, gehetzt, wie Tiere verreckt. —
Zwei schwanken daher, ein Knab' und ein Greis.
Schüsse verknattern von ferneher,
Dann Stürme und Dunkel, winterschwer.
Zusammengekauert regt sich's sacht:
Zerlumpfte Gestalten in eisiger Nacht.
Zwei Stimmen im Sturm:
„Mien Jung, jriep too.
Wie welle deele, näm disse Kjarscht.“

Der andre fröstelnd: „Ao, wea hia Stroo!
 Etj hab soo'n Darscht!“
 Der Schnee stäubt auf, der Nordwind stößt,
 Das Fieber dem Jungen die Zunge löst:
 „Onkel, hea too. Etj see se schtone
 Gaunss dijcht emm Dunkel, etj sie noch wak, —
 Oole enn Kjinja, dootmeed fomm Gone,
 Enn tomle emm Schnee, fonn Hunga schwak.
 Etj hea'et emm Wind, gaunss dijcht, dijchtbie
 Daut Muttajehiel enn Kjinjajeschrie,
 Dee Kjinja emm Schnee, etj see se noch,
 Etj well se nijch seene, enn see se doch,
 'ne lange Reaj, ... daut Doodehää ...
 Schaute omm Schaute, emma mea,
 Enjloose Reaj ... dee sitsitj omm
 Enn häft de Haunt, enn wenjt mie stomm.
 Hea, Onkel, derjch Storm enn schnee
 daut Muttajehiel enn Kjinjajeschrie. —
 Scheete? De Roode? Schlapst dü, he?
 Doa ess'et wada, gaunss dijchtbie ...
 Oo Gott — de Roode! Doa sent se, Maun,
 Hea doch see kome — Gott sie mett mie“
 Dee Oarm, dän hee feelt, ess schwoa aus Blie
 Lang aul räd hee een'n Doode aun.

Schüsse verknattern von ferneher,
 Dann Stürme und Dunkel winterschwer.
 Die eisigen, heulenden Stürme gehn
 Über Wälder und Felder, tot und weit,
 Über zwei Leichen, frisch verschneit,
 Leichen, die in der Furche verwehn. —

19.

VIII

Wir pflügten, wie verdrossen, wie im Traum
Erschöpftes Land nach alter Väter Weise
Zu lange schon in ausgetret'ner Gleise
Und ruhten mittags träg am Ackersaum.
Einsame Säer schritten durch den Raum —
Und schwangen heilge Saat im weiten Kreise,
Wie bärt'ge Götter auf der Heimatreise, —
Wir Satten merkten heiliges Handwerk kaum
Verpraßt war heil'ge Saat. Wir deckten sie nicht zu
Und flache Furchen dorren im Gelände,
Die wilden Vögel waren da im Nu.
Es ist nicht Pflügers Brauch, daß er die Saat verschwende,
Er bracht' den Pflug, des' scharfes Eisen blinkt, —
Des' Schürfen war wie Droh'n, mit dem man Knechte zwingt. —

Als ob wir schwer im Schneewehn gehn, so gehen
Wir durch die Fremde auf der Wanderschaft
Durch große Städte, wirr und heidenhaft,
Wo Hurer sich und Läster ungehindert blähen.

In Dämmerstunden bleiben wir nur manchmal stehen
Und atmen auf nach allzulanger Hast,
So wie ein Baum aufrauscht voll jungem Saft
Nach heißem Tag, da keine Lüfte wehen.
Sieh, wie sich eine Furch auftut, so sind wir.
Du winkest Pflüger uns aus allen Dingen,
Von allen Wegen weht es her: Gedenk!
Sieh, wie sich eine Furche öffnet, öffnet dir,
Sind wir gemürbt, du magst den Samen schwingen,
Damit dir werde Ernte und Geschenk. —
Wir raten und deuten, woher wir stammen,
Seit Urzeit wandernd, steigen wir auf.
Wir verloren alles, ja selbst die Namen
Der Ahnen und deren Lebenslauf.

Unsre Pflüge sind rostig und blind geworden,
Unsre Schollen wurden der Feinde Fraß,
Wir schreiten in der Bettler Orden
Durch alle Städte Canadas.
Irrlichter wurden so viele Sterne!
Fragt nicht, wo unser Endziel sei:
Wir sind die Pilger ewger Ferne,
Der ewigen Sehnsucht Kumpanei.

20.

IX

Dunkel streift der Abendwind
Über Gärten und Alleen,
Die der Nacht entgegensehen
Und schon voller Schatten sind.

Fernher durch das flache Land,
Durch verstaubte Steppenwege
Kam ein Pfluggespann, das träge,
Spät und müd nach Hause fand.

Mürrisch spannt der Bauer aus,
Trägt den schweren Kram zusammen,
Ruft nach seiner Kinder Namen,
Seufzt und schilt und geht ins Haus.

Hinter seinen schweren Schritten
Über hoher Giebel Rand
Kommt ein stilles Licht geglitten;
Milder Mondschein füllt das Land. —

Ich weiß ein Wort von ewigem Bestand,
Recht eigentlich für unser Volk geschrieben,
Das von der Scholle immer wird vertrieben,
„Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.“
Dies Wort bleibt stehn und läßt sich nicht verschieben,
Und der es schrieb am grauen Nordseestrand,
Das war ein Mann, der sich im Elend fand,
Wenn kurze Frist von Hause fortgeblieben.

Worte wie diese will ich streuen wie Saaten
In meines Volkes Seele frisch und wacker,
Daß hier und dort mag eine Frucht geraten.
Was soll dies Irren, Hin- und Hergeflacker?
Pflanzt bess're Bäume als die Väter taten!
Der Pflüger hat bereitet ja den Acker. —

Es stößt der Pflug mit schmerzlichem Vernichten
Durch unser Volk, das sich ein Volk der Pflüger nennt.
Längst überwachsne Raine werden aufgetrennt,
Aus trägem Schutt ein Brachfeld aufzurichten.
Es will der Pflüger sich ein Neuland lichten
Für ein Geschlecht, das ihn als Herrn erkennt,
Erkennt und mit dem Leben ihn bekennt,
Ohn Bücherkram und biblische Geschichten.

Uns fehlt ein Halt in dieser wirren Zeit,
Die Scholle und das Dach, die mit Vertrauen
Den Bauern nähren, drin die Rast gedeiht;
Zerstreut und heimatlos bei Wettergrauen
Hascht man nach Trümmern der Vergangenheit
Anstatt das junge Neuland zu bebauen. —

Herbstnebel drücken schwer, soweit das Auge sah,
Und wie durch Nebel seh ich die Geschichte nah:
Ich und mein Vater haben Stoppel umgebrochen,
Ein weites, stilles Feld, kein Wort ward da gesprochen.
Wir hörten nur der Rosse schweres Schreiten
Und manchmal Kiesel knirschend übers Streichbrett gleiten.

Noch jung und ungeschickt konnt' ich den Pflug schlecht halten
Und fühlte schwer auf mich den strengen Blick des Alten.
Der ließ verlauten nichts, das war ein Mann der Stille,
Mit schwerem wucht'gem Schritt, ein ungebeugter Wille.
Der ging in Haus und Hof, als ob im Feld er gehe
Und immerfort im Grund die Pflugschar wühlen sehe.
Der zwang im Trotz mit eherner Gebärde
Die blanke Pflugschar durch die harte Ackererde.
Der spürt der Erde Durst wie seines Leibes Nöte,
Wenn lange Dürre stand und heißer Ostwind wehte.
„Der Pflug zeigt dir den Weg, du mußt nur sicher schreiten,
Laß nie das scharfe Zech aus deinen Augen gleiten.“ —
So überschwenglich barst der sonst so karge Bauer,
Wie Sonne war es mir nach schwülem Regenschauer.

Denn barsches Schweigen drückt das kindliche Gemüt,
Dort klang wie Vogelsang des Vaters strenge Güte.
Mit diesem Spruche sind wir wieder aufgebrochen,
Wie einen Bibelspruch hab ich ihn nachgesprochen.
Längst ging der Meister heim und ist wohl schon vermodert,
Doch seiner Lehre Glut hat warm in mir gelodert.
Die Zeiten wurden wild, die Furchen wurden tiefer,
So kommt's daß ich den Spruch den Enkeln überliefer:
„Es geht des Pflügers Tritt fest durch die Zeiten,
Er pflüget, die er liebt und läßt sie schweigend gleiten,
Herold und Hort der Uerbittlichkeiten“ —

21.

X

Du bist durch uns mit Deinem Pflug gegangen
So fest und klar wie durch ein Stoppelfeld
Der Bauer geht mit hoffendem Verlangen,
Wenn seinen Acker er im Herbst bestellt.

Wir dürfen schreiten — so wie Pflüger schreiten
Voll stillen Sinnens hinterm Pfluggespann
Ein Weg nur, eine Furche soll uns leiten
Wie Pflüger, die dem Abendziele nah'n. —

Schwere Saaten in der Sonne stehn.
Bauern sind am Sensenschleifen
Wie die Hitze flimmert! Nur die Wolken gehen,
Werfen hin und wieder Schattenstreifen.
Hier und da im Feld ein Bauer sinnt
Ahnungsvoll beim Ährenraufen:
Wie die Ernte ihren Zauber spinnt
Zwischen Sonnenglanz und Schattenlaufen. —

Den Dichtern:
Ihr seid gepflügt, drum seid ihr auserwählt
Vom Pflüger als die fetten Weizengründe,
Die dick gedrängt mit Schuld und Sünde
Die Saaten zeugen, frostgestählt.
Ihr seid bestimmt, daß euch die Pflugschar schründe
Ganz so wie Deutschland — leiderquält —
Ihr seid gepflügt — drum seid ihr auserwählt.

22.

XI

Im Dämmern liegt das Herbstgelände
Von Ruhesehnsucht überhaucht —
Das Feuer ferner Stoppelbrände
Versinkt, verrauchet.

Die Herde gleitet von der Weide
Den Ställen zu,
Der Pflüger im verstaubten Kleide
Eilt heim zur Ruh.
Im Dorfe kühler Abendfriede,
Laternenschein —
Die Hammerschläge einer Schmiede
Schlafen ein. —
Ein jeder findet seine Klause
Nach Müh und Not. —
Bereitet schon in jedem Hause
Stehn Milch und Brot —

Wär' Friede zu erwandern auf der Welt,
Hier fände ihn verborgen, wer ihn sucht,
Hier unter der Akazien grünem Zelt ...
Doch wir sind in der Fremde, auf der Flucht.
Wir zogen fort und ließen alle Welt,
Wir zogen fort und ließen Pflug und Feld,
Das Dorf, die stille Bucht
Und werden, wenn die Dämmerung fällt,
Von alten Bildern heimgesucht:
Die Mütter singen, kleine Kinder schrein
Und ferne rollt noch irgendwo ein Wagen.
Die letzten Pflüger müssen bald zuhause sein,
Ein irres Blinken — feuchter Mondenschein,
Die Fenster gehen auf, die alten Uhren schlagen,
Der Bauer schläft vor seiner Türe ein.

Du bist das Schweigen, das die Gärten lauter rauschen macht
Im stillen Dorf zur Vollmondnacht.
Du bist das Schweigen, das die Grillen ruft zum Reigen,
Zur Rast, was wirr und überwacht,
Dorthin, wo Sterne stehn und steigen.
Du bist das Schweigen, das aus frischen Schollen steigt,
Das Schweigen, das sich über reife Saaten neigt. —
Du bist das Schweigen, das das Herze lauter schlagen macht
Des trotzgen Bauern auf der Bank vor seiner Türe,
Wo er die Wache hält um Mitternacht. —

Nach dem Pflüger hab ich die toten Ahnen gefragt,
Und einer der Ahnen hat mir dieses gesagt:
„Ewig wuchtet der Pflüger, der Schollen bricht;
Nur eure Augen sind trübe und sehen ihn nicht.
Alles ist Acker, ewig geht der Pflug“
Und keiner der Ahnen fand je einen besseren Spruch.
Wisset! Der Pflüger, den ihr als den stillen gekannt,
Wird von den Bauern nicht gerne mit Namen genannt.
Denn der Stille stand auf und brachte Entsetzen, Gericht
Lippen der Bauern schweigen und nennen ihn nicht. —

23.

XII

Nach langer Zeit auf wirrer Lebensgasse
Zum Pflug ich wieder als ein Bauer fand. —
Und wenn ich fester seine Griffe fasse,
Strömt der Geschlechter Kraft durch meine Hand.

Dies Hügelland wird Saat und Brache,
Die Farmen schließen sich zu Nacht und Raum.
Aufgraut ein stiller Hof in meinem Traum:
Geäst verwölbt zum dichten Dache
Ein honigtreibender Akazienbaum. —

Immer noch, wenn ich im Sommer schreite
Durch der Felder reifende Weite
Ist mir — wir kämen dem Hofe nah,
Da meiner Kindheit Urbild stände.
Die Mutter böte dem Vater die Hände:
„Lieber, nun seid ihr endlich da!
Wo seid ihr so spät im Feld geblieben,
Sagt, wo habt ihr euch umgetrieben,
Daß ihr so müd und hungrig seid?“
Und wir könnten uns kaum besinnen,
Gingen heimfroh ins Haus, und drinnen
Fanden wir Trunk und Essen bereit. —

Es wandert unser Volk, die Welt sich zu schauen
Gleich wie Nomaden mit dem leichten Zelt,
Des Abends spät zum Rasten hingestellt,
Schon abgetakelt wird beim Morgengrauen.

Von altersher gewohnt die Scholle zu bebauen,
Von altersher gewuchtet hinterm Pflug im Feld,
Wie Spreu im Wind weht unser Volk, enterbt, geprellt
Und muß statt Roggenbrot der Fremde Semmel kauen. —

Du bist dahin, und doch, du bist noch mein,
Heimat! Das Lied von deinen Nachtigallen
Fließt wie ein Gruß in meinen Herbst hinein.
Allabendlich, wenn Stadt und Markt verhallen,
Kehrt die Erinnerung tröstend bei mir ein:
Mit alten Freunden durch das Dorf zu wallen. —

24.

XIII

- Einer: Da wir den Friedlichen nicht mehr verstanden
Und nicht ergriffen — stand der Starke auf
Und machte Sturm und ließ den Pöbel branden
Und störte den gewohnten Tageslauf.
Damit wir nicht versumpfen und versanden ...
Und es gedieh kein Brot!
Nur Disteln, die die Jahreszeiten überstanden,
Nur Pest und Not.
- Chor: Nur Disteln, die die Jahreszeiten überstanden,
Nur Pest und Not.
- Einer: Geboren an geheimnisvoller Stelle
Ward einer der, die sich der Pflüger weckt,
Wenn eines Bauernvolkes Daseinswelle
Das Bett zu eng wird, das man ihr gesteckt —
Der führt das Volk aus jener Narrenzelle
Und macht es wieder frei,
Daß diesem Volke doch sein Name helle
Ins Herz gemeißelt sei!
- Chor: Daß diesem Volke doch sein Name helle
Ins Herz gemeißelt sei!
- Einer: Und da wir in Erinnerung so verloren
Noch einmal leben, was wir dort erlebt,
Wogt ein Geräusch, wie wenn aus tausend Toren
Ein Bauernvolk enterbt zur Fremde strebt,
Weil's nicht der roten Fahne zugeschworen
Weit ging es über's Meer
Ein Bauernvolk zum Wandern auserkoren
Von altersher.
- Chor: Ein Bauernvolk zum Wandern auserkoren
Von altersher.

Einer: Vieltausend sind wir, die des Pflügers Botschaft tragen,
Und doch, wie oft da stehn wir ganz allein!
Und sehn uns an, und alle Blicke fragen
Nach Weg und Ziel, und alles Tun wird Schein.
Wir sehn die Heimat in der Ferne ragen,
Um die es uns gereut:
Das ist dort, wo die stillen Dörfer lagen
Im Mondschein hingestreut

Chor: Das ist dort, wo die stillen Dörfer lagen
Im Mondschein hingestreut

III. GEDICHTE 1935-1938

25. Dostojewsky

Auf einer Pritsche, ganz verlumpt, verlaust,
Liegt das Genie und fröstelt. Dunkle Nacht.
Den Dichter stieß des Schicksals grobe Faust
In ein Inferno, wo das Laster lacht
Und Ketten klirren, wo Verzweiflung haust
Und Ekel — alles Leidensfracht —
Befördert hier und angehauft aus einem tiefen Schacht. —
Der Dichter wacht und fiebert. Dicht zu seiner Rechten
Kniert der Soßima, kauern im Gebet:
„Du Wind, du Sturm in dunklen Nächten,
Der uns wie Sand zusammen weht ...
Laß uns verderben. Häufe alle Laster,
Diebstahl und Mord und Hurerei
An diesen Ort, du strenger Wudentaster,
Doch mache Rußland von dem Aussatz frei ...“
Der Dichter lauscht. Noch magrer, leichenblasser,
Wie ein Erlöser sitzt der Genius
Auf seiner Pritsche aufgerichtet.
Inmitten dieser Henker und der Hasser,
Und von sichweisend Fieber und Verdruß
Und was die Seele einengt und verpflichtet,
Ergrübelt er, was dieser Alte litt
Der Dichter lauscht und betet mit
Zu seiner Linken liegt ein zarter Knabe,
Wie eine Taube liegt im Sperbernest,
Aljoscha — der als Kind am Bettelstabe
Nur Armut sah, nur Elend und Gebrest,
Der einen Blinden führte und als der gestorben,
Pfadlos verirrt und auf der Wanderschaft verdorben.
In stillen Nächten packt ein Heimwehbrennen
Das junge Herz, das noch nicht ganz versteint,
Vom einz'gen Freunde mußte es sich trennen
Das junge Herz — es schluchzt und weint:
„Du sahst Bahnen, die wir nimmer sehen,
Fühltest Wonnen, die uns ferne sind,
Wußtest Sprüche, die wir nicht verstehn,

Du warst sehend, Alter, wir sind blind ...“
Da greift der Dichter nach der Hand des Knaben
Und schluchzt wie dieser um den alten Mann,
Will beider Leid, will beider Seelen haben,
Des Toten und des Jonathan,
Will alles wissen ... trösten, fragen
Und eine Pritsche ächzt: drauf wälzt sich schlaflos der Iwan,
Der seinen Bruder totgeschlagen. —

26. Ich bin einsam. Ich bleibe immer zu Haus.
Ich bin niemandes Gast.
Die Ähre säet sich selber aus,
Die der Schnitter verpaßt!

27. „Unser Volk“

Du bist oft den Weg gegangen
In alter und in neuer Zeit:
Unwirklichkeit verlangen
Ist deine Wirklichkeit.

28. November

Jetzt nickt das Leben wieder ein
Wie Hühner unter Hecken;
Die mag kein schrilles Falkenschrein
Aus ihrem Schlummer schrecken.

Der Regen fegt die Fenster blind,
Die Dinge zu verhüllen;
Und eingeschlafen ist der Wind,
Dem alles sonst zu Willen.

Bleib wach, mein Herz, und nick nicht ein,
Wenn auch die Schatten spinnen,
Und suche heiligen Weihnachtsschein
Tief innen, ja tief innen

Mennonitische Warte

Herausgegeben und geleitet von U. B. Dyck

Heft 28-30

Frühling 1937

Jahrgang 3

Roggenbrot

Roggenbrot, frischduftendes Roggenbrot,
Nirgend's mehr in der Welt zu finden!
Gebackt aus kräftigem Roggenschrot,
Du Bauernlabjal nach Mühen und Schinden!

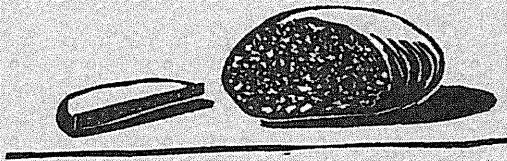
In der Jugend warst du mein Leibgericht, —
Wenn auch trocken und ohne Butter,
Ein Zuckerladen schmeckt besser nicht
Als das kernige Schwarzbrot meiner Mutter.

Wenn Mutter den Teig gemengt und gerührt
Mit starken Armen in der alten Mulde,
Hab ich von Dank noch nichts verspürt,
Den ich ihr und dem Pflüger schulde.

Wenn Vater abends nach Müh und Sarm
Das duftende Gottesgeschenk angeschnitten, —
Ist mit dem Brotduft, noch ofenwarm,
Ein Schimmer über sein Antlitz geglitten.

Das war nach Fröhnen ein frommer Dank,
Wie frommer ihn keine Kirche gesungen;
Wir fühlten, wie Güte sein Herz durchdrang
Und wie die Güte uns alle umschlungen.

Fritz Senn



29. Roggenbrot

Roggenbrot, frischduftendes Roggenbrot,
Nirgends mehr in der Welt zu finden!
Gebackt aus kräftigem Roggenschrot,
Du Bauernlabsal nach Mühlen und Schinden!

In der Jugend warst du mein Leibgericht, —
Wenn auch trocken und ohne Butter,
Ein Zuckerfladen schmeckt besser nicht
Als das kernige Schwarzbrot meiner Mutter.

Wenn Mutter den Teig gemengt und gerührt
Mit starken Armen in der alten Mulde,
Hab ich von Dank noch nichts verspürt,
Den ich ihr und dem Pflüger schulde.

Wenn Vater abends nach Müh und Harm
Das duftende Gottesgeschenk angeschnitten, —
Ist mit dem Brotduft, noch ofenwarm,
Ein Schimmer über sein Antlitz geglitten.

Das war nach Frönen ein frommer Dank,
Wie frommer ihn keine Kirche gesungen;
Wir fühlten, wie Güte sein Herz durchdrang
Und wie die Güte uns alle umschlungen.

30. Heimkehr

I

Ist dieses Dorf mein Jugendort?
Draus mich vertrieben Mord und Raub —
Das Unkraut wuchert, alle Bäume fort.
Wo sind die lieben Bäume bloß geblieben,
Die mich in Traum gerauscht mit ihrem Laub?
Man hat hier böses Spiel getrieben.

Ist das die Heimat noch der alten Zeit?
Ein jeder Hof zeigt Trümmer und Verfall.
Wo einst in wunderschöner Heimlichkeit
In Blütenhecken tausend Vögel sangen,
Blondköpfe klein und ohne Zahl
Im Sonnenschein durch alle Höfe sprangen.

Aus weiter, weiter Fremde komm ich her,
Verstaubt, zerrissen ist mein alt Gewand,
Und wehe Sehnsucht macht das Herz mir schwer:
Wo Kreuz an Kreuz gericht't, abseits der Gärten,
Liegt meiner Sehnsucht Ziel, mein Jugendland,
Und grüßt im Abendschein mich Heimgekehrten.

II

Die Hügel der Väter sinken ein,
Verwachsen und ungepflegt;
Bald wird kein einziges Grab mehr sein,
Das noch eine Inschrift trägt.

Heimat und Herberg, die uns versagt,
Ward den Alten am Ende gewährt,
Sie wurden damals noch nicht verjagt
Vom Heimathof und -herd.

Sie waren schönheitstrunkene
Boten des Pflügers voll Kraft und Gnaden,
Wir sind in Sinnen versunkene
Pilger, mit schwerem Schicksal beladen. —

31. Der Führer

Seht, es kam zur Zeit der Führer,
Gottgesandt und -auserwählt
Als ein großer Glutenschürer
Einem Volk, das leidgequält.

Leidenschaften wilderbrausend,
Bändigt er mit einem Streich;
Aus Parteien, hundert, tausend
War's ein junges Zukunftsreich.

Sinnend schaut im stillen Schalten
Dieser Heros Deutschland an,
Das so grimmig sich zerspalten
Und so groß sich sammeln kann.

32. Herbst II

Das ist unser herbstlicher Abendgang:
Die Pflüger ziehen dorfentlang
Zu ihren Höfen voll mildem Lampenschein,
Wie Könige in ihre Burgen ein.

Das Dorf wird still. Die Türen fallen zu,
Die Unrast ist wie aus der Welt geschieden.
Je rastloser dein Herz, je mehr empfindest du
Durch Fenster strömen heiligen Bauernfrieden.

33. Wir und ihr

Wir sind die Wollenden, die Wende.
Der Anfang einer neuen Zeit.
Ihr Schattenhascher seid das Ende —
Die Trümmer der Vergangenheit.
Wir sind wie Sturm und Meereswogen
Voll Ungeduld und Ungestüm,
Was sträubt ihr euch? Ihr seid betrogen!
Fahrt hin zu anderm Ungetüm.

Wir sind an keine Form gebunden,
Durchbrechen jede enge Haft;
Doch rosig leuchtet's auf in Stunden,
Was wir den Sternen kühn entrafft.
Und innerlich voll Sendung, spenden
Wir Schatz um Schatz — nicht um Gewinn,
Wir sind nur selig im Verschwenden
Und hassen euren finstern Sinn.

Ihr Unheilunker, Epigonen,
Die überall im Wege stehn,
Wir suchen neue Regionen
Und lassen neue Banner wehn:
„Wir reichen heilige Zeichen weiter
Dem neuen, kommenden Geschlecht.
Vorläufer wir und Wegbereiter
In tausend Fehden ungeschwächt.“

34. Heinrich von Kleist

Vereinsamter! Dein Leben war die Bühne
Wo einzig dir der Zutritt nicht verwehrt!
Du warst ein Fechter, den kein Kranz geehrt,
Du junger Dichtergott voll Schuld und Sühne.

Daß dich zu meistern keiner sich erkühne!
Du Schicksalsschwangrer ohne Heim und Herd!
So wie dein Kohlhaas bist du aufgeehrt,
Gerechtigkeit zu finden — junger Hüne.

Vereinsamter! Mit vierunddreißig Jahren
Hast einen prächt'gen Tempel du erbaut,
Drin „Vestalinnen fromm am Opfern“ waren.
Vereinsamter! Es meiden dich die Laren!
Erbittert schenktest du dem Tod die Braut,
Dich selbst und deinen Thespiskarren.

35. Heimat
(Beim Lesen Hans Grimms)

Deutschland, wenn an einem Regenabend
Ich vor Heimweh weine und erblasse, —
Deutschland, wenn ich deiner großen Geister
Atem meine Brust durchströmen lasse, —

Mutterland, wenn ich aus einem Buche
Deinen herben Leidenskelch empfangе,
Land, wenn ich von diesem Kelche trinke,
Und nach Heimat nur aus ihm verlange; —

Nimm die Sehnsucht, hin zu dir gesendet
Als ein Opfer, nimm die stillen Stunden
Lauter Liebe — grenzenlos verschwendet,
Die aus Welt und Wüste heimgefunden.

36. Wir II

Wir tragen Schollenduft am Wanderkleide,
Den Kräuterduft einsamer Steppenweide;

Wir sehn die Herden wandern, grasen, rasten,
Den Pflüger abends dorfwärts, heimwärts hasten

Und möchten mit...Wenn sich die Schatten dehnen,
Mit Bauern in die alten Bänke lehnen;

Wenn Schatten der Akazien sich verdichten
Und Grillenchöre alle Welt beschwichten....

Wir tragen Schollenduft am Wanderkleide,
Den Kräuterduft einsamer Steppenweide....

37. **Heimweg**
(Aus: „Heilige Saat“)

*Zwölf Reime kommen schwer am Abend angerollt,
Wie Wogen reifer Saat im Abendsonnengold:*

Noch hasten grau im Feld die Schnitter hin und her,
Ein Bauer dorfwärts geht, verstaubt, gedankenschwer.
Und ihm zur Seite plaudert ein Knabe blond und jung,
Der mißt des Alten Schritte mit angestrengtem Sprung.
Die Grillen wachen auf. Kein Wort der Alte spricht,
Es plaudert unablässlich an seiner Hand der Wicht.
Die Weizenhocken duften — hier, dort, am Wegesrand,
Zu Garben ist geschnüret, was früh im Halme stand.
Schon grüßt das Dorf mit Tönen der warmen Hürde her,
Der Duft geschnittner Saaten zieht durch den Abend schwer
Die beiden sind im Hofe, es grüßt die Müden schlicht
Die offene Tür im Hause und mildes Lampenlicht.

38. Farmabend

Von dem Ofen strahlt ein warmer Schein
Wie in einem Märchen, längst vergangen,
Und die Mutter nickt müde ein,
In Erinnerung an einst gefangen.

Vater zünd't die alte Lampe an,
Um noch bis zum Abendbrot zu lesen,
Laut darüber seufzend dann und wann,
Was in Rußland los gewesen.

Feuer, das vertraut im Ofen züngelt,
Breitet heil'gen Bauernfrieden aus ...
Mutter schrickt empor — ein Schlitten klingelt,
Nun kommt Peter aus der Stadt nach Haus.

Bald schon sitzen sie beim Abendessen;
Vater zeigt ein trauriges Gesicht.
Denkt an Rußland ... an ein Dorf ... indessen
Peter dauernd von der Reise spricht.

39. Abendrast

Nun kommt der Abendfriede in die wüste Stadt,
Ich muß zum Schreiben mir die Stunde stehlen!
Und eine Sehnsucht, die noch keine Worte hat,
Beginnt nun wieder von der Heimat zu erzählen:
Das stille Dorf mit hellen Scheiben naht,
Die Bäume, Bänke vor der Haustür dürfen auch nicht fehlen;
Gewiegt in Duft der blonden Sommersaat
Will sich das Dorf der Märchenwelt vermählen.
Die Russenlieder trägt noch sanft der Abendwind,
Und traurig irrt ihr Nachhall in die stillen Gassen,
Die alle schweigsam, mondverzaubert sind.
Wer will sich hier im Stadtwust nicht bezwingen lassen
Von diesen schluchzenden Akkorden?
Wie süßer Kindheitstraum ist alles fern geworden.

40. Dämmerung

Sieh durch die Dörfer im Dämmergrau
Die Pflüger verstaubt nach Hause ziehn. —
Als Kind schon sah ich's genau so, genau. —
Grau zogen die Pflüger im Dämmergrau,
Während droben der Mond schon schien.

Im Dämmergrau lag das weite Land,
Noch kamen die letzten Pflüger nicht.
In dunkeln Höfen wurd ausgespannt,
Die alte Lampe im Fenster stand
Und spendete mildes Licht

41. Abendgang

Vorbei? Gibt es denn keine Heimat mehr?
Ich sah die Dörfer um mich her

Wer kann die erleuchteten Fenster sehen,
Im Gang durch den Abend, und bleibt nicht stehen? —

Um zurückzurufen, was längst versank,
Die Rast auf den Bänken abendlang

Abendlang durch die Straße gehn,
Und die Bauern auf ihren Bänken sehn,

Und eine Weile bei ihnen stehn

IV. GEDICHTE 1947-1970

Kein Lesen des "Leit" von P. J. Klassen.

Wo blieben die Gesichter u. Gestalten,
Die wir in jüngerer Kindheit liebgewannen!
Das Leben riß sie grausam aus von dannen,
Im Flüg der Zeiten wüßten sie zu rathen.

Da greift der Dichter in des Lebens altes Wachen
Und weiß erinnernd Raum u. Zeit zu hassen;
Er weiß den Kindheitstraum, den wir einst spannen
In lichten Bildern sinnend fest zu halten.

So hast du uns mit kindlichem Gemüthe
Die Kinderzeit aus unserer Heimat neu
Für uns gebaut in ewiger Jugendblüthe;
Und ständest sollen noch die Augen schauen
Ein Kinderparadies wie eine Mythe
In dieser Lottzeit voll Haß und Gramen.

G. Linn

42. Beim Lesen des „Peet“ von P.J. Klassen

Wo blieben die Gesichter und Gestalten,
Die wir in unserer Kindheit liebgewannen?
Das Leben riß sie grausam uns von dannen,
Im Flug der Zeiten mußten sie veralten.

Da greift der Dichter in des Schicksals Walten
Und weiß erinnernd Raum und Zeit zu bannen
Er weiß den Kindheitstraum, den wir einst spannen
In lichten Bildern sinnend festzuhalten.

So hast du uns mit kindlichem Gemüte
Die Kinderzeit aus unsrer Heimat Auen
Zurückgebannt in ew'ger Jugendblüte;

Und staunend sollen noch die Enkel schauen
Ein Kinderparadies wie eine Mythe
In dieser Lotterzeit voll Haß und Grauen.

Beim Lesen des „Peet“ von P.J. Klassen
(Reinschrift des Dichters)

43. Beim Lesen von „Ohm Klaas.“

Lasset uns das Wort heraufbeschwören,
Das gesprochen ward in alter Zeit:
Wem der Trost des Himmels soll gehören,
Der muß wandeln durch das große Leid!

Wohnen muß in seiner Brust der Wille,
Wie das reine Gold in seinem Schacht,
Der muß warten können, ernst und stille
In der tiefen, sternenlosen Nacht.

Warten, bis auf Tal und Berg und Auen
Morgenflammend neuer Tag ersteht,
Der muß glauben können und vertrauen,
Daß das Wort der Wahrheit nicht vergeht.

Jener Männer lasset uns gedenken,
Welche diese schwere Pflicht getan.
Laßt in Ehrfurcht uns die Häupter senken,
Wenn sich heut' die heiligen Schatten nahn;

Jene, die umtobt, in Feindes Mitten
Ihren Gott bewahrten und ihr Recht,
Neigt das Haupt vor jenen Mennoniten
Ehre ihm, dem gläubigen Geschlecht!

Blickt zurück: es waren wüste Zeiten,
Dunkle Wolken, sonnenloses Weh.
Seht die Männer, seht die Frauen schreiten
Unter Kreuzeslast durch Nacht und Schnee.

Ausgestoßen aus dem Vaterlande,
Ihrer Ehre, ihres Gut's beraubt,
Hinter ihnen das Geschrei der Schande,
Tod und Martern über ihrem Haupt....!

Und bei all den ungeheuren Schmerzen
Nicht ein einz'ger, der zur Seite schlich,
Unter all den grambedrängten Herzen
Nicht ein einz'ges, dem der Mut entwich.

Lodernd in der Brust das Gottvertrauen
Wie ein Feuer, das vom Himmel fiel:
„Eine Stätte wird der Herr uns bauen,
Und er führt uns doch noch an das Ziel.“

Also wandernd, Jahre, Tage, Stunden,
Bis die langersehnte Botschaft klang,
Bis die Heimat endlich war gefunden,
Und beendet war der schwere Gang.

Wie die müden Häupter da sich reckten,
Als den Gruß des Friedens man vernahm;
Wie die Hände sich entgegenstreckten
Jenem Mann, von dem die Botschaft kam!

Wie man lauschte, wie man blickte, fragte:
„Sagt, wer ist es, der uns reicht die Hand?“
Wie man flüsternd da zur Antwort sagte:
„Bischof Toews ist dieser Mann genannt.“

Unter allen seinen Erdentagen
Schmückte jener ihn mit reinster Zier,
Als zu diesen, die der Sturm verschlagen,
Er gerufet: „Kommet her zu mir!“

Damals, in der Stunde solcher Schmerzen,
Dankten sie ihm stumm und stammelnd nur,
Doch es taten schweigend ihre Herzen
Ein Versprechen — heilig wie ein Schwur.

Und das hieß: „Wir wollen sein und bleiben
Stets ein mennonitisches Geschlecht,
Wollen unsre Lebenswurzeln treiben
Wie ein klammernd-wurzelndes Geflecht

Tief hinab in dieses Landes Säfte,
Ihm getreu in Freude und in Not,
Mehren alle seine Lebenskräfte
Dienstbar treu, und treu bis in den Tod!“

Eilig rann die Zeit durch zwei Jahrzehnte,
Jenen Schwur trug keine Welle fort;
Die Erfüllung kam, die langersehnte,
Und zu Taten ward und wuchs das Wort.

Blicket auf, wir steh'n am frohen Ende,
Und wir ernten heut', was wir gesät:
Denn es schreiben fleiß'ge Dichterhände,
Uns das Buch drin die Geschichte steht.

Dieses Buch, das wie mit grünen Ranken,
Eines Pred'gers Treue fest umschloß;
Kommt denn alle, laßt dem Mann uns danken,
Der das Bild in feste Formen goß.

„Der Ohm Klaas“, er lebt und lebe weiter!
Leuchte soll er unsern Enkeln sein:
Überwinden muß der Gottesstreiter,
Soll des Ewgen Himmelreich gedeihn.

44. Ein Dorf

Ein Dorf liegt fern im Süden
Im Mondschein hingeträumt,
Zuflucht der Sehnsuchtsmüden,
Von Gärten grün umsäumt.

Aus diesen tönt ein Rauschen
Zur Nacht im Monat Mai,
Als ob in ihrer Nähe
Ein Schatz begraben sei;

Tönt und verklingt so leise;
Daß fortan ohne Rast
Du nach dem fernen Dorfe
Ein tiefes Heimweh hast.

45. Wanderpaß

Ein Wolfpaß hieß in jenem Land,
Aus dem uns das Geschick vertrieb,
Ein Wisch, den man zu Schimpf und Schand
Den landvertriebnen Schelmen schrieb.

Verflucht zu ewiger Wanderschaft
War sein Besitzer, vogelfrei,
Als ob er, frei von Zellenhaft,
Ein Wolf in Menschnähe sei.

Gemieden wie die schwarze Pest,
Verfemt wie jener Ahasver,
War er ein Bündel von Gebrest,
Ein Treibholz auf dem weiten Meer.

So einen wirren Wanderschein
Stellt manchmal uns das Schicksal aus,
Wir ziehn in alle Städte ein
Und nirgendwo sind wir zu Haus.

Kein Ziel auf unsrer Wanderfahrt
Tut sich der müden Seele kund,
Aus manchem Bauernsprössling ward
Ein heimatloser Vagabund.

Herr, wie ein Wolf ward ich gescheucht
Im Lauf der Jahre her und hin,
Bis daß ich müde und gebleicht
Ein irrender Odysseus bin.

Gib, daß ein stilles Abendrot
Den Pilger einst nach Hause winkt,
Wenn er nach langer Flüchtlingsnot
Auf fremder Schwelle niedersinkt,

Daß er nach wirrer Wanderzeit
In dieser Welt voll Hohn und Haß,
Vom Grau'n der Schattenwelt befreit
Dir bringe seinen Wanderpaß.

46. Sagt's den Kindern

Sagt's den Kindern: die bewegten Zeiten
Tragen Frucht,
Seht die Träumer sinnend schreiten
Auf der Flucht.
Ihre Seele brennt seit Jahren
Tief und insgeheim.
Auf das große Wanderfahren
Suchen sie den Reim.

Dieses Volkes weite Bahnen
Scheinen wirr wie nie.
Ostwärts wanderten die Ahnen,
Westwärts wandern sie.
Und so weit sie auch gezogen,
Fort von Hof und Tor,
Immer rauscht das Ährenwogen
Innerlich im Ohr.

47. Auftrag

Geh zu den Völkern ohne Rang und Preis
Und bringe ihnen Frucht und Gold der Ähre.
Aus Weizenfeldern wachsen einst Altäre.

Geh hin, du Pflügervolk, und bringe Fleiß
In ihren Tag. Im Schein der Abendsonnenbrände
Erheben sie nur dankbar Mund und Hände.

Die Zeiten eilen. Doch dein Segen wird
Untilgbar aufgehn und von Reih zu Reihe
Den Erbinden verkünden Tat und Weihe.

Pflüg deinen Acker. Pflüge, daß es klirrt.
Dem Schaukelgang der Pferde folgen deine Spuren.
Du bist ein Volk der Felder und der Fluren...

48. So wird es kommen ...

So wird es kommen, so kommt es gewiß,
Wenn der eiserne Vorhang in Stücke zerriß:

Dschingischan steigt zu Pferde und reckt den Arm,
Dampf brodeln und wogt der Mongolenschwarm,

Von Osten, wo blutrot die Sonne aufgeht,
Nach Westen, soweit das Auge späht!

Wie Rauchschwaden gleiten die grauen Kolonnen,
Wie Lava vom Berge, so kommt es geronnen;

Mit Hammer und Sichel die Fahnen wehn,
Die roten Schnitter zur Ernte gehn.

Und es treibt sie an zu schnellerem Trott
Vom gelbfahlen Gaul der mongolische Gott.

Und Morden und Raufen und Blut und Brand
Verwüsten das herbstliche Abendland.

So wird es kommen, so kommt es gewiß,
Wenn der eiserne Vorhang in Stücke zerriß.

49. Trojka

Noch immer sprengt das Dreigespann,
Das Gogolj uns gemalt.
Durch Rußlands weiten Steppenbann
Ohn Aufenthalt.

Ein anderer ist es, der kutschiert
Als jener Selifan;
Der Herr der toten Seelen schirrt
Die Rosse selber an.

Das Tempo geht nicht schnell genug
Und ist nicht russ'scher Art,
Fast geht es wie ein Geisterzug
Durch Raum und Gegenwart.

„Wie schliefen doch zur Zarenzeit
Die Lande grau und schwer,
Von einem hohen Fackelscheit
Wogt alles wie ein Meer. —

Zu eng ist mir dies graue Land,
Ich brauch ein weites Feld
Für meinen roten Fackelbrand —
Bis an den Rand der Welt...“

50. Der Brief

(Zum Bilde Repins:

Der Brief der Saporosher Kosaken an den Sultan)

Einer schreibt — des Lesens kundig,
Eine grobe Russenposse,
Stark gewürzt und ohne Glosse.
Grimmig neigt ein grauer Fechter
Sich zum Ohr des Schreibers hin,
Mit unbändigem Gelächter
Rührt er an der Schulter ihn.
Spott quillt aus dem Federkiel;
Buchstabierend schreibt Kiril:

„Sultan! Unsre tapfern Männer
Kennen schon euch Kopfabtrenner —
Morgen geht's zum Waffentanze,
Ihr den Säbel, wir die Lanze.
Sultan! Laß den Harem offen
Und entschleire deine Zofen,
Weil wir im Vorüberschweifen
Deine jungen Stutlein greifen;
Fluchend werden die Eunuchen
Deine Stutenherde suchen,
Denn wir führen sie zum Bade
Irgendwo ans Seegestade ...
Stuten mit den breiten Hüften,
Werden noch nach Salben düften,
Nicht mehr lange, balde werden
Duften sie nach Rinderherden.
So wie wir — wir Steppenfalken,
Die das Fell euch morgen walken;
Haremsweiber sind es heute
Morgen sind's Kosakenbräute,
Die zum Zeitvertreib wir brauchen
Wenn die Dörfer ringsum rauchen ...
Morgen brennt dein Liebestempel

Und der Buhlerinnen Krempel
Ist der Saporosher Beute
Für die Weiber, für die Bräute,
Nach verwegendem Waffentanze ..
Ihr den Säbel — wir die Lanze“

Durch die abendschwülen Matten
Zieht der Duft vom Hammelbraten.
An den Fluren schmoren, backen
Saporosher, Donkosaken;
Pferde weiden, Grillen geigen
Und die ersten Sterne steigen,
Durch das müde Abenddunkel
Lagerfeuer, Lichtgefunkel:
Da ein Chor, die sehnsuchtsvollen
Mythen alter Zeiten rollen,
Rauschen dumpf wie Meereswogen
Durch die Steppe, langgezogen ...
Wie der Wind von Adlerschwingen,
Schwingen, die den Raum bezwingen

51. Menno

Krieger und Henker nicht werden die Erde gewinnen.
Reiche und Städte versinken, zu Tand wird der Raub.
Von den Friedfertigen muß die Versöhnung beginnen,
Predigt den Frieden — scheint auch die Welt noch taub.

Predigt den Frieden — das ewge Versöhnen,
Wie es als Sehnsucht die Erde bewohnt —
Um den ewigen Frieden zu frönen
Ist ja das Eine — um das es sich lohnt.

52. Machno

Ein Waffenklirren noch, dann fällt ins Schloß
Im Bauernhaus die schwere Tür mit Krachen;
Jetzt wiehern Rosse und mit rohem Lachen
Stürmt in die Nacht der trunkne Räubertroß.
Nun grauenvolle Stille, leise quillt
Ein Blutstrom über dunkle Männerlocken,
Daneben kniet, entgeistert, toterschrocken
Und leichenblaß ein Frauenbild.
Da plötzlich brennt die Scheune lichterloh,
Die Flammen züngeln schon durch Dach und Sparren,
Und Handharmonika und fernes Fahren
Verwehn im Wind ... das war Machno.

53. Machno II

Mancher Alte kann erzählen, wie der Herbst in jenem Jahr
Überirdisch schön zuerst und später voller Angst und Schrecken war.
Wohlgeborgen war die Ernte und gefüllet Scheun und Stall,
Da erschien ein Pack im Dorfe, und die Bauern seufzten all'.
Eine Horde trug die Wimpel einem Henker rot voran,
Und zur blutgen Fahne wurde jeder rote Sarafan.
Dieser Henker, volksunjubelt, sollte ein Befreier sein,
Wer dem Wüstling ins Gesicht sah, dem fiel auch der Tod gleich ein.
Eine Mythe und Legende wob das rote Lumpenpack.
Um den Henker wie um Räuber Stjenka Rasin und Jermak.
Jeder Bauer hatte täglich zwanzig, dreißig Mann zu Gast,
Und die Ställe wurden leerer, und die Ernte ward verpraßt.
Keine Aussaat war im Frühjahr und kein kräftiges Pfluggespann,
Und die Bauern, ausgeplündert, fingen laut zu jammern an.
Saßen sinnend in den Ecken wie in einer engen Haft:
„Rüstet euch, wie einst die Ahnen, für die weite Wanderschaft...“

54. Weihnacht

Wenn alle Sterne aufgegangen
Und alle Fenster helle sind,
Schau ich dem zu mit heißen Wangen
Wie einst als kleines Kind.

Dann schmück ich mich mit Kindheitsträumen
Gedenk der längst entschwundnen Zeit,
Der Feier in vertrauten Räumen —
Wie liegt das alles doch so weit.

Und meine Seele dehnt sich mächtig
In Kindheitssehnsucht, stark und bleich
Und schafft sich stumm und mitternächtlich
Ihr mondbeglänzt Weichnachtsreich.

55. Auf ein Stiefelpaar

Ihr Wegewetzer aus gediegenen Juchten,
Für Mars sein Handwerk eigens zugerichtet.
Wie konntet ihr auf Rußlands Flächen wuchten!
Und habt so manchen Tagesstreit geschlichtet.
Bezwinger ihr der Pripetjsümpfe!
Von Posen bis nach Konotop
In einem Zug. Wie stanken doch die Strümpfe!
Was war dabei — die Zeiten waren grob.

Ich möcht mit Euch wie damals nach Osten aufbrechen
Über Flüsse und Brücken tief nach Rußland hinein.
Im Abendrot auf riesigen Steppenflächen
Mit Kameraden, aber am liebsten allein.
Schritt mit euch im Abenddunkel gerne durch alte Gassen
Drinnen die Burschen die Mädchen suchen und fassen.

56. Ein Dorf liegt in der Weihnachtsnacht
Darüber in wilder Vollmondspracht
Das Meer der Sterne loht und brennt.

Ein Heimatzauber kommt von dir
Und weckt in tiefster Seele mir
Die Sehnsucht, die dein Name nennt.

57. Einmal wieder ...
(P. Epp zum Gedächtnis)

Einmal möcht ich wieder mal am Zaune stehn,
Wenn die Bauern ernst zur Hochzeit gehn;
Einmal noch die alten Türen klinken
Einer Scheune, drin die Tanten winken
Zu den Tischen, drauf die Tassen blinken
Und daraus den heißen Kaffee trinken; —
Einmal wieder Zwieback aus der Schüssel langen,
Nach dem ersten Dutzend dann von vorn anfangen —
Dabei wie ein emsger Drescher schwitzen
Und danach bei einer Predigt sitzen,
Wenn die Satten mich zur Wachheit zwingen,
Noch acht Verse von Paul Gerhard singen; —
Einmal wieder — was das Herz auch heisch —
Abends Pflaumenmus und Schinkenfleisch.
Danach einmal wieder durch den Abend gehn
Wenn die Fliederdüfte durch die Höfe wehn —
Einmal wieder noch am Zaune stehn —

58. Dorfabend

Der Fliederbusch hing überm Zaun,
Da sangen Knechte wehe Lieder
Von Liebe und von schönen Fraun,
Und brachen ab und sangen wieder —
Die Grillen geigten Rast und Ruh,
Nachtzauber wiegte leis die Erde. —
Der Vollmond lächelte dazu
Durch eine flücht'ge Wolkenherde. —

59. Juli 1924
(Ankunft in Kanada)

Kein Spiegel zierte die Mauer,
Kein Kasten verschloß mein Gewand,
Draußen mähte der Bauer
Süßklee im Mittagsbrand.
Nächtens lag ich am Fenster,
Atmete Land und Gebrauch,
Wiese und Bauerngebärde —
Fremd und heimatlich auch.
Immer noch schweiften die Sinne
Rückwärts, von wo ich kam,
Prüften Verluste, Gewinne,
Schmeckten noch Abschied und Gram. —
Müd der Gedankenwirre,
Lag ich am Fenster und schlief, —
Bis mich der Bauer um viere
Heiser zur Arbeit rief. —

60. Menno II

Frommer Gott des Friedens, komm zu Gast
Unserm oberflächlichen Geschlecht;
Einzig Hürde du in aller Hast
Mach uns deiner würdig und gerecht.
Bleib bei uns, die wirre Zeit ist lang.
Gib, daß wir sie innerlich bestehn;
Wehr der Welt, die tobt, sie macht uns bang,
Laß uns fest in Bruderaugen sehen,
Sei im Druck der warmen Bruderhand
Wenn sie herzlich in der andern ruht —
Nimm von uns die letzte Scheidewand,
Die uns heimlich trennt und wehe tut. —

61. Mondabend

Am Himmel steht der erste Stern,
Ein Pfluggespann kam noch von fern
Und schweigsam spannt der Bauer aus;
Ein Licht erscheint in Stall und Haus.

Ein uferloser Grillenchor —
Es kommt mir alles heilig vor;
Was zieht in mich bedeutsam ein?
Das Dorf liegt hell im Mondenschein. —

62. Steppe I

Der Thymian duftet mittagswarm,
Die Felder flimmern sonnengrell;
Ein nimmermüder Fliegenschwarm
Umtanzt der Tiere blankes Fell.
Am Weg die Herde ruht und kaut,
Ein alter Rabe krächzt und knarrt.
Die Wolke, die das Bild geschaut,
Nimmt's mit auf ihrer Weiterfahrt. —

63. Steppe II

Vom Mittagsglast umflossen
Lag ich in einem Roggenmeer, —
Es glitzerten und schossen
Eidechsen um mich her.
Den Falken sah ich fallen
Ins grüne Ährenfeld. —
Er stieg, die Beut' in Krallen,
Noch hör ich wie es gellt. —

64. Dostojewsky II

Meine Feder taucht ich in das Blut
Einer tiergesinnten Menschenbrut.
Schrieb und zeichnete den Bösewicht,
Manchmal auch ein Kinderangesicht,
Das im Land der Büsser schrie und litt,
Wenn ein Büssender vorüberschritt.
Lange Nächte bei der Kerze Schein
Saß ich in Sibirien allein,
Litt um dieser Büsser Russenweh
Herb wie Christus in Gethsemaneh
Schrieb die Bogen, zeichnete am Rand
Kreuze, Galgen und den Weltenbrand.
Kinderlächeln und Dämonentraum
— wüst wie Saul und sanft wie Samuel —
Ob Rasputin oder Raphael —
Meine Seele hat für alle Raum. —

65. Mittagsruhe

Die Maulbeerhecken flirren
Im Mittagsglast —
Die Spatzenwolken schwirren
In planloser Hast —
In Sonnenseligkeiten
Stehn Strauch und Baum,
Kein Hauch, kein Schreiten
Alles ist Traum. —

Kanadisches Motiv

Kanadisches Motiv

(Wäscha K w o m m e s i n z u m G e d ä c h n i s)

Wäscha K w o m m e s i n z u m G e d ä c h n i s

Früh am Abend kommt der Frost geschritten,
Früh am Abend kommt der Frost geschritten,
Lautlos taucht die Eule in den Wald;
Lautlos taucht die Eule in den Wald;
Wo der Toboggan im Wald verschwunden,
Wo der Toboggan im Wald verschwunden,
Läutet noch ein Ton, der fern verhallt.
Läutet noch ein Ton, der fern verhallt.

Alles hastet früh nach Heim und Hütte,
Alles hastet früh nach Heim und Hütte,
Wo ein Feuer warm im Ofen brennt -
Wo ein Feuer warm im Ofen brennt -
Magisch, überirdisch wallt der Schleier
Magisch, überirdisch wallt der Schleier
Eis'gen Nordlichts hoch am Firmament -
Eis'gen Nordlichts hoch am Firmament -

F. Lemm

Wollen Sie bitte das Fehlende ergänzen!

Brief folgt. Herzliche Grüße u. alles Beste.

26. 12. 57. 21. 12. 57

66. **Kanadisches Motiv**
(Wäscha Kwonesin zum Gedächtnis)

Früh am Abend kommt der Frost geschritten,
Lautlos taucht die Eule in den Wald;
Wo der Tobbogan im Wald verschwunden
Läutet noch ein Ton, der fern verhallt.

Alles hastet früh nach Heim und Hütte,
Wo ein Feuer warm im Ofen brennt —
Magisch, überirdisch wallt der Schleier
Eis'gen Nordlichts hoch am Firmament. —

Kanadisches Motiv (Handschrift des Dichters
mit Typoskript in Brief an Arnold Dyck)

67. Alter Mauerschrank

Neben der breiten Ofenbank
Stand der alte Mauerschrank;
Kram und Glas in seinem Innern,
Tassen, Vasen, kupfern, zinnern —
Manche gold- und blaubemalt —
Oben standen Weihnachtsteller,
Unsre Herzen schlugen schneller,
Wenn es sie zu füllen galt
Unten standen Flaschen vier
Enzian, Arnika, Schnaps und Wiebenschmier,
Elexiere für Mensch und Tier,
Hatte der Gaul die Kolik oder konnte nicht pissen,
Ward ihm das störrische Maul aufgerissen,
Und ein erbärmlicher Sud eingeflößt —
Danach hat er geschmalzt und gedöst —
Nächsten Tag war das Übel behoben!
(Schade ein Tier kann seinen Arzt nicht loben!)
Wurde die Mäh- und Dreschzeit beendet,
Waren am Tage schon die Knechte verständigt:
Heut gibt es einen zum Abendbrot, —
Einen „Gorilka“, der brennt und loht,
Enzian, Kümmel und Wermut gemischt,
Wo der hintropfte — hat es gezischt.
Jedem wurd so ein Sud eingeflößt;
Jeder hat danach geschmalzt und gedöst —
Nächsten Tag war der Spuk zerstoßen.
(Schade, die Toten können die Spender nicht loben!)
Immer noch seh ich Pfefferschoten, Kamillen, Koriander,
Heilpflanzen, Gewürze und Elexiere dicht beieinander,
Und aus diesem Schrank mit Schnaps- und Wermutskelchen
Weht ein Duft von Zimt und Kreidenelken.

68. Altes Dorf

Am kleinen Fluß, der trüg durch die Steppe sich windet,
Lag das Dorf, — weltentlegen, allein
Es mochte hundert Jahre sein,
Längst war verschollen, der es gegründet.

Barfuß spielten wir kindlich im hohen Gras,
Wurden braun von Wind und steppengesättigter Luft!
O, am Abend in Höfen und Gärten der Blütenduft
Und der Grillen Gezirp ohn' Unterlaß. —

Pflüger kamen abends ins Dorf gefahren,
Die Dämm' rung machte sie alle grau und groß,
Müde, verstaubt zogen Pflüger und Roß,
Bis alle in ihren Höfen waren.

Dann kehrte im Dorf die Ruhe ein.
Knechte füllten noch für morgen das Wasserfaß,
Knarrende Türen, blökendes Vieh, Laternenschein
Und über allem der Grillen Gezirp ohn' Unterlaß.

Der Sand im Hof, der war an den Füßen schon kalt.
Auf tat sich das Haus, schon dunkel und abendlich warm.
Man trug uns ins Kinderbett auf dem Arm, —
In unsere Träume winkte das Dorf mit sanfter Gewalt. —

Rasputins Grabschrift

Ich war so stark, dass wer mich sah erschrak
Und sorglos gab ich mich den Weibern hin
Den feinen Damen, bis mit trunknem Sinn
Bei Kaiserzofen ich ~~und~~^{noch} bei Hetären lag.

Der Kaiserhof hat sich dem Mönchsgewand
So leicht gefügt, gespielt hab ich mit Kronen,
~~Adonis~~ durft bei mancher Venus wohnen
Die schlanken Leiber brachten Glut und Brand.

Noch lange vor des Alters ödem Graus
In meiner Kutte - voller Manneskraft
Von Gift und Kugel elend hingerafft
Ruh ich von Weibern hier und Wollust aus.

Grigorij

F. Senar

69. Rasputins Grabschrift

Ich war so stark, daß wer mich sah erschrak
Und sorglos gab ich mich den Weibern hin,
Den feinen Damen, bis mit trunknem Sinn
Bei Kaiserzofen ich wie bei Hetären lag.

Der Kaiserhof hat sich dem Mönchsgewand
So leicht gefügt, gespielt hab ich mit Kronen,
Grigory durft bei mancher Venus wohnen,
Die schlanken Leiber brachten Glut und Brand.

Noch lange vor des Alters ödem Graus
In meiner Kutte — voller Manneskraft
Von Gift und Kugel elend hingerafft —
Ruh ich von Weibern hier und Wollust aus.

Rasputins Grabschrift
(Typoskript des Dichters mit Korrektur)

70. Russisches Liebespaar
(Zu einem Bilde von Ernst Barlach)

Sie sitzen wie in einer Gondel in Venedig,
Umringt von Grillenreigen in der warmen Sommernacht,
Er summt ein Lied und zupft die Saiten sacht,
Der Tagesfron und aller Sorgen ledig!
Die Gondel hat statt Segel einen Traum:
Shakespeares Romeo und Julia im Steppenraum!

71. **Drei Bauern**
(Nach einem Bild von E. Barlach)

1. Bauer:
Geschwür, das sich nicht schließt,
Du Rotlauf, der nicht heilt,
Traumspuk, der nicht zerfließt,
Der alle Welt verdriest
Und alle Welt zerteilt.

Ägyptens Plagen sind
Gering zu deinem Gift,
Du roter Wüstenwind
Bringst Hunger, Pest und Grind
Mit Stalins Unterschrift.

Vielleicht, daß einer spät,
Wenn all der Spuk vorbei,
Der Bauer wieder sät,
Das Schreckliche versteht:
Die Folger und den Schrei! —

2. Bauer:
Glaubt nur nicht, daß der Aussatz schon geheilt.
Schwer ist dies Erdreich, das der Pflug zerteilt;
Schwer sind die Steine, schwer und unbewegt,
Die eine Hand vor unsre Pflugschar legt.

Zur Nacht, indess' der Sturm die Katen rückt,
Blickst du ins Dunkel, das dies Land bedrückt,
Und fühlst den Pflug, den keine Macht verwehrt,
Daß er dir pflügend deine Stirn durchquert. —

3. Bauer:

Wo treiben wir hin? Wann glänzt uns das Licht
Der Freiheit, ewig gesucht?
Wir fragen nicht mehr, wir wissen es nicht,
Wir gehen irr und verflucht. —

Alle drei:

Wohin wir gehn, woher wir kamen,
Der Schollen Heimatduft schlägt über uns zusammen.
Zum fernen Heimatdorf führt unser Lauf,
Hauchfeiner Herdrauch steigt wie Andacht ferne himmelauf!

V. GEDICHTE 1970-1982

72. Letzte Fahrt

Letztes Boot, in dem ich fahr
Keinen Hut auf meinem Haar,
Trotz der Hitze — hoch im Jahr
Alle Glieder steif und starr.

Wär dies doch der Dnjeprfluß,
Käm mein Boot nochmal in Schuß,
Glitte durch die Steppennacht
Unter Mond und Sternenpracht.

Plötzlich sinkt mein Boot und steht,
Höre Singen und Gebet:
„Alles Fleisch vergeht wie Heu,
Doch der Geist ist ewig frei!“

73. **Dee schwoata Dach**
(Zum Todestag von Arnold Dyck am 10.7.70)

Huachsomma wea et, doa brocht ons de Post
Dän Breef mett däm schwoaten Raund.
O dunkla Dach aus en Koagel foll Rost,
Aus en Koagel befolle fonn schwoatem Braund.
En Bua sitt soone Koagels nijch jearn.
Hee dreit sitj wajch en krüst de Stearn.
O Dach, dee mett schoape Kraule
Sitj schwosat em Jedajchnis henjt,
En sitj mett siene Kwol nijch mett aule
Aundre Doage femenj!

Dee Breef mett däm schwoaten Raund,
Du Dach foll Rost en Braund. —
Mie ess, wie sette opp 'em Gaussetun,
En Russlaund unja däm Kruschtjeboom,
Et jeit toom Hoafst, de Kruschtje faule riep enn jreewebrun,
Emm Darp ess et stell aus emm Doom.
Auf enn too gone de Prachasch omm de Hiesa, de Hunj, dee bale,
Dee Mummtjes sent pienijch biem Apelschale,
Dee sette ferr 'e Dääre, opp Bentje, opp Stoope en Schwale
— Soo rajcht mennisch — toom Fetale.
En Ladawoage foll Russenmejale
Sitt maun opp eenst ent Darp nennprale,
Aules junge Dinja, schmocke, drale,
Aula droage aum Hauls 'ne Schnoa mett Kjriets enn Krale
Dee sinje daut Leed fomm Nippastroom,
En daut kjlinjt soo scheen aus 'ne Orjel emm Doom.
Fonn Taras Schewtschenko, daut jewaultje Leet.
Wie opp 'emm Tun, wie heare too tweet
Daut Leet aus jewaultje Nippawale ...

— Wie dochte, du wurscht nochmol wadakome,
Lang hab wie jeluat opp die,
Doch dee mett'e Sans, dee haft die mettjenome.
Enn dee jeft kjeenen frie.
Leewa, die too beschwäre
Ess sennlooss — febie ess febie!
Oba etj kaun die noch emma seene en heare,
Wan etj auleen enn eensaum sie.

74. Am Grab

Wir waren leise an das Grab getreten,
Und ich sah wieder, wie es war;
Die Trauergäste waren noch am Beten,
Er lag auf einer Totenbahr,
Die Augen waren sanft geschlossen,
Ein Lächeln spielte um den Mund,
Als hab er alles Glück genossen,
Und jedes Rätsel sei ihm kund.

Nun lag er unter grünem Rasen.
Ich dacht an Lenaus „Postillion“,
Der seinem Freund das Lied geblasen
Und mit der Postkutsch eilt davon.
Was ich noch sagen wollt, blieb ohne Worte,
Doch die Erkenntnis kam mir wie ein Bann,
Daß ich an diesem Grab, an diesem Orte,
Den Dichter A.D. noch mehr lieb gewann.

75. Darlaten (Doa loten)

Dee mett de Sans jeit tweschen de Kote
Enn sajcht too jemaund boasch: „Aules doa lote!
Etj hea aul, du roascht en schnuckst. —
Mau kjeen jestiepa! Hia woat nijch jemuckst!
Boolt hast du dien eajnet Hus,
Bruckst kjeenen Schlätel, blifst emma tus!“
Maun heat am mett 'e Sans wiedahintje,
Maun sitt de Sans noch emm Mondschien blintje,
Enn heat biem Noba de Fäädäa kjlintje,
„Doalote,“ säd maun en oola Tiet,
„Darlaten,“ saje fonndoag de Lied.
Eenje meene, daut ess poleada,
Aundre meene, daut ess jeleada,
Dee Mensch well striede, enn wan omm Weada!
Dee mett 'e Sans, de lacht sitj eent,
Hee jeft nijch fäl dromm, waut en aundra meent,
Wiels hee haft kjeen Hoat! Sien Hoat es festeent!

76. Darlaten

Raste! Hier schlafen die Stürme
Der Welt in der Dämmerung ein.
Bald werden wir dir stumme Gefährten
Und Nachfolger sein.

Deine Lider senkten sich für immer,
Als hätten die Augen genug gesehn:
In der Steppe das nächtliche Sternengeflimmer
Und dazwischen den Vollmond stehn!

Sahst die Tschumaken sich lagern,
Im Kreis um ein Feuerloch,
Und warten auf ihre Mahlzeit,
Ein alter Greis war ihr Koch!

Der kochte Speck und Knödel,
Tat tüchtig Zwiebel hinein;
Eulen und Fledermäuse flitzten
Wie Geister im Mondenschein.

Du meinstest dich in der Steppe verloren,
Bis zum Dorfe war es noch weit,
Die Tschumakenbengel sangen
Lieder aus alter Heidenzeit!

Raste! Hier schlafen die Stürme
Der Welt in der Dämmerung ein.
Bald werden wir dir stumme Gefährten
Und Nachfolger sein.

77. Immer noch ...

Immer noch stehen die Wolken steil und silberweiß im Mittagswind
Und der Weih zieht Kreise hoch oben im Blauen,
Während die Bauern mit Weib und Kind
Emsig die herbstlichen Felder bebauen.

Anders sind die Bauern mit Bart und Haar,
Anders sind ihre Gebärden,
Aber noch immer, wie ehemals es war,
Thymianduft und grasende Herden.

Fremdes Volk, das dort pflügt und gräbt,
Ist umlagert vom Rauch der Herbststoppelbrände.
Der Steppenfalke, der flügelbreit reglos schwebt,
Beherrscht noch immer das Steppengelände.

78. Dir

Er ist der glutvoll Spähende,
Selige, schwebende Blinde.
Du aber bist die wehende
Blüte im Winde! —

79. Zwei Pappeln

Zwei Pappeln schwanken im Winde
Und drängen sich, Schaft an Schaft, —
Getrennt voll Fülle und Kraft
Zersprengen sie fast die Rinde.

Sie wachsen und werden groß,
Und glühen verhohlen im Kerne,
Sie rütteln der [Erde] am Schoß
Und wachsen zur Höhe der Sterne.

Sie bieten kein kosiges Nest
Den summenden Bienen und Drohnen,
Sie lassen in ihrem Geäst
Nur wilde Tauben wohnen!

Bis einst, in warmer Sommernacht,
Mit kosenden Regen und Winden,
Wenn der Trieb zueinander erwacht, —
Die Wipfel im Sturme sich finden! —

(Aus Briefen)

80. Wo, wie von Flören überhängt —
der Tag nur graue Dämmerung,
wo Wolke sich an Wolke drängt,
in stummer schwerer Wanderung....
81. Oh unaussprechlich Glück — sich mitzuteilen,
wenn ein Herz das andere Herz versteht!
Die meisten haben keine Zeit, — sie eilen, eilen,
das Mißgeschick der Anderen: sie kommen so spät!
Eine tiefe Trauer liegt in diesen Zeilen,
wie wenn der Herbststurm die Rosen verweht!
Oh Liebe, du, laß mich bei dir verweilen,
Du Stern, der niemals untergeht....
82. Wachsend unter deinen Händen,
die ein Geist der Strenge führt,
will ich noch ein Werk vollenden,
das die Seelen hell berührt....

83. Bist du auch fern: ich schaue dich doch an.
Bist du auch fern: mir bleibst du doch gegeben,
Wie eine Gegenwart, die nicht verblassen kann!
Wie eine Landschaft liegst du in meinem Leben.
84. Die Sonne scheint, der Himmel ist blau,
Gott grüße Dich, geliebte Frau! —
85. Voll von Gedanken ist der Tag, die Nacht,
daß dir das Auge bis zum Morgen wacht!
86. Was ich auch schreibe, reime und füge,
Und was ich auch sinne, — sind alles Deine Züge!

87. (nach Ricarda Huch)

Was ist in deiner Seele?
Was ist in meiner Brust?
Daß ich mich dir befehle,
Daß du mich lieben mußt. —

Im Haus, wo ich so lang gewohnt,
Dir spät begegnet bin,
Ziehst du mich wie der Mond
Allnächtlich, allmächtig zu dir hin.

88. Abend der Grillen

Die Dämmerung kommt im grauen Gewand,
Das Urlied der Schöpfung erwachet im Land.
Der Grillen trauer Steppengesang,
Gern lausch ich ihm abend- ja nächtelang.

Die Steppe liegt wie ein flaches Meer
Belebt von der Grillen unzähligem Heer,
Wie Traumboote liegen die Dörfer darin
Und tragen zur ewigen Heimat uns hin. —

89. Alle, die in der Steppe geboren sind ...

Alle, die in der Steppe geboren sind,
Haben Teil an Wolken, Weizenwogen und Wind;
Alle, die wurden im Dorf in der Steppe groß,
Läßt die Sehnsucht nach knistergelben Getreidebreiten nicht los,
So wie den Bauern, der stehenbleibt,
Wenn der Mittagswind die reifen Ähren reibt.
Wispernde Weizenfelder, mit Ähren wie Schoten schwer,
Einst mein friedliches Heimatland im riesigen Völkermeer,
Heimat im sonnigen Süden, inmitten von „wetschnaja Russj“,
Dort, im Dorf in der Steppe, war ich „too hus“.
Steppe: Felder und Weide soweit das Auge schaut,
Hummeln hängen am heißen Wegekraut;
Eule, auf Garben rastend, wartet, bis es nicht mehr tagt,
Daß sie mit den Fledermäusen durch den Sternenhimmel jagt;
Gellender Falkenschrei, wenn ringsum die Stille träumt;
Nächtlicher Wolkenzug, zerrissen, mondscheinumsäumt;
Lagerfeuer der Tschumaken flackert durch den Riesenraum,
Und ein Alter, flöteblasend, spendet schlummersüßen Traum,
Junge Burschen, halbentkleidet, lagern hart am Wegesrand,
Zwischen langgehörnten Ochsens, wo der Schlaf sie übermannt.
Grillengeigen wiegt die Erde, wo der Falke eben schrie,
Wiegt sie mit den Sternen weiter, ew'ger Schöpfung Melodie.
Grillengeigen, Sternenreigen, magisch seid verwoben ihr;
Sphärenklang, seit Knabenzeiten haft ich immer noch an dir. —

90. Dee Lintjpoot

Biem Späle aum Sinndachnomeddach enn'e Schien
 Kaum siene rajchte Haund enn'e Hatjselmaschien.
 — Hee wea dan soo en Joa nääjen ooda tian. —
 Blooss de Dume bleef stone,
 Omm doamett wajchtoowesche de Trone.
 Aus aules fenoaft en feheelt,
 Bleef hee en Bua, dee emm Aka weelt.
 Foodad de Pead, teemd se opp, spaund se aun,
 Packt mett de Lintje Pitsch enn Lien,
 Enn lentjt dan en straumet Fääjespaun —
 Waut soo eene lintje Haund nijch aules kaun!
 Dan kaum de Kjrijch en daut roóde Pack,
 Gaunss Russlaund wort en willet Takmak.
 Hee felua siene Pead, siene baste Frind,
 Hee behilt blooss en steenoolet Rind,
 Eenen baulstiejen Oss, dän spaund hee aun
 Enn pleajd doamett en Fletj too Bastaun.
 Dän Pluach hilt sien Wief, dee Katrien,
 En hee hilt de Lien.
 Daut Joa gauf et sea weinijch Broot,
 Oba Arbuse aus Kjarps soo groot,
 Enn seet aus en Tsockahoot!
 En Rääjen brocht daut Wunda toostaund,
 Enn sest wea Hunga emm gaunsen Laund. —
 Emm Hoafst kaum de Schlach, biem Tsieroppskoake
 Ess Katrien, sien Wief, doot toopjebroake.
 Nu saut hee Dach fe Dach
 Enn wort gaunss oold enn schwach,
 Docht emma blooss aun siene Katrien,
 Gaunss, gaunss selde noch aun dee Hatjselmaschien,
 Wort schmaul enn dreajch aus en Brat,
 Haft kjeene Bastaun mea jesat,
 Enn kjeene Arbuse mea enjemoakt.
 Aun eenem Morje ess hee nijch mea oppjeweakt. —

91. Alter Nowobranecz

Einmal möcht ich wieder Klöße essen,
Wie in Alt-Berdjan sie wurden zugemessen,
Einmal wieder Schinkenfett darüber gießen
Und einen Liter Milch dazu genießen.

Vespers Zwieback aus der Schüssel langen,
Nach dem ersten Dutzend dann von vorn anfangen.
Kaffee, eine tücht'ge Gießkann voll,
Bis man rülpst, und dann paschol. —

Abends muß die Bude ruhig sein,
Sonst schlägt gleich der Donner drein!
Wenn sich dann noch wer erfrecht,
Spät noch Tee und Kaffee zecht,
Dabei klappert wie ein Specht —
Greif ich nach dem Stiefelknecht! —

92. Am Radio (*Wetschernij Swon*)

Die Russen singen zu später Tagesstunde.
Wie Meereswogen sind die Lieder aufgewacht,
Und künden, mit der Dämmerung im Bunde,
Vom Russenreich und seiner großen Macht,

Von großen Wäldern, drin die Bären hausen,
Vom Jäger Wlass und seinem Töchterlein,
Das einst um Mitternacht, bei Sturmessausen,
Den großen Braunbär ließ ins Haus herein.

Der legte zärtlich sich zu ihren Füßen.
Sie ritt auf ihm viel schneller als auf einem Roß,
Und hielt im Walde, ihren Vater zu begrüßen, —
Der sie, den Bären und sich selbst erschöß.

Ein zweites Lied. Das hör ich herzlich gerne,
Das zähmt und bändiget die russische Urgewalt!
Wie wenn in einer Osternacht aus weiter Ferne
Der Klang der Osterglocken widerhallt,

Und Verse summen, darin Glocken läuten. —
Dabei erinnerungsvoll am offenen Fenster stehn,
Und ahnen, daß die Verse Welt und Leben deuten,
Und dennoch in den dunklen Abendwind verwehn.

93. Dee fäaschte Woage

Emm easchte Woage wea de Kutscha, siene Fru enn säwen Kjinja,
Dee lachte enn fetalde lauta lostje Dinja.
See fuare emm Plonwoage äwr'e Jrents ent wille Hundat.
Em woage ritjt et no jereatjadem Spatj.
Je wieda see enn Russlaund kaume, kjitjte se fewundat
No de rusche Wiewa enn äare bunte Ratj!
Sage uck Kjeadels opp'e Gauss mett Sanse gone,
Oba dän Burjon bett aun'e Husdää stone,
En dochte: woo mäaje dee woll wone?
Orlik, daut Hinjstfalem wea platslijch feschwunge,
Siene Mutta bleef en eenem Jewiea.
Afent noch haude Russemejale jesunge,
Nu balde Hunj, dee juage daut junge Tia
En'e Dwäagauss, eene groote, tsultaje Häad wea hinja am hää.
Doa holp kjeen Roope, kjeen Bloare.
Dee elste Benjel, däm daut Falem jehead, funk gaunss jemmalijch aun
too roare.

Enn'et gauf en Opphoole emm Wiedafoare.
De Fru toom Maun: „Woo saul daut nu woare?“
Dee Russe saumelde sitj enn glotste aus de Noare.
Dertj Wellems säd: „Wie sent en bät too wiet feropp jeielt.“
Spaund aul de oole, schwoate Kobbel ut,
„Seet, woo daut Foltj sitj saumelt, glotst enn jielt,
Mochutje schmeatjt enn sitj loagat emm Krut!“
Nu haude aule Woages dän fäaschten enjeholt,
Enn drettian Woages stunde en 'e Reaj,
Enn eenem stunt soogoa 'ne Weaj.
Enn aundre worde Sache fäajeholt enn Koffe jemolt.
Aula luade opp Dertj Wellems, dee sien Falem socht.
Enn doa kaum hee opp, en dollsta Flocht,
Daut Hieschfalem biesied. Kjeene Hunj head maun bale.
Enn nu jintj et aun en Froage enn Fetale.
De Fru toom Maun: „Woo ess die daut soo schwind jelunge?“
Enn Wellems säd: „One de oole Schwoate haud etj et nijch jefunge.
De Oole bleef en eenem Wiehere,
Dee sit genau, enn leet sitj goanijch stiere!

Du, Hauns, go enn brinj ar doch 'ne Mot foll Howa.
Etj moak derwiel en Haulta fe dän kjlienen Drowa!“
De Russe lage emma noch em Krut en gloade
Woo sitj de aundre Njiemtsi omm Dertj Wellems schoade.
See lachte, wiels de Njiemtsi kjeene Foodatjrebbe haude,
Enn woo de Pead dän Howa ut Sackbiedels fraute.
Dertj Wellems haud daut Falem aunjebunge
Bie siene Mutta emm Fangrintj, emm Woage wort jesunge!
Dan piept Dertj Wellems enn aules wea toom Foare reed,
Dee Russe fefiade sitj enn sprunge opp 'e Feet.
Dee Njiemtsi lachte enn kjitjte fewundat,
Enn fuare langsam wieda ent wille Hundat.

94. Der letzte Wagen

Der Krieg ist aus. Die Trümmer und Leichen liegen am Straßenrand,
Da fährt noch ein zweiräderiger Karren durch das öde Land,
Dem ist eine alte Milchkuh vorgespannt,
Ringsum stinkt es nach Aas und Brand.

Die Kuh mit dem großen Euter schleppt den Karren schaukelnd und schwer.
Darauf liegt ein Toter, bedeckt mit einem Tuch so schwarz wie Teer.
Wenn der Karren wackelt, bewegt sich der Tote, als ob er im Aufstehen wär.
Bleich schreitet ein Weib in großen Stiefeln seitlings einher.

Es schneit und regnet, und es weht ein kalter Wind,
Das Weib mit den großen Stiefeln wärmt im Schreiten ihre Hände am Rind.
Heut ist der vierte Tag, daß sie auf Reisen sind,
Das Dorf ging in Flammen auf, dabei verbrannte ihr Kind.

Sie kommt zu einem Gutshof, auf dem kein Hund mehr bellt.
Drinne, im Herd, die Feuersglut noch schwelt.
Der Besitzer ist früh davon. Eine Hupe gellt,
Eine laute Russenschwadron braust heran.
Die Russen betrachten das Weib, die Fracht und das Gespann.
Die Männer bleiben da und richten sich ein,
Das Weib mit den großen Stiefeln lebt in Höllenpein!

Früh kommt der Abend, es nebelt und nachtet.
Der Tote auf dem Karren ward bespien und verachtet,
Die Russen schreien und johlen, als hätten sie Deutschland gepachtet.
In der Nacht wird das Weib geschändet und die treue Milchkuh geschlachtet.

95. **Dee goode oole Tiet**
(G.G. Wiens gewidmet)

En jane Tiet wort noch Wausch enn'e Wauschbaulj jestuckt,
 Emm Farjoa wort de Joascht enn'e Schien mett Pead jepuckt,
 Klucke, dee too lang broode, worde unjajeduckt
 Emm Wota-Ama, waut wie Deepe nande,
 Doamet sitj de Tiere daut Broode aufjewande.
 Maunjche habe sitj doabie uck feschluckt,
 Enn aum nätjsten Dach doch wada jekluckt.
 Oba dee Heenamiete weare fesope,
 Nu kunne de Klucke biem Broode doch schlope.
 Fonndoag habe de measchte Tseijch toom Schmeatje enn Truppe,
 Doamols haud wie leewa Kjarpsstot enn'e Fuppe.
 Wua wie saute ooda stunde doa fluage de Schluwe,
 Nohää saumelde sitj doa de Spautse enn de Duwe.
 'ne Komm mett Kjarpsstot stunt emm Winta emma enn'e Rea,
 Enn wea et mau aula, dan brocht Mutta mea.
 Maunjche Bure jinje emm Winta too Schulte — toom Darparotschnake,
 Blooss noch toom jemieteljen Kjarpsstotknacke.
 Dee Stoffschlucka wea doamols noch nijch erfunge,
 Emm Winta worde jnietsch Heaschbassems jebunge,
 Mett Bassemwiede, eene Oat Wiede,
 Dee maun must emm Hoafst, em Nowamba schniede.
 Dee Wiede worde lenjelang oppjespoolt,
 Enn de Paditj wort dan rutjeholt,
 Dan weare se beajsaum enn bruake nijch twei,
 Bassems, doamet jebunge, sage gaunss jlei.
 Doamet worde uck Kjarw enn Kjiepe jeflochte,
 Uck Kjitjel-Kjarw, wuarunja de Kjitjel Schuts ferr'e Hofitjes sochte.
 Nomeddach emm Winta wort Hatjseleschnäde,
 No Faspa worde Joalinja enjeräde,
 En schnied et emol, dan fua wie uck Schläde. —
 Doamols... emm Winta biem Hatjseleschniede,
 Enn biem junge Pead enriede,
 Enn Kjarpsstotschluwe spieje no aule Siede,
 Daut weare noch Tiede... jo, daut weare noch Tiede! —

96. Ankunft

Die Wagen, bepackt für die große Fahrt,
Knarrten seit Tagen, wie Leder knarrt.
Vorne zwei Greise mit breiten Bärten
Sah man schreitend die Häupter wiegen.
Zwei Frauen, die ihre Kinder nährten,
Saßen in den Planwagen und schwiegen.
Zwei junge Männer, nach Fuhrmanns Sitten,
Kamen in Gedanken hinterher geschritten.
Die Wagen hielten. Der Graue wieherte. Ein Tal
Mit einem Fluß lag da vor ihnen im Abendsonnenstrahl.
Die Landschaft flimmerte. Das war ein Bild
Wie eines Käfers glitzernd Rückenschild.
Der Dämmerung Odem legte sich aufs Land,
Sie hielten noch und schauten unverwandt ...
Da hob ein Tönen an, ein Grillenchor,
Der wurde groß und trug das Herz empor.
Sie bremsten die Räder und fuhren zu Tal,
Machten ein Feuer am Fluß und aßen ihr Mahl,
Dankten Gott für den Schutz auf der weiten Bahn,
Blieben fürder daselbst und siedelten an.

97. Alexander Solschenizyn

*Der Kreml hat einen seiner besten Bürger vertrieben.
Warum? Bloß darum, weil er hat die Wahrheit geschrieben!
A. Solschenizyn ist des Kremls strenger Chronist:
„Wahrheit bleibt Wahrheit, auch wenn sie unbequem ist!“*

Mit einem Bleistift ausgerüstet
Betritt er das Lager: 12 Jahre strenge Haft!
In der dunklen Ecke einer Baracke hat er sich eingenistet,
Auf der rauhen Seite von einem Stiefelschaft
Aus Leinwand schreibt er seine ersten Zeilen.
Er merkt kaum, wie man ihn begafft!
Im stillen denkt er an Stephanus und an seinen Meister,
Der einst schuldlos gelitten auf Sachalin:
„Ein Leidloser ist wie ein Erdenkloß, ein Leidender ist ein Rubin!“
Der, den sie einst erschießen wollten,
Und später als der Russen Weisester gegolten.
Dann erwirbt er zwei Hefte und kann jetzt schreiben,
Dazwischen muß er im Winter die kalten Hände reiben.
Es friert und stürmt, daß die Baracke kracht.
O wie lang ist eine sibirische Winternacht!
Die Kost ist kärglich, der Mantel Lumpen zumeist,
Ringsum das Land ist verschneit und vereist!
Er ist noch ganz unpopulär.
Er schreibt: „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“,
Das seine Berufskollegen verspotten als puren Kitsch.
Dieses elende Schmeichelheer,
Das täglich schreit, als ob die Wahrheit bloß im Kreml wär!
Sein Darben aber ist mehr!
Das Buch wird gedruckt und Chruschtschow gibt es frei!
Darob im Kreml ein großes Geschrei!

Der Autor gibt seinem ersten Buch
Zum Geleit auf die Reise folgenden Spruch:
„Der Schukows sind viele in der UdSSR,
Dieses Buch wäre Lüge, wenn es anders wär.
Nun Buch, sei Leib, sei Blut, du schwarze Schrift!
Kein tot Programm steh zwischen Volk und mir!
Nun sei ein Lärm, beschriebenes Papier,
Ein Schrei der Not, der jeden Leser trifft ...“
So zieht das Buch nun und weckt und mahnt
Die Schläfer und Träumer in jedem Land.

98. **Widmung**
(Für H.K.)

Dunkel schon reife die Lebenstraube
An des Lebens herbstlicher Hügellehne,
Singende Winzerin du im Laube,
Die ich ersehne!

Wie ich auf dich warte und harre!
Singende Winzerin, Botin der Reife!
Daß deine Hand aus dem Laub der Jahre
Erntend mich streife. —

99. Damals

Die Steppe öffnet ihre Tore weit,
Da liegen Dörfer — eins davon ist deins,
Mit den Gesichtern deiner Jugendzeit.
Hier ist der Hof, auf dem du spieltest,
Hier stand das Bild des wilden Schweins,
Drauf du mit Pfeil und Bogen zieltest.

Hier war der Jungstar aus dem Nest gefallen
(Flaumfederkleid und Zehen mit gelben Krallen) —
Wir gruben ihn hier unterm Baume ein
Und sangen fromm: „Die Gnade sei mit allen“.
Dort war die Tenne, wo Dreschsteine rollten,
Wie konnt' die Schwüle so bedrückend sein,
Wenn Regen drohte und Gewitter grollten!

Hier ward der Mist gewalzt, gestochen,
Gedörrt in heißer Sonnenglut,
Als Dauerbrand für kalte Winterwochen.
Hier standen oft die Küchelkörbe,
Schützend die neuentschlüpfte Brut,
Damit kein wilder Würger sie verderbe.

Am Hauseingang, dort, wo die Alten hielten
Stets ihr Konzilium der Dämmerung,
Derweilen wir im Hofe spielten.
Der dunkle Garten war uns nicht geheuer,
Wir übten uns in Lauf und Sprung
Und tollten mit den Hunden um die Scheuer.

Ein mondlichtmilder Lampenschimmer
— Wie's keinen mehr auf Erden gibt —
Fiel durch die Haustür aus dem Zimmer.
Wir sahn im Licht die Fledermäuse flitzen,
Die Alten plaudernd auf der Holzbank sitzen. —
Wie habe ich dieses Bild geliebt!

Zuletzt noch wiegte unser Ringelreihn
(In weiche Luft des Abends klang der Sang)
Die Alten auf der Bank in Träumerein.
(Wie wir uns müd die kleinen Hände leihn)
Wie stille ward's, als unser Lied verklang. —
O dürften wir noch einmal Kinder sein!

100. De Krauje-Wossil, jenant uck Postoj-Wossil

I

Opp'e Stap bie de groote Mohill
 Wond en'e Bood de Krauje-Wossil.
 Dee wea fomm lange Kraujejoage
 Gaunss oolt enn kromm enn feboage.
 Emm Farjoa, wan sitj de Krauje femeade,
 Wan se de Bure äa Baundwoatj steade
 Endäm see opp'e Bestaun de Stieda utreete
 Omm daut winstje Sotkorn fe Hunga too fräte
 Dan must dee Wossil, de Krauje-Wossil hää
 Mett eenem oolen, rostjen Hinjalodajewää,
 'ne oole, februckte Baulabess,
 Ütjgroft fleijcht bie Chersoness.
 Wossil säd: „Postoj,“ enn lacht doabie,
 Enn foodat de Baulabess mett Pulwa enn Blie,
 Mett eenem Mulbäästock one Baust
 Staumpt hee dän Proppe en'e Baulabess faust.
 Dee Krauje fluage enn bloade: „Krah, krah.“
 Wossil kijtj an hinjaraun enn säd: „Postoj, da, da.“
 — „Postoj“ wea bie am jiedet dredde Wuat.
 „Postoj“ sajcht hee uck aum Enj toom Doot. —
 Rundomm fluage Krauje enn muake Schode.
 Entlijch haud Postoj-Wossil siene Baulabess jelode.
 Nu wull hee scheete: postoj, jie schwoate Kjräte.
 Doa moatjt hee: de Tsindkaupe en'e Bood fejäte.
 Postoj — nu ield hee, soo schwind aus hee kunn, han enn hää,
 Enn brocht twee Tsindkaupe — hee haud nijch mea.
 „Postoj,“ säd Wossil en tsiel opp een schwoatet Tia
 Fäl too wiet auf — nu kjlitjt et, et kaum kjeen Fia.
 Soo eenmol, enn tweemol, nu sull et krache —
 Wie junge Benjels funge aun too lache.
 „Postoj,“ säd hee wada, naum de Flint unjrem Oarm
 Enn rand too Foot no däm Kraujeschwoarm.
 Dee lacht am ut enn blood: „krah, krah.“
 „Postoj,“ säd Wossil, „Postoj, da, da.“

II

Wie jinje nu aula no Krauje-Wossil siene Bood,
 Emm Waste stunt een scheenet Owendroot.
 De Krauje bleewe nu bie äare Junge,
 Flautade han enn hää, enn weare feschwunge.
 En jane Tiet schreef etj noch kjeene Jedijchte,
 Oba etj laus fäl Indiauna-Jeschijchte.
 Enn wan etj sach däm Krauje-Wossil daut Fia aunmoake
 Omm sitj jreenen Borsch ooda Kjieltje too koake.
 Mett Kjnipsmasa enn Steen schluach hee Fia,
 Daut Huptje brennd — Schwäwelhelta weare too dia. —
 En jane Tiet, et wea aun'e dusement-näajenhundat-feeä,
 Boold nom rusch-japaunschen Kjrijch,
 En Russlaund jintj fäl jäajen Strijch.
 Dee Unjawelt funk aun too ose,
 Dee Bloothunj sprunge unja de Hose,
 Dee Mensche funge aun too rose,
 Wuafonn dee emm Kjireml fonndoag noch trompeete en blose.
 Wossil haud'ne Fleit fonn Fleeda,
 Doamet späld hee en poa rusche Leeda.
 Nu späld hee opp siene Fleedafleit biem Schemmawoare
 Daut Leet: „Ucharj-Kupets kaum fomm Moatjt jefoare,“
 Enn daut Owendleet, wuaren de Kjinjasch somme enn kjinje,
 Aus wulle se aula Welt dän Fräde brinje.
 Wie Benjels betjitjte siene Bood — sien Wigwam ut Roa,
 Bowe fonn Rejchtstroo, derjchflochte mett Schnoa.
 Een poa Satj enn Tsube, daut wea daut Loaga
 Fonn Postoj-Wossil, däm Krauje-Joaga.
 Doa wea kjeen Tomahawk, kjeen Kjnief toom skalpeare,
 Kjeen Strank, omm dän Fiend aum Boom faust too schneare.
 Oba ritje deed et aus bie de Huroone
 No jereatjadem Spatj, no Tsipple, Meloone.
 Etj wensch, Wossil wea mol Hauptlintj jewäse
 Mett Baulabess enn Moccasins bie de Irokäse.
 Hee späld noch emma biem Schemmawoare
 Daut Leet: „Ucharj-Kupets kaum fomm Moatjt jefoare.“

III

Hee läd de Fleedafleit biesied enn funk aun to äte.
Mett heltanem Läpel fescht hee Spatj enn Beete
Ut siene fate Supp emm Grope,
Betjrietst sitj dreemol enn säd: „Wie welle nu schlope.“
Et ritjt no Dell en aundat Jemüs.
Dee Dach wea too Enj enn wie rande no Hus. —
Postoj-Wossil, dän se lenjst too Grauf jedroage,
Bruckt fonndoag kjeene Krauje mea joage.
Wan etj sien Grauf en Russlaund kunn finje,
Wurd etj daut Leed: „Wetschernij Swon“ sinje,
Wuaren de Kjinjasch somme enn kjinje
Aus wulle se aula Welt dän Fräde brinje.
Kunn etj daut Grauf blooss entdatje
Burjon enn Onkrut wurd etj üttratje,
Enn etj wurd noch emol erläwe,
Aules, waut etj hia hab oppjeschräwe.
Aun de Wead fonn R.L. Stevenson erinnascht du mie,
Leewa Krauje-Wossil, jenant uck Postoj-Wossil:
„Home is the sailor, home from the sea,
And the hunter is home from the hill.“

101. Das ferne Dorf

Der Fliederbusch am Straßenzaun
Der Schmiede, drin man Schare schmiedet,
O fernes Dorf im Abendgraun
Von gelbem Lichterglanz umfriedet.

Noch immer wirkt der Lichter Schein,
Zur Dämmerzeit, im Weltgebrause:
Du sollst kein Wanderer mehr sein!
Wir rufen Dich! O komm nach Hause!

Durch Länder zog ich hin und her,
Und suchte nach der Heimat Zeichen,
Fuhr zweimal, dreimal übers Meer,
Doch nirgends fand ich deinesgleichen.

So weltverloren darf ich hier
Dich manchesmal im Traume schauen,
Und viele noch sind auf dem Weg zu Dir,
Wie Pilgervolk im Abendgrauen. —

102. Darp en'e Freaj

En Stauldääreknoare, dan en Mestkoarepiepe,
Mensche iele mett Amasch enn Kjiepe,
Emm Nast heat maun de junge Schwalmtjes schiepe,
Dee Bua ess aul aum Sanseschliepe,
Wiels Rogg enn Weit jewaultijch riepe.
De Hoad blost aul toom Feerütlote,
Besonda lud bie de Aunwonakote,
Wiels doa de Ure langsauma gone.
Jedoch de Sonn, dee blift nijch stone,
Äwa de hejchste Jäwels en Fone
Faule de easchte Sonnestriepe.

103. Das Dorf mit den moosgrünen Dächern

Das Dorf mit den moosgrünen Dächern
Und alten Weiden am Fluß,
Mit abendstillen Gemächern,
Die dämpfen Harm und Verdruß,
Wenn Grillenheere geigen
Im Garten, in Hof und Feld,
Dann steigt aus dem Sternenreigen
Hernieder die andere Welt.
Auf ihren Bänken versinken
Die Bauern in Träumerei'n,
Aus ihrer Kindheit winken
Noch Spiele und Fröhlichsein.
Wie aus alten Truhen steigt eigen
Noch dieses und jenes hervor,
Schlaftrunken ein Kinderreigen,
Ruhspendend der Grillenchor.
Um Mitternacht knarren die Türen,
Dann gehen die Alten zu Bett.
Im Dunkel des Hauses erspüren
Sie tastend die Lagerstätt.
Was dich auch härme und quäle,
Und was dein Kummer mag sein —
Komm, hauche die Last deiner Seele
In den Frieden des Dorfes hinein. —

104. An manchen Tagen (Fragment)

An manchen Tagen, wenn der grüne Winterweizen im Winde
wogt und wellt,
Wenn bei einer Herde in der einsamen Steppe ein Hirtenhund bellt,
Wenn ein Falke in der Luft plötzlich ins Weizenmeer fällt;
Dann mit der Beute eilig emporschnellt
Und vor Freude gellt —
Dann sitzt ein Pflüger nebenan zur heißen Mittagszeit
Unter seinem Trogwagen im Schatten und verfolgt jede Regung
weit und breit,
Hitze, Fliegen und Wespen lassen ihn nicht ruhn

105. Ach, wenn Du gehst, muß ich das Schweigen überlisten,
Es naht die Wartezeit mit ihren langen Fristen!
Die Wimpel hängen schlaff, die wir beim Treffen hißten!
Von jeher war ich stets ein freudger Weißweinzecher,
Jetzt, da Du fort bist, gieß ich dunklen Wein in meinen Becher,
Ein Nordseesturm macht dunkel die Gemächer. —
Wann kommst, Geliebte Du, mit Deinem Frohseinsfächer? ! —

106. Joseph Stalin

Deine Freiheit ist nur Schein.
Deine Wirklichkeit heißt Grauen.
Deine Wesenheit heißt: Nein,
Kerker, Folter und Mißtrauen.
Die die Wahrheit schrieben,
Traf dein harter Schlag.
Wo sind sie geblieben:
Isaak Babel und Boris Pilnjak?

107. An jedem Abend ...

An jedem Abend naht das Bild:
Das Dorf im Abendgrauen,
Drauf starren dann gerührt und mild,
Die Bauern mit buschigen Brauen!

Der Trogwagen mit dem Wasserfaß
Ist auf jedem Hof im Mondschein zu sehen,
Den Bauern werden die Augen naß,
Sie möchten „nachhause“ gehen!

Die Grillen geigen die ganze Nacht,
Die Knechte singen ihre Heimwehlieder,
Die Akazien blühen in voller Pracht
Und Frösche quaken hin und wieder!

So lebt sie in unserer Erinnerung fort,
Urwüchsige Steppe, mondbeschienen,
Mit friedlichen Dörfern hier und dort,
Und fleißigen Bauern mit ernsten Mienen.

Und mögen sie drohen böse und wild,
Die Wetterwolken sich türmen und brauen,
In ihrem Herzen ruht es mild,
Das Dorf im Abendgrauen! —

108. Johann Cornies

Kein Mischvolk hebe Hand noch geilen Blick
Nach euren Fraun und Mädchen, wehrt dem, wehrt!
Denn dies Kalmückenvolk, halb Mensch, halb Pferd,
Ist nicht gemacht zu würdigem Geschick.

In jedem siebten Jahre paßt ein Flick!
Das ist ein Bauernsprichwort, altbewährt, —
Jedoch für diese Landschaft ganz verkehrt,
Ihr brachet jedes dritte Jahr dasselbe Ackerstück!

Bekämpft die Quecke! Seid zäher noch als diese!
Gebt ihr nicht Ruhe, schafft ihr eine Krise!
Sonst wird der beste Acker wieder bald zur Wiese!

Seid zäh und haltet fest an euren Bauernmoden!
Dies ist ein reicher, ausgeruhter Boden,
So danket Gott beim Säen wie beim Roden. —

109. Bemooster Findling der großen Ebene

Besieger der Eiszeit,
Grüner Zyklopenball,
Hart wie Kiesel und Stahl. —
Welcher Rodin wird dich formen?
Meißeln welcher Michelangelo?
Welcher Pygmalion dich zärtlich umfängen?
Sie alle verlieren die Geduld,
Gehen weiter und schütteln die Köpfe.
Wenn aber der Richtige kommt,
— Der Richtige —
Mit der russischen Geduld,
Mit der russischen Seildreher-Geduld,
Du schwerlippiger Schweiger,
An dem Jahrtausende teilhaben!
Schlafdunkle Seele du im harten Steine, —
Durch die feinsten Runen und Risse
Dringt er in deine tiefsten Finsternisse,
Bis du erbebst, du schwerlippiger Schweiger,
Die Hüllen von dir wirfst
Und dehnt deine mächtige Brust, du trotziger Mooskopf
Mit kantiger Stirn...
Und er, dein Erwecker, erfahre
Das seligste Lied im Wandel der Jahre:
In deiner Rechten die Flasche,
In der Linken die Balalaika:
„Ech, drushok, dawaj-ka,
Satanzujem, saigraj-ka.“

110. Weltraumbehörde

Weltraumbehörde! Hast du es erfaßt?
Welch ein Gebilde! Welch ein Bombast!
„Es wird schon gehen, bald seid ihr's gewohnt,
Der Schöpfer ist ja schon lange entthront.
Die Eliaswagen starten bald jeden Tag
Mit Blitzen, Gezisch und Donnerschlag.
Saturn, Jupiter, Uranus, Neptun
Werden Urlaubsorte, um auszuruhn
Von der Erde Getümmel, Gedränge, Gestank,
Und der Parteien Streit und Zank.“
So plaudert's im Radio zwischen Sport und Jazz,
Wäre wieder ein Thema für Ringelnatz!
So mit der Weltraumbehörde bekannt gemacht,
Bin ich am nächsten Morgen erwacht.
Die Vögel sangen, die Sonne schien,
Verkündend, daß Gott dem Narren verzieh'n.

111. **Der sterbende Ilja Repin**
(1930 verhungert in Finnland)

Die letzte Leinwand ist gespannt,
Bald sinkt der Pinsel aus der Hand,
Der Hunger herrscht, und Städtebrand.
Ich, einsam, flüchtig, hier verbannt,
Bau mir aus Traum ein Heimatland.
Wie lange noch? Der Abend fällt,
Dem Pfuhl entsteigt die Unterwelt.
Das flucht und lästert, hurt und zecht,
Sengende Meute, Raubtiergeschlecht,
Gesang, Geschrei, Rauchnebel schwebt,
Als ob Iwan der Vierte wieder lebt!
Mir ist der Wald, die Stille lieb,
Ich hasse lauten Marktbetrieb.
In meiner reichen Armut bin
Ein Kind ich, fromm mit Kindersinn,
Und sehnte mich von früh bis spät
Nach einem Menschen, der versteht. —
Fremde ist Leid, der Ruhm ist Trug,
Allüberall der Kain, der den Abel schlug.
Im Osten ist der Himmel angelobt —
Brennen dort Dörfer? Oder ist es Morgenrot? —

112. Wie es so kam

Geschändete Dörfer brannten
Wie Lumpen am Horizont,
Flüchtlinge schrieten und rannten,
Und überall war Front.

Zigeuner, Mordwinen, Kalmücken
Und sonst noch allerlei
Kamen auf Schindmähren und Krücken
Ins Dorf mit viel Geschrei.

Es richten die Igelfresser
Sich ein, wie's ihnen paßt,
Bald sind sie die ärgsten Erpresser
Bei denen — die Bauern zu Gast. —

113. Überfall 1

Lärmen hör ich im schläfrigen Frieden;
Ein sehr schwüler Sommer-Sonntagnachmittag,
Alle Säfte scheinen zu siedeln,
Ferne Blitze und Donnerschlag.
Prall liegt das Dorf im Mittagsbrand,
Hühner nisten im heißen Sand.
Wie schläfrig tönt das Hähnekrähen!
Es mag sich keine Fahne drehen.
Nur in den Maulbeerhecken
Die Sperlinge lärmen und schlecken.
Wie stark der Dill vom Garten riecht!
Plötzlich ein Habicht sich reglos wiegt
Über dem Hof; er läßt sich fallen,
Und ohne daß er die Erde berührt,
Hat er ein fettes Küchlein entführt. —
Nun ein starker Luftzug und Türenknallen.
Wie die Hühner die Hälse recken, die Flügel strecken:
Verstecken, verstecken unter den dichten Ligusterhecken!
Nun tritt der Bauer aus dem Haus,
Blinzelt in die Sonne und zieht die Stirne kraus,
In Hemdsärmeln, Schlurren an den Füßen,
Von dem Lärm aus dem Schlaf gerissen.
Er hat eine Peitsche, mit der er knallt,
Daß es schallt
Und bis zum Ende des Dorfes hallt:
„Ich werd euch bald ...“
Er setzt sich am Haus auf eine Bank,
O, wie ist doch ein Sonntag lang!
Aus den Ligusterhecken
Kommen die Hühner nach all den Schrecken,
Die noch immer wie Gecken die Hälse recken.
Doch der Hahn, der Körnerschlucker,
Ruft und lockt: „Zucker, Zucker, Zucker ...“
Die Hennen umkreisen ihn als ihren Paladin.
Nun ist wieder Friede eingekehrt,
Friede ernährt. —

114. Überfall 2

Ein goldener Herbst ist es. Seit Wochen
Sind Hausfrauen und Mägde am Sirupkochen,
Weitab rumoren Geschütze wie dumpfes Pochen.
Langsam kommt es näher gekrochen:
Unschuldige Bauern, die gar nichts verbochen,
Werden die räudige Hunde erstochen
Im Feld und in den Beeten
Mit langen, rostigen Russenbajonetten. —
Das Dorf liegt verhuscht in der Steppe, im schläfrigen Hähnekrähen
Wie überwachsen und wie tot.
Und plötzlich sieht man rote Fahnen wehen,
Bänder an den Mützen der Reiter und am Zaumzeug der Rosse sind rot,
Johlende Reiter, dreckig, wundgeritten,
Graue Gestalten, in den Sätteln schwankend,
Mit wüsten Bärten und mit Haaren ungeschnitten,
Auf die Höfe sich verteilend, fluchend, zankend.
Schlimm ergeht's den lieben Tulpenbeeten,
Von den Rossen wüst zerstampft, zertreten.
Nun geht es an ein Fressen, Schmoren, Kochen,
Dabei werden Schränke aufgebrochen;
Weiberkreischen, Geheul und Gelächter,
Mit blanken Säbeln fechten zwei Schlächter,
Harmonikaspield, Fluchen und Lallen
(Bäuerlein, hier hilft kein Peitscheknallen!)
Mit ihren schweren Poltawa-Hufen
Zertreten die Zentauren alle Treppenstufen;
Schüsse, Schreien und Hilferufen.
Die Nacht erhellen
Drei, vier lodende Feuerstellen;
Vier Höfe brennen, Menschen und Tiere laufen wild
Im Dorf herum und im Gefild.
Früh morgens stinkt alles nach Schutt und Brand,
Vier Höfe sind vier Haufen glühender Torf;
Der Schleier des Rauches ist dicht gespannt
Über Fluß und Gärten und geschändetem Dorf. —

115. Den toten Pferden

Ihr Pferde, ihr treuen Genossen,
Die ihr wurdet im Dorfe groß,
Wie ward ihr betrübt und verdrossen,
Als man euch riß von der Heimat los.

Tag und Nacht rollten die Wagen,
Mordbrenner lenkten euch schlecht.
Roh wurde geflucht und geschlagen
Bei jedem neuen Gefecht.

Ihr, mit den blanken Fellen!
Verhungert und siech gingt ihr ein.
Es ließen die Mordgesellen
Euch in der Not und im Tode allein.

Wie ward ihr den Bauern gewogen.
Sie hatten euch in der wirrsten Zeit
So lieb wie ihre eigenen Kinder erzogen
Und trugen um euch unsägliches Leid.

Im Todeskampf lagt ihr am Wege,
Da wurdet ihr schon gewahr
Der rauschenden Flügelschläge
Der krächzenden Aaskrähenschar.

Ihr Treuen, ruht nun in Frieden!
Schmach jenen, die euch entführt!
Dieser Nachruf sei euch beschieden,
Wie es Kriegskameraden gebührt.

116. Entlassung aus russischer Gefangenschaft

Ich hab aus dem Blechnapf der Gefangenen gefressen,
Wasser und Jux, es war kein Fleisch darin.
Zerlumpt und verlaust bin ich am Stadtrand gesessen
Und grübelte hungrig: wohin?

Mit zwei andern bin ich in die Felder gegangen,
Wir haben die Kartoffeläcker nachgeklaut.
Wir sahen die Russen marschieren, sie sangen:
„Wir haben die Preußen verhaut.“

Die Herbstnacht kam früh mit eisigem Wehen,
Aufgeschreckt schrieen die Krähen im Horst.
Es war so dunkel, wir konnten nichts sehen.
Kein einziger Stern über stockdunklem Forst.

Wir machten ein Feuer aus alten Ästen,
Wir waren ermattet und schliefen gleich ein,
Indem wir uns eng aneinander preßten,
Und merkten kaum, wie es anfing zu schnein.

Früh morgens froren wir bis in die Knochen.
Wir waren ganz steif und halbverreckt.
Wir wären gern in ein Erdloch gekrochen,
Und hätten uns gerne mit Gras zugedeckt.

Wie sahen wir aus! Erbarmt euch, ihr Steine!
Mähnen und Bärte ganz weiß bereift,
Als hätte über Nacht Freund Heine
Zur letzten Rasur uns eingeseift.

Das letzte Streichholz geholt aus der Tasche
Zum Feuermachen, — der Wind blies es aus.
Wir saßen und starrten in die kalte Asche,
Und einer jammerte: „Wann sind wir zu Haus?“

Darauf der andere, ein Galgenvogel, heiter:
„Kein Wasser, kein Feuer und kein Geschirr!“
Wir standen auf und torkelten weiter
Durch Gräben, Ranken und Ästgewirr.

117. Pilgerrast

Am kleinen Fluß, da hielten sie Rast,
Zwei blinde Pilger und ihre Leiter,
Sie waren erschöpft und konnten nicht weiter —
In ihren zottigen Pelzen und Wanderschuhem aus Bast.

Sie kamen von fern: aus Tula und Twer,
Mit Bärten und Haaren wild und zerzaust,
Sie hatten sich lange in der Sonne gelaust
Und wollten weiter — zum Schwarzen Meer.

Der eine Blinde konnte singen, er hatte als Tenor
In der Kathedrale zu Smolensk gesungen.
Er sang uns ein altes Kirchenlied vor,
Das ist uns durch Mark und Bein gedrunken.

Der andere, nachdem er die Zeiten beschimpft und bespottet,
Strich sich das wirre Haar übers Ohr,
Kramte im Sack eine alte Ikone hervor
und warf sich vor sie auf die Knien. —

118. Die Blinden

Blinde schritten mit langen Stöcken
In meiner Jugend ums Haus,
Ihre Führer: Knaben in Weiberröcken
Streckten die bettelnden Hände aus.
Barfuß, gefolgt von kläffender Meute
Empfingen sie dankbar Mehl und Brot;
Wie das Kindergesicht sich freute,
Wenn man ihm Ei oder Münze bot.
Graue Beutel trugen die Alten,
Kreuzweis über die Schultern gehängt,
Bleiche Gesichter mit tiefen Falten,
Dulder — mit Trauer und Trübsal getränkt. —
Manchmal seh ich die zarten Kinderhände
Beutel öffnen aus sackgrauem Tuch
Zu empfangen die karge Spende,
Sehe den Blinden, der ohne Ende
Nach der kläffenden Meute schlug.

119. Lied des Blinden

Aus Tula kam öfters ein Blinder
Mit der Leier bei uns in Rußland ums Haus,
Seine Führer waren zwei Waisenkinder,
Die sahen verlaust und erbärmlich aus.

Von Hunden umkläfft und umlagert,
Ging dieser Bettlerverein,
Zerlumpt und abgemagert
Und bleich wie ein Totengebein.

Der Blinde spielte die Leier
Und sang in tiefem Bass:
„Bitte, gebt uns einen Dreier
Und etwas Quass.“

Vater spendete einen kupfernen Pottak,
Und für jeden eine Schnitte Brot,
Der Blinde befühlte die Münze — „Wott tak!
Eine Spende nach Christi Gebot!“

Er sang ein Lied zur Leier,
Mit leerem, totem Blick,
Das klang zur Abendfeier
Wie Mozarts „Kleine Nachtmusik“!

Jetzt, da mein Augenlicht immer mehr schwindet,
Ich kaum noch lesen und schreiben kann,
Und die Angst steigt, — daß ich erblindet,
Arm werde wie jener Bettelmann,

Da rückt ganz plötzlich, leise
Das Lied des Blinden aus Tula vor,
Und seine bezwingende Weise
Dringt mir herzergreifend ins Ohr!

Ist der kleine Verein verschwunden,
In Rußlands wogendem Völkermeer?
Noch tönt in Abendstunden,
Das Leierlied aus Osten her.

Und ob der Blinde gestorben, verzogen, —
Und ob seine Leier zerbrach,
Mich trägt sein Lied wie auf Wogen
Durch Dunkel und Ungemach! —

120. Heimkehr III

Wenn der Wanderbursche hat die Welt gesehn,
Will er doch zuletzt nachhause gehn,
Will zuletzt doch bringen einen Gruß
Seinem alten Dorf am Fluß!
Summend geht die Straße er entlang ...
Da ... in einem Hof ertönt Gesang,
Spielen, Tanzen, Ringelreihn,
Nachtigallen, Fliederduft und Mondenschein,
Und die Holde, die er sich erkor,
Küßte, herzte und durch Tod im Krieg verlor,
Lange steht er sinnend vor dem Tor ...

Weiter schreitet er voraus
Und kommt nun zu seinem Vaterhaus,
Stall und Scheune stehn nicht mehr,
Und das Haus ist ohne Dach und leer,
Türen, Fenstern, alle Möbel
Hat verschleppt der Pöbel!
Auf der Beischlagsstufe sieht er sich als Kind,
Neben sich den lieben Sausewind,
Sausewind, der liebste Hund
Auf dem ganzen Erdenrund,
Der am besten ihn verstand
Und oft zärtlich leckte seine Hand.
Sommers, in der Beischlagsecke,
Ruhten sie auf einer Decke
In der heißen Mittagszeit,
Oh, wie ist das alles weit! ...

Barfuß, mit zerrißnen Hosenknien,
Sieht er sich ein Wägelchen ziehn,
Vollgeladen mit Kawunen und Melonen,
Obendrauf ein Korb mit grünen Bohnen,
Sausewind läuft nebenher,

Rastet oft und atmet schwer,
Froh, daß es nachhause geht,
Diesmal wird das Mittag spät!
Auch im Wald sind sie gewesen,
Haben Beeren dort gelesen,
Er ist hoch auf einen Baum geklettert,
Plötzlich brach ein Ast, beim Rutschenmüssen
Sind die Hosenknie zerrissen!
Seine alte Mutter wettet,
Abends sitzt sein Mütterchen gebückt,
Während sie die Hosenknie flickt!
Vater schilt und schmust dabei!
Oh, die liebe Kletterei!...

Plötzlich nimmt er seinen Wanderstab,
Und geht zu der Liebsten Grab,
Auf dem Kirchhof, früher wohlgepflegt,
Jetzt kein Grab, das eine Inschrift trägt!
Denkt an Friedrich Rückerts Spruch, den er einst las:
„Über alle Gräber wächst zuletzt das Gras!“

... Wenn ein Wanderbursch nun wieder wandern geht,
Schließt ihn ein in euer Nachtgebet!
Denn wer weiß von seiner Schritte Ziel?
Und die Welt hat dunkler Wege viel!
Einer sucht den Garten seiner Kindheit lang,
Und den Brunnen mit der alten Bank,
Wo die Nachtigall im Sommer sang!
Einer war zu lang auf Wanderfahrt,
Auf derselben sind ergraut ihm Haar und Bart!
Einem blieb von allem Hab und Gut
Nur der Wanderstab und Wanderhut!
Einer sucht in Herbst und Nebelnacht
Ein vergrastes Grab für seine Lebensfracht!
Wandernd mußte er von Hause gehen,
Wege, die im fremden Land verwehn!

121. Waut ess daut mett ons? Wie sent soo festreit...

Waut ess daut mett ons? Wie sent soo festreit
Aus ne Kluck mett Kjitjel, tweschen dee de Hoftje jefoare,
Ons Foltj haft en Russlaund jeplejcht enn jeseit
Soo aun dee hundatfeftijch Joare!
Doch aus Koadel Marx enn Lenin toom Opproa jetjreit,
Worde onnerdräglich de roode Boare.
Wan maun mau aun'e Gausseatj steit,
Sitt maun twee oole Bure derjche'e Menschemausse schloare,
Enn wan maun se frajcht, woo et an jeit,
Dan kjitje se wajch enn kjrejche en kwoare.
Dee eena sajcht: „En Russlaund wea daut nijch mea jescheit,
Blooss emm Staul ooda opp'em Bieschlach sette en Mochutje doare!“
Dee aundra: „Etj head latste Nacht emm Droom mett Wintaweit
Belodne Ladawoages knoare“!
Dan schloare se wieda aulebeid,
Febiostat en'e Staudt, tweschen Mensche enn Koare.
Waut ess daut mett ons? Wie sent soo festreit
Aus Kjeana ut äwariepte Oare!
Wie sent soo festreit! Enn nuscht jedeit,
Komt! Klopp wie dän ditjen Rost fonn'e Schoare
Waut halpt daut jaumre? Waut halpt daut Staumle,
Daut wie soo festreit sent? Roopt opp toom Saumle! —

122. Das Dorf im Abendgrauen

Wie weit unsre Wege auch führen,
wir tragen dein Bild durch die Welt.
Nachts hinter verschlossenen Türen
zeigst du dich mondscheinerhell.

Die alten Bauern sitzen
in Beischlagsbänke gelehnt.
Eulen und Fledermäuse flitzen
soweit die Steppe sich dehnt.

Die alten Bauern träumen
von ihrer Jugendzeit,
während es von Akazienbäumen
weiße Honigblüten schneit.

Manchmal durch Not und Bangen
erreicht sie der Schlag einer Kröger-Uhr,
und zögernd im Heimverlangen
ertastet ihr Fuß dann die Spur:

Ein Dörflein ist da zu schauen,
so wie es den Bauern gefällt.
Zwanzig Höfe im Abendgrauen,
Ein jeder Hof für sich seine eigene Welt.

Friedlicher winkt uns kein Hafen
nach langer irrsamer Fahrt;
O glücklich im Dorf zu entschlafen
das unser immer noch harrt. —

123. Dorf-Idyll

Mitunter fällt geschwinde
Eine Sternenschnuppe erdenwärts,
Summt leis im Abendwinde
Der Russenlieder Liebesschmerz.

Aus allen Blüten steigen
Düfte der Sommernacht,
Ein Grillenreigen
Ist rings im Lande aufgewacht.

Auf ihren Bänken vor der Haustür träumen
Die Bauern, längst gewohnt,
Und über blühenden Akazienbäumen
Der Sternenhimmel und der Sichelmond. —

124. Fernsehen

Es gibt noch Dörfer wie aus frühern Zeiten,
An denen weit die Welt vorüber rauscht,
Mit denen nachts im stillen Gleiten
Der Vollmond seine Grüße tauscht.

Wo der Romantik dunkle Abendgeige
Ein alter blasser Russe spielt,
Der in der späten Tagesneige
Der Fiedel all sein Leid befiehlt.

Die Steppe atmet, manchmal steigen
Nachtwinde aus den Saaten auf,
Ein grenzenloser Grillenreigen
Umsäumt den späten Tageslauf. —

Doch mußt du durch den Abend schreiten
Mit Augen die voll Heimweh sind,
Umringt von den Begebenheiten,
Die du erlebt im Dorf als Kind. —

Dort, wo jetzt Haus und Hof verwildern,
Ein jeder Straßenzaun zerfällt,
Klangen einst hell und silbern
Singen und Spielen einer Kinderwelt.

125. Kruschtjetiet

Kruschtjetiet, Kruschtjetiet,
Goldna Hoafstdach, huach enn wiet
Ûtjbleajde Bloomereaje
Wurde jearn noch eenmol bleaje
Enn emm woamen Wind sitj weaje

Flautasch, dee aun Knospe kleiwe,
Flijchte reatje, Flijchte häwe,
Sommareelijch wiedaschwäwe,
Eenmol, eenmol noch emm Läwe. —

Eenmol derwe, waut du nijch doafst;
Dien Darp seene, ea du stoawst,
Woo du boafboot Kruschtjebläda schoawst,
Eenmol noch emm goldnen Hoafst;

Wan de Wildjans huach nom Süde tratje
Wan sitj lijchte Beem enn Hatje,
Wan de riepe Kruschtje schmatje,
Enn Erinnerungge watje. —
Kruschtjetiet, Kruschtjetiet,
Goldna Hoafstdach huach enn wiet.

126. Wie fuare no Stap

Wie fuare aus Kjinja opp'em Hoff no Stap
Mett'e Lien aum Diestel jebunge.
Etj hab aus dee Iesahendla Ap
De jeflochtne Jeissel jeschwunge.
Miene Sesta flocht äare denne Tsap
Enn haft doabie jesunge.
Mettunja schreajch see opp eenmol „Stop.
Een Reif ess fomm Raud wajchjesprunge!“
— Hee stunt nijch wiet fonn 'e Bieschlagstrap,
De Brädawoage mett fea lange Runge —
Oolt sent wie jeworde, enn grau onse Kjap,
Wie habe dän Reif nijch jefunge.

127. Weißt du noch?

Was uns blieb ist Traum.
O, wie war es schön!
Jüngre werden kaum
Jene Zeit verstehn.
Wenn gedroschen war,
Und der Sirupsduft
Hing im blauen Klar
Der Septemberluft!
Weißt du noch, wie das roch, Sirupskoch?

Der Wagen Knarren, der Schubkarren Wanken
Auf Wegen und Höfen, da lagen die Ranken
Von Gurken und Bohnen,
Arbusen, Melonen ...
Weißt du noch? Wenn das Feld wurd' abgeräumt,
Und das Dorf lag tief verträumt, und der Sirup hat geschäumt ...
Weißt du noch, wie das roch, Sirupskoch?

Weißt du noch? — Prodnalog. Das Russenjoch.
Unersättlicher Moloch!
Och, och, och, ne daj Bog!
Weißt du noch? Wie das kroch! Graue Tierchen noch und noch,
Mitgebracht aus Kriwoi Rog.

Bei dem ewigen Podwodden waren sie nicht auszurotten.
Weißt du noch? Das Gepoch! Daß die Tür in Stücke ging,
Und dann schief im Winde hing ...
Weißt du noch? „Schtob te sdoch!“
Kennst du das Gepoch? Weißt du noch?

Weißt du noch? Wie dann doch, in der Weihnachtswoch'
Heimchen aus der Erde kroch, sang am warmen Ofenloch: „Weißt du noch?“
Weihnachtsfreude hehr und hoch, Pfeffernüsse noch und noch,
Wie das roch! Weißt du noch? Sirupskoch, weißt du noch? —
Heimchen singt am Ofenloch alle Jahre immer noch:
„Weißt du noch, Sirupskoch, wie das roch?“

128. Sommerabend

Die Abendsonne ist im Verglühn,
Die Schwalben zwitschern, Akazien blühn,
Die Grillen geigen, der Fliederduft
Liegt süß und schwer in der Abendluft.

Der Mond steigt höher, die Fledermaus flitzt,
Das Bauernvolk stumm vor den Haustüren sitzt.
Der Mond hängt im Blauen, ein Vogel zirpt Lob und Ruh,
Und dann schließt sich im Dorf die letzte Türe zu.

129. Steppe III

Mich locken wieder deine sanften Hügel,
Der Grillen schläfrigmüder Mittagslaut;
Die Dörfer, Gärten, Windmühlflügel
Von einem tiefen Himmel überblaut;
Ein Weizenfeld
Das wohlbestellt
Und ährenreibend wogt und welt,
Wenn über dir des Mittags Stille liegt,
Der Falke flügelbreit sich reglos wiegt. —

130. Somma-Owend

Emm Goade, en'e dijchte Kjressbäastud
 Haud sitj de Nachtégaul äa Nast jebut.
 Wie funge daut Nast biem Kjressbäarepletje,
 Enn Mutta säd, wie sulle wiedareatje
 Enn Nast enn Foagel nijch steare,
 Opp 'en Owend wurd wie dän Foagel heare.
 Opp 'en Owend, wan de Sonn eascht unja wea
 Saut wie aula stell ferr 'e Dää.
 Etj saut opp 'e Schwal enn eet Bottabroot.
 Tsusel, de Hund, lach bie mie opp 'e Schoot
 Enn kjitjt mie aun, hee wea mie soo goot.
 Fomm Feld wea tus de latste Maun,
 Doa funk de Nachtégaul too sinje aun,
 Bie Mondschien en wundaboaret Leed,
 One Aunfang, one Enj, enn wort nijch meed.
 Dee Otboa stunt opp 'e Foasch fon 'e Schien
 Opp eenem Been emm Mondeschien.
 En eenem Goade aun 'e Molosch
 Sunk nu noch 'ne tweede Nachtégaul emm Fleedabosch,
 Emm Mondschien äa wundaboaret Leed,
 One Aunfang, one Enj, enn wort nijch meed.
 Tsusel, dee schleep bie mie opp 'e Schoot,
 Etj selwst schleep haulf enn hilt siene Poot.
 Mien Foda säd: „Woo es daut blooss mäajlich?
 Soo bemeaje dee kjiene Fäajel sitj.“
 Kjeen Schrett jintj emm Darp, kjeen Mensch wea too heare,
 Kjeena wull dee twee Senja steare.
 Daut Darp lach soo stell aus wea aules doot,
 Tsusel lach stell enn woarm opp miene Schoot,
 Etj schleep selwst haulf enn hilt siene Poot.
 Dee Otboa stunt emma noch opp eenem Been
 Enn docht: woo es dee Welt soo scheen!
 Ferr jieda Hüsdää saut en kjiene Fereen.
 O wundaboare Nacht enn H. aun 'e Molosch
 Mett de Nachtégaul emm Fleedabosch,

Mett de Nachtgaul en 'e Kjressbäästud,
Etj hea et noch emma: Tsikut, tsikut.
Mutta kaum enn brocht mie too Prosch.
Tsusel schleep opp 'em Sack bie de Unjadää,
Hee wist je genau wu etj wea. —
Tsemorjens kaum hee aun mien Bad jesprunge
Enn wea soo froo, daut hee mie wada haud jefunge.
Etj wea noch mau kaum ut 'em Bad,
Doa rand wie bute en 'e Wad,
Emm Hoff, emm Goade han enn häa,
Waut daut doch fe een scheena Morje wea!
Foda wea tiedijch no Stap jefoare,
Pleaje enn äajde, enn Bastaun derjchkoare.
Mutta roopt mie toom Freestitj-Äte,
Tsusel enn etj wie haude daut Äte fejäte.
Etj säd too Mutta: „Etj well nijch prole,
Oba en natet Bild well etj mole.
Daut Bild saul ons spoda wiese,
Enn sonnje Tiede enn en jriese,
Dän Hoff, de Schien, daut Hus, dän Staul,
De Ritsch, dän Mond, de Nachtgaul,
Dän Otboa, enn die enn mie,
Oba mien Tsusel genau uck doabie.“

131. **So war es am schönsten ...**
(vor gut 65 Jahren)

So war es am schönsten: wenn abends die Herde
Vom Hirt begleitet nach Hause glitt;
Die Schar der Schnitter, nach Schweiß und Beschwerde
Die Sensen geschultert, zur Nachtrast schritt;

Wenn nach Lerchenjubil und Sensengeläute
Die Sonne versunken in mächtiger Pracht,
Gemähte Wiesen, blütenbestreute,
Den Heuduft verströmten in würziger Nacht;

Wenn aus den Fenstern, gelb und versonnen
Der heilige Bauernfrieden gestrahlte,
Die Bauern ihr Abendmahl hatten begonnen,
Unendlich fern noch der machnowschen Gewalt.

Dann wurde das Dorf ganz Traum. Und am Ende
Wiegte ein Frieden alle Unrast ein,
Wiegte das Dorf, samt Heuduft und Wiesengelände,
Im Grillengeigen und Mondenschein.

132. Riemenschneider

Fast jeder Bauer ist ein Riemenschneider,
Jedoch nicht solcher, der Madonnen schnitzt,
Nein solcher, der für fremde Weider
Die Geißelriemen spitzt,
Der mit Riemen Sielen näht
Und selten nach Madonnen späht!

133. Poggefräd

Weetst du noch, woo en dee Kjinjajoare
 Dee Pogge hupste biem Schemmawoare,
 Aum Sommaowend, wan de Dach wea äwastone.
 Enn een Rääjen wea äwa Laund jegone?
 Dee hupste jeschetjt opp 'e Bieschlachs-Stoope.
 Wua se sitj en 'e Atj fekroope.
 No korta Wiel dan hupste se wada,
 Dee Bieschlachs-Trap daut wea äare Lada.
 Boold weare se bowe, dee kjliene Jast
 Enn jeheade soo toom Famieljefast.
 Dee kjliene Dinja hupste aula no bowe,
 Daut Bieschlach wea noch fonne Sonn woam aus en Owe.
 Foda säd: „Dee sent fomm Meddachsclhlop oppjeweakt
 Enn welle seene, waut onsaena moakt.
 Dee kjenne heare, oba nijch räde,
 Soo aus Mensche, dee fäl jeläde.
 Jäwt acht, daut jie dee kjliene Jast nijch klunje,
 Sent wie eascht wajch, dan hupse se wada no unje.“
 Et wea soo stell, maun head de Däa biem Noba klintje.
 En eenen Lomen mett sien Holtbeen hintje.
 Dee Akotstjebeem bleajde en folla Pracht,
 Dee Biee sommde bett en 'e Nacht.
 Dee Otboa klaupad fomm Stauldach Fräd,
 „Got ruhijch too Bad enn schlopt,“ hee säd.
 Dee kjliene Pogge hupste noch emma
 Omm Hus enn Bieschlach emm Owendschemma.
 Mien Foda druach mie en mien Bad hinen,
 Dretjt mien Jesejcht aun sien schoapet Stoppeltjenn.
 Ach, haud wie doch stots Tsank enn fälem Jeräd
 En aule Welt dän stellen Poggefräd!

134. Mein Vater

Mein Vater war ein starker Mann,
Mit harter, schielger Faust,
Sein Aug war wie ein dunkler Tann,
Darin ein Eber haust!
Bedacht und wuchtig war sein Schritt
Und immer karg sein Wort,
Wo man viel sprach und stritt,
Da ging er schweigsam fort.

Sein Kleinod war ein Ährenfeld,
Das windbewegte Wellen schlug,
Von dem er Halme, saftgeschwellt,
Beglückt zu Mutter trug.
Er pries das Wetter und das Korn,
Den Acker und das Jahr,
Und war beim Pflügen immer vorn
Mit seiner Fünferschar. —

135. Herkunft

Ach ja, wo ich geboren bin,
Das ist ein großes, ebnes Land.
Dort startete der Weltenbrand,
Kurz Kommunismus nur genannt,
Und dehnt sich endlos lange hin.
Dort gehn viel Menschen, groß und klein,
In Pelz und Stiefel eingehüllt,
Und singen, daß nun bald erfüllt
Ihr Traum vom Zukunftsstaat wird sein.
Ihr Singen ist wie Sturm im Wald,
Mitunter auch wie Weinen lind,
Wie Aufruhr in der Strafanstalt,
Wie Regen im Novemberwind
Eintönig in den Traufen rinnt.
Und eine Wolke, zukunfts schwer,
Hängt immer lastend in der Luft,
Und Störche kommen übers Meer
Und gleiten langsam, flügelschwer,
Langbeine froher Kindermär,
Und finden ihre Nester leer —
Rings Weizenwogen, Thymianduft,
Und Duft von Minze, Lauch und Dill und Teer,
Dort komm ich her. —

136. Hinje opp 'e Däl

Doa hab wie aus Kjinja fäl Wunda erlätwt:
Hea enn feel jie noch, woo de Eadboddem bäwt
Biem Rolle fonn dee schwoare Útfoasteena?
See enn hea jie noch rane dee enjstetje Heena?
Hea jie daut fetwiewelde Kjitjel-Jeschrie
Wan de Hoftje fluach platslijch febie?
Dee Hoftje wea hungrijch enn wull Heenafleesch,
Enn dee Kluck emm Kjitjel-Korf roopt sitj meist heesch.
Dee kjliene Kjitjel rande han enn hää,
Unja däm Kjitjel-Korf enn kaume wada fää,
Enn onde nijch, daut dee Reibe äwa an wea.
Mett eenmol en Wintsuch, en Dääreknaule,
Schwind aus en Blitz lat dee Hoftje sitj faule,
Haft en Kjitjel emm Schnowel — enn hast mie jeseene!
Daut wea en Meddach — etj well meene!
— Steaje dee Woltje opp, jinje dee Putsmäle looss,
Daut blitst enn donnad, oba et dreppeld blooss.
Soojlitjs weare wada dee Steena emm rolle.
Wietauf head wie noch dän Donna grolle.
Manjchmol jintj daut Steenarolle bett Schemmawoare,
Etj kaun et noch heare no soofäl Joare.
Dee Otboa stunt opp'e Foasch fonn'e Schien
Enn betjitjt sitj dee Mensche groote enn kjlien.
Etj Laups rand mett däm Hund noch en'e Wad,
Wosch miene Feet enn kroop dan ent Bad.
Doch opp'e Däl, doa wea noch Läwe,
Bie Mondschien feeld maun dee Ead noch bäwe. —
Ach, wua ess dee Tiet blooss jebläwe? —

137. Goldna Hoafst

Dee Bastaunekoagels worde aufferiemt,
Opp'e Däl worde Mestsoode jedreajcht,
Opp'e Stap wort pienijch Stoppel jepleajcht,
Opp'e Broakkoagels haud dee Wintaweit aul jetjiemt.

Sonn enn Rääjen lockte dee Sot derjch 'e Kjarscht,
Dee Bure brommelde sitj waut emm Boat:
„See eena aun, dee moakt sitj nodroat,
Dee es boold soo dijcht aus 'ne Barscht.“

Goldna Hoafst, aus etj kjeenen mea hab erläwt,
Äweraul Arbuse, roosa opjeräte,
Dee worde de Pead, de Kjeaj enn de Schwien fääjeschmäte,
Sonn enn Säajen worde äwa Darp enn Stap jesäwt.

Dee goldne Hoafst, de baste Tiet emm Joa,
Wull ons toom Saumle, toom Besenne dwinje,
'ne folle Schien, 'ne blanke Sans enn en blanket Schoa
Dee Burewelt too Ruh enn Ordnung brinje.

138. Heimat II

Große Höfe waren uns zu Spielplätzen gegeben,
Hunde und Katzen waren unsere trauten Gefährten,
Störche sahen wir langbeinig über den Scheunen schweben,
Stare und Spatzen lärmten und praßten in Maulbeerhecken und Gärten,
Und dahinter die Felder, die Steppe, die russischen Lieder, —
Schön war das, schön, das kommt niemals wieder!

So wurden wir groß. Das verwuchs mit uns wie Lunge und Leber,
Manchmal saßen wir am Rande der alten Kurganen,
Wir bestiegen die einstigen Heldengräber,
Und träumten von Recken und Rossen und wehenden Fahnen!
Und dahinter die mächtigen Wälder, die unendliche Weite, die russischen
Lieder
Schön war das, schön, das kommt niemals wieder!

An Sommerabenden, mondlichthellen,
Und in regenschwülen Gewitternächten,
Rieselten leiser der Lieder Quellen,
Doch manchmal brachen wie aus dunkeln Schächten
Der Russen traurige Heimwehlieder,
An Straßenzäunen bei duftendem Flieder!
Schön war das, schön! Das kommt niemals wieder! —

139. Gewitterregen

Unruhig steigt die Wolkenwand,
Die Tauben flüchten unter Dach,
Jäh ist der Himmel überspannt
Mit Blitzgefunkel und Gekrach.

Der Bauer eilt nun hin und her
Nach eines Tages schwüler Glut,
Er gießt die Regentonnen leer
Und lechzt schon nach der frischen Flut.

Die Bäuerin treibt die Küchel ein,
Da faßt ein Windstoß sie und schiebt.
So jäh und stürmisch? Muß das sein?
Sie hört nur wie das schilpt und piept.

Ein Räuberfalke schießt herbei
Und schnappt den besten Bissen sich.
Was helfen Zetern und Geschrei,
Da fern der Freche schon entwich?

Nun rollet noch ein Fuder Heu
Dumpf polternd in das Scheunentor.
Die Gäule stampfen, fromm und treu.
Dem Regen kamen sie zuvor.

Der Heuduft, die Gewitterluft,
Ein Reiz, der alle Sinne mengt.
Im Stall ein Hengst nach Freiheit ruft
Weil dumpfe Stallluft ihn beengt.

Mit Staub und Frische stößt der Wind,
Und Tropfen fallen, schwer wie Blei.
Man hört, wie's in der Traufe rinnt,
Und auch des Hengstes wilden Schrei.

Dann löst sich alles, Regen gießt,
Im Nu sind alle Tonnen voll.
Wie es aus allen Traufen schießt,
Als ob das Dorf ersaufen soll!

Dann läßt der Regen plötzlich nach,
Der Donner in der Ferne murr,
Auf frischgewaschnem Schindeldach
Der Tauber in den Abend gurrt.

Aus altem Bauernhause weht
Ein Duft von frischgebacknem Brot.
Der Bauer, der im Hofe steht,
Schaut dankbar in das Abendrot. —

140. **Feierabend**
(Elisabeth Peters gewidmet)

Auf dem Beischlag sitzen sie und schweigen
Nach des Tages heißem Sonnenbrand.
Schon besänftiget ein Grillenreigen,
Ringsum Dörfer und das weite Land.

Alles wird gestärkt und aufgefrischer,
Nun der Abendwind gelinde weht,
Wellengleich erbraust im Wehen ein gemischter
Russenchor, dem keiner widersteht! —

141. Ernte

Der Akazienbaum blüht und schneit, es summen die Bienen
So spät noch — wie weit entfernt.
Das Dorf ruht am Abend mondbeschienen,
Darüber ein Himmel, reichbesternt.

Zwei alte Bauern vor der Haustür graben
Die alten Zeiten um.
„Damals waren wir noch zwei kleine Knaben ...“
Und ferne das Bienengesumm.

Fast ist es wie ein heimliches Prahlen,
Sie wissen, wie dieses und jenes war,
Und kommen in den Mennoniten-Annalen
Bis zum Krimkrieg und bis zum Heuschreckenjahr.

Ganz still sitzt ihnen zur Seite
Ein Knabe, blondgelockt,
Der sinnt und träumt in die Weite,
Wenn den Alten der Faden stockt.

Er geht und wirft sich aufs Lager
Und wälzt sich um und um.
Er wird in der Nacht zum rastlosen Frager. —
Und ferne das Bienengesumm.

Der Alten Grübeln und Graben
Bei Mond- und Sternenschein
Fängt der Junge einst in sein Buch, wie in Waben
Die Bienen den Honig ein.

142. Einsames Land um sieben schiefe Katen,
Rings Dornen und Disteln — im Glutwind verbrannt;
Steppenlandschaft, einsames Land,
Ohne Baum, ohne Schatten.

143. Wan etj mol nohus kom...

Wan etj mol nohus kom, oold enn meed aus dun,
Sat etj mie toeascht opp'em Gaussetun,
Doa wua dee Fleedabosch steit enn dee Kruschtje faule,
Dee Kruschtje, riep enn jreewebrun,
Dee enne Meddachstiet opp'em Brädatun knaule,
So daut de Lied, dee en Jedanke d'waule,
Sitj omdreie: „Wäa haft hia jeschmäte!“
Enn etj sett stell, aus haud etj doa emma jesäte,
Enn saj: „Daut moake emm Boom de Spree, ooda de Dole,
Aum baste ess, de Mets unjahoole!
Dee Dinja sent riep enn goot too äte!“
(Wäa haft aus junga Benjel nijch jearn riepe Kruschtje jejäte?)
Etj stie fomm Tun enn go too de Bieschlachtsatj,
Hia lach de Hupe witte Saund enn miene oole Datj,
Biesied lach Susewind, mien Hund, opp twee oole Satj.
Hia lag wie beid emm Okotstjeschaute,
Wan wie Meddach jejäte haude!
Dee Fodasch kome fonn 'e Stap jefoare
Etj hea noch de Ladawoages knoare!
Aules Wintaweit mett lange Oare!
Dan fangt dee Draschmaschien aun too somme,
Dee sommt enn sommt, enn well nijch festomme! —
Dan go etj emm Goade toom oolen Borm,
Dee äwastunt soo maunjchen Storm!
Dee Borm froacht: „Jung, wua weascht du soo lang?
Nu kjemst du mett Uage heimweekrank!“
Etj laj miene Stearn opp 'em Bormraund,
Enn feboaj miene Trone mett 'e Haund!
Wua ess de Speajel, dee freaja emma unje wea?
Enn wentj etj fonn bowe noch soo sea,
Wentjt fonn unje nu kjeena mea! —
Dan go etj tridj enn sat mie opp 'e Bieschlachsstoope,
Etj hea aus eenstmols de Nachtigaul roope,
De Mond schient wietomm soo jelind,
Jerod soo aus doamols, aus etj noch een Kjind!

Aun 'e Gauss sinje Russe daut Wolgaleed,
Etj sie mett eenmol soo meed...
Wää kjemt enn wauscht mie dee Feet?...
Wää drajcht mie ent Bad enn datjt mie too?
Enn wää sinjt en Schlop mie.. „Soo, Soo, Soo...“?
Nu sie etj dan entlijch tus!
No aul däm Tumult enn Weltjebrus!
Oba morje sett etj wada oppem Gaussetun,
Doa wua dee Fleedabosch steit enn dee Kruschtje faule...
Dee Kruschtje, riep enn jreewebrun.
Dee enn'e Meddachstiet opp'em Brädatun faule,
Soo daut dee Lied, dee en Jedanke dwaule,
Sitj omdreie: „Wää haft hie jeschmäte“?
Enn etj sett doa, aus haud etj doa emma jesäte,
Enn saj: „Daut moake emm Boom dee Spree ooda dee Dole!
Aum baste ess, dee Mets unjahoole!
Dee Dinja sent riep enn goot too äte!“
(Wää haft aus junga Benjel nijch jearn riepe Kruschtje jejäte?)

144. Heimkehr IV

Wenn der Pflüger heimgekehrt
Höfe waren am Verdunkeln,
Wurden Fenster aufgesperrt
Schon begann ein Stern zu funkeln.

Alte Uhren schlugen sacht:
Daß der heiße Tag zu Ende
Daß die nahe Sommernacht
Wieder Kraft und Kühle spende ...

Eine Dienstmagd trug schon schwer
Frische Kuhmilch in die Kammer,
Goß dort ihren Eimer leer,
Und schon summt der Milchentrahermer. —

Nach dem Essen Beischlagrast.
Welch ein köstliches Behagen:
Nach des Tages Hitz und Hast
Lauter Nachtigallenschlagen ...

Nach des Tages Sonnenbrand
Fliederduft und Grillengeigen,
Über Dorf und über Land
Welch ein Frieden, welch ein Schweigen ... —

Bauer sucht sein Schlafgemach.
Hinter seinen schweren Schritten
Über Nachbars Giebeldach
Kommt der Vollmond still geglitten

Jeder seine Ruhe fand.
Lauter Welt war abgeschieden;
Über Berg und über Land
Welch ein Schweigen, welch ein Frieden.

145. Dahin ...

Mir ist nach meiner Heimat weh,
Die fern in Rußlands Steppe liegt.
Dort wo der Falke flügelbreit
Sich täglich in den Lüften wiegt.
Abends wandern die Wolken
Mondscheinumsäumt.
Darunter liegt das Dorf
Wie im Mondschein hingeträumt.
Russen singen am Straßenzaun
Ganz leise, leise
Eine klagende Wolkenweise.
Im Hofe beschatten zwei mächtige Akazien
Den Beischlag dort,
Rauschen im Abendwehen.
Dorthin möcht' ich gehen.
Die rauschen noch
Seit meiner Kindheit fort.

146. Wie habe mol 'ne scheene Heimat jehaut...

Wie habe mol 'ne scheene Heimat jehaut.
Unje jinje de Weitkoagels emm Wint aus en Mää,
Doatwesche fuare Pleajasch opp Broakkoagels han enn hää.
De Trochwoages stunde emma aum Enj fomm Koagel.
Wuarunja wie uns fekroope bie Rääjen enn bie Hoagel.
De Pleajasch lage en'e Meddachstiet emm Woageschaute
Enn pausste opp, woo äare Schrugge fraute.
De Grausshoppasch hupste, de Bramse sommde, de Hoftje blood,
Enn wietauf bie siene Häad knauld mett'e Jeissel en junga Hoad.

147. Emm Schaute unjr'em Woage

Aus wie noch en Russlaund Oft opp'e Floake dreajde,
 Emm heeten Somma pienijch Broake pleajde,
 Aus wie noch mett Heaschbassems fääjde,
 Emm Farjoa noch de Gausse äajde,
 Doamett se schwinda dreajde,
 Pleajd Dertj Plat opp'e Stap siene Broak —
 Enn mett eenmol kjemt doa en Russesoboak
 enn bitt sienem Peat, däm oolen Foss,
 Tweemol en'e Hinjaknoss.
 Dertj Plat nemt dän Stäatja enn schleit am plaut.
 Et wea en Hunt soo grau aus 'ne Raut,
 Mett 'ne Frät aus 'ne Tiejakaut.
 Plat nemt daut Beest aum Tsoagel
 Enn drajcht et fonn sienem Koagel,
 Schmitt et opp'em Woage hinjr'em Wotafaut.
 „En dolla Hunt wea daut,“
 Bloat sien Noba fomm aundren Koagel,
 „Du motst no Ricknau, no Sukkau foare,
 'Motst Dolldrunk drintje aus etj fe Joare,
 Sest kjrijchst du fonn Cornies Toagel,
 Daut kjemt dan aus Storm enn Hoagel!“
 Plat steit enn dentjt enn sajcht too sitj:
 „'ne Reis no Ricknau moak etj nijch.
 Wäa woat en disse Hett no Ricknau joage!“
 Drintjt Wota, at Broot mett Schwotemoage,
 Foodat de Pead nochmol, dee de Bramse sea ploage,
 Enn lajcht sitj emm Schaute unjr 'em Woage.

De „dolle“ Hunt jehead däm Bearnt Hoadä.
 Dee wond, soo aus uck Plat, en Ferschtawoada,
 Blooss opp 'em aundren Enj fomm Darp. Hee jintj enn socht
 Dän Hunt, dän hee onlenjst haud mettjebrocht
 Fonn sienem Brooda ut Grootweid fe siene Kjinja,
 Dee Hunt druach aum Hauls en kjlienen Kjinja.
 Däm Hoadä haude se toojedroage,
 Daut Plat dänselwjen Hunt haud dootjeschloage.

Hee wull dromm Plat fereascht fekloage,
Doch schliesslich deede sitj fedroage,
Enn habe beid aun eene Frädenspiep jesoage,
Obtswoa see beid nijch schmeatjte — daut woat soo jesajcht.
See bleewe goode Frind, enn daut es rajcht.
Dertj Plat dee säd noch maunjch en Joa:
„Etj sie doch kjeen Noa,
Daut etj soo schwind no Ricknau foa
Enn Dolldrunk drintje woa. —
Wan die de Sorje gnoage,
Ooda de Mensche ploage,
go emm Schaute unjr 'em Woage.“
Dertj Plat wea eena fonn de Toage!
Enn aus hee lach emm Soatj opp 'em Schroage
— Et wea emm Nowamba, dee Schnee funk aun too joage,
Dee Oole duckte sitj deep emm Kroage —
Enn maunjch eena docht: emm Schaute unjr 'em Woage.

148. Für M.A.

Nach so viel Nöten und Mühen,
Verlust und Verzicht,
Seelenwüsten bringst Du zum Blühen,
Dunkle Sehnsucht ans Licht. —
Bleib doch am Briefeschreiben
In dieser Zeiten Graus.
Du sollst meine Freundin bleiben
Bis über den Tod hinaus. —

149. Joamoatjsfoat

Soo wea daut: Foda too Mutta aum Freestitjdsesch:
„Nü ess Follmoatj, wie brucke dreaje Fesch,
Fortje, Gaufle, Wauschrubble enn Knautt — fäl Knaut...“
Mutta säd: „At die mau eascht saut!“
Foda too mie: „Go, saj däm oolen Jakob...“
(Jakob säd stots Rubel emma Rub,
Enn too de Okotstje säd hee emma Dub,
Oba, hee wea en gooda oola Russ.
Etj kunn soofäl Rusch aus hee kunn Dietsch
Enn wie festunde ons beid jnietsch!)
— „Go, saj däm Jakob hee saul dän Kaustewoage ut'e Schien rütfear,
Enn opp'em Hoff de Woageausse schmääre,
Dee Kollé faust aunhole, daut se nijch feleare.“
Aus etj ent Hinjatus kaum, stunt Jakob fomm Freestitjdsesch opp,
Naum siene Schildmets fomm Kopp, betjrietst sitj dreemol,
Aundajchtijch aus emm Kjoatjesol,
Dan hoof hee mie opp enn gauf mie eenen Kuss,
Hee wea en oola gooda Russ!
Wea hee uck manjchmol eajenoatijch,
Neewadrijch, kort enn stoppelboatijch,
Wie beid worde mettenaunda emma foadijch.
Etj säd am, hee sull de brune Kuntasch aunscherre,
Enn dann opp'em Hoff de Woageausse schmääre,
Färe opp'em Woage een Settbrat enn dan de Settlada!
Jakob lacht enn säd: „Dee Settlada!
Etj weet aul — nom Joamoatj jeit et wada!“ —
Miene Sesta enn etj rande emm Goade, han enn tridj,
Soo freide doamols twee Kjinja sitj,
Opp'em Kaustewoage toom Moatj too foare!
Fäl mea aus fonndoag opp diere Koare! —
Foda kaum rut, mett en ladjen Sack en'e Haund,
Fe Tsockahoot enn Seep, enn ditt enn daut..
Dee Hauptsach wea am oba daut Knaut! —
Doamols wort noch kjeen Spagatknaut jedreit,
Selfstbinjasch weare noch nijch ütjefunge,
Daut ess eascht spoda eenem Bua jelunge!

Jakob haud aunjespaunt, miene Sesta enn etj sprunge opp'em Woage,
 Doch Foda haud de Oat ons wada rauftoojoage!
 „Eascht mott dee Kutscha mett'e Lien opp'em Woage sette!“
 Foda säd noch, etj sull daut nijch fejäte!
 Jakob steajch opp, wie hinjaraun
 Enn looss trock daut Jespaun!
 Jakob dee sommd enn sung biem Foare
 Soo wea daut siene Oat seit Joare!
 Et jintj äwa de Bridj, derjch Prischib opp'm Kolnisteboajch,
 Doa stunt de Kjoatj soo schmock enn huach,
 Etj docht aun Uhlands „Kapelle“ emm Läsebuak!
 Wie fuare derjch een Tsijoneloaga,
 Dee haundelde met Schrugge, oolt enn moaga!
 Jakob scheddad dän Kopp enn säd: „Igelfräta,
 Tiatjwäla enn Schwerenoota...“
 Dee Tsejone reede one Toom enn Täajel,
 Enn reete de Schrugge aune Tsäajel,
 Netjte enn lachte enn muake Jewault!
 Nu kaume Kotelagasch fonn scheena Jestault,
 Jakob hoof de Jeissel enn wie weare febie.
 Enn nu head wie daut Joamoatjsjeschrie!
 Dee Leiakauste späld enn de Riedbon dreid,
 Miene Sesta enn etj, wie freide ons beid.
 Foda säd, Jakob sull hia ütspaune,
 Dijchtbie wea een Hendla mett Tap enn Kaune,
 Mett Schatle, Tausse enn Kaune,
 Aules soliede Woa, aus de Bure brucke!
 Manijchmol reede de Tsijone opp äre derre Schkaupe
 Soo dijcht aun de Tap, aus wulle se aules unjataupe!
 Dan blood enn schempt de Äjendeema,
 Aus jintj de gaunse Welt en Trimma!
 Dann freide de Tsijone sitj enn lachte am ut!
 „Wuaromm hast du kjeene Bood jebut?“
 Foda jintj Fesch kjeepe enn wie saute
 Onsa dree enn kjitjte woo dee Pead äa Fooda fraute!
 Foda kaum mett twee Satj Fesch, dee en Benjel druach,
 Enn fruach: „Ess daut jenuach?“
 Jakob lacht enn säd: „Dee woare Wota brucke,

Fäl Wota opp'e Stap enn'e Krucke!
Fäl Wota woat jeschwalgt en heeta Tiet,
Enn bott däm Aust ess et nijch mea wiet.“
En aulem Tumult enn Joamoatjsjëschie
Koft Foda daut Knaut dijchtbie,
Een gaunse Schüwkoa foll hampnet Knaut,
Fe 47 Rubel? Fäl Jeld wea daut!
Aum diaschten wea daut Knaut fe däm deepen Kutaborm!
Een oarmditja, langa hampna Worm!
Bie däm Knauthendla koft Foda uck noch twee Poa Schlorre,
Een Poa fe Jakob enn een Poa fe Jegore.
Jegor wea dee tweede, junge Kjnajcht,
Trupt nijch enn soop nijch enn deed emma rajcht!
Dee Schlorre weare jeschentjt, aus Jakob daut head,
Worde am de Uage feijcht, am fälde de Wead!
Hee trock siene schwoare Kloffe fonn'e Feet
Dan jintj hee opp Schlorre too de Pead,
Enn kloppad dee aum Hauls! Am fälde de Wead. —
Foda naum dän ladjen Sack enn säd: „Etj go enn kjeep,
Tsockahoat, Wauschrubble enn Seep!
Boold wea hee tridj enn naum ons Kjinja bie de Haund,
Etj enn de Sesta weare sea jespaut!
Jakob opp'e Settlada kjitjt ons no, hee lacht enn säd: Etj weet, jie woare
Nu opp'e lostje Riedbon foare.
Pausst opp! Doa sent uck witte Boare!“ —
Foda haud mie flucks en Riedpeat ütjesocht,
En bruna Hinjst en follsta Flocht!
De Sesta hinja mie en eenem Schläde,
Etj kunn fe lauta Freid nijch råde!
Foda säd: „Mau ruhijch, kjeene Haust!
Hool die mett beid Henj aum toomtääjel faust!
Tratj stiew, sest jeit de Bruna derjch,
Enn du woascht ütjelacht aus kjliena Tswerjch!“
Dee Leiakauste späld dän Komarinskij, nu jintj et looss!
Waut weare daut fe Jesejchta blooss?
Junge Benjels schmeete Konfatjt en miene Sesta äaren Schläde,
„Twee kjliene Njemtse“ wea waut se säde!
Oole Wiewa enn Kjeadels daunste enn lachte fe Freid,

Aus haude see et aufjeseene opp ons beid.
 Daut scheene Wolgaleed funk aun too klijnje,
 Dee Russe funge aun too sinje.
 Waut omm de Riedbon stunt daut wea en scheena Kua!
 Noch emma klijnjt daut Leed mie maunijchmol emm Oa!
 Dee rusche Melodie kjemt fonn wiet hää,
 En Bruse fonn Wandafääjel äwa Laund enn Mää.
 Dee Leiakauste wea festommt, dee Riedbon bleef stone,
 Enn Foda wull mett ons toom Woage gone.
 Etj kjitjt am aun enn säd: „Etj well noch eenmol riede,“
 Enn Foda lacht: etj must dän Brunen liede!
 Jintj too de Kauss, enn told noch eenmol en fe ons beid,
 Wie beid sage woo hee sitj freid! —
 Dan säd hee, hee wull toom Woage gone enn dän Jakob schetje,
 Hee wull reed moake omm „loostoobrätje“.
 Dee Klock wea haulf twalw enn et wea Meddachstiet.
 Doch bott tus wea et je nijch soo wiet. —
 Hee jintj, enn Jakob kaum opp siene niee Schlorre jerant,
 Hee wea je daut Iele jewant.
 Daut Näatjste: Hee gauf mie en Kuss.
 Hee wea en oola gooda Russ!
 Dee Leiakauste späld, dee Riedbon funk aun too dreie,
 Enn woo sitj doch aule Mensche freie!
 Eascht dee Komarinskij enn dan daut Wolgaleed,
 Daut aundasch uck „Stjenka Rasin“ heet.
 Jakob sunk mett! Dan wea et ut, hee naum ons aun'e Haund,
 Wie jinje toom Woage, Foda haud aul aunjespaunt.
 Wie steaje opp, Jakob naum de Lien, enn dann bojauf fomm Kolnisteboajch.
 Febie bie de schmocke, witte Luttatjoatj,
 Auf dee noch steit? Daut ess ne Froag!
 Dan kaum de Bridj, enn boold wea wie tus,
 Fonn Stoff enn Seetijchäte weare onse Henj jriess!
 Jakob hoof mie fomm Woage enn gauf mie en Kuss,
 Hee wea en gooda, oola Russ. —
 Lang ess daut hää! Doch mett miene 80 Joare,
 Wudd etj mett Jakob jearn noch eenmol nom Joamoatj foare!
 Wudd heare wada daut Wolgaleed,
 Daut aundasch uck „Stjenka Rasin“ heet.

Wudd seene, woo Jakob sitj too siene niee Schlorre freid.
Wan dee Leiakauste späld enn dee Riedbon dreid,
Aules fefloage! Aules febie!
Jebläwe ess blooss de „Stjenka Rasin“ Melodie! —

De Krauje-Wossil enn Jakob — daut wea enn Poa,
Mett däm etj opp Gaussetun enn Stauleschwal jesäte!
Dee Tiet jintj febie, Joa hinja Joa,
Etj kaun dee beid nijch fejäte! —

150. **Weihnachtswunsch**

Laß' es wieder sein wie damals,
als der Schnee ans Fenster fiel.
Drinne in der warmen Stube
Tannenduft und Flötenspiel.

In der warmen Ofenecke
lagen zwei in einem Korb,
die am Vortag sich gestritten,
Kater Musch und Kater Borb.

Mutter summt leise, leise;
mir ist's als ob es heute wär',
jene alte Weihnachtsweise
„Hoch vom Himmel komm' ich her. —“

Kleine Russenkinder liefen
singend um das Haus,
Vater teilte an die Kleinen
auf dem Beischlag Nüsse aus. —

Ein paar Burschen tragen barhaupt
Stangenhoch ein Heiligenbild.
Darauf war zu sehen Maria
Jesusmutter fromm und mild. —

Gerade so wie damals
Als der Schnee ans Fenster fiel
drinnen in der warmen Stube
Tannenduft und Flötenspiel. —

Daß in Rußland sich erneue
Kirche Bog und Boghestwo,
Daß das weite Land durchwehe
Friede, Freude, Roghdjestwo.

151. Das ferne Lied

Wie ein Pfeil trifft ein Lied dich ins Herz,
Ein Lied voll Trauer und Russenschmerz.
Von der Trauer dein Blut ist entbrannt,
Wenn am Abend rings dämmert das Land,
Und du lauschst diesem Lied, das dir klagt,
Daß du warst aus der Heimat verjagt. —
Dann stehst du und sinnst und fassest es nicht,
Wie das ferne Lied zu dir spricht,
Wie es weint, wie es drängt, im Verein
Mit dem Abend empfangen zu sein.
Und es reißt dich dahin, wo das Lied
Wie ein mächtiges Brausen herzieht,
Da ist es, das Traute, das zu dir dringt,
Da ist es, das dich von ferne bezwingt. —
Wetschernij Swon —
Und auf und ab im Abenddunkel gehn
Und Lieder summen, darin Glocken läuten,
Und ahnen, daß sie in den Einsamkeiten
Für manche Glück und Seligkeit bedeuten,
Und dennoch dunkel in der Nacht verwehn. —

152. Heimweh

Ich hab' aus dem Brunnen der Steppe getrunken,
Wo keiner trank ...
Wenn die Abendsonne im Westen gesunken,
Und der Grillen Reigen erklang

Die Russen sangen ihre Heimwehlieder,
Das klang so schön —
Ich möchte abends immer wieder
Am Brunnen in der Steppe stehn

153. Zwischen Menschen und Dämonen
Wollten wir nicht länger wohnen,
Zogen aus, und sind zerstreut, ...
Manche haben es bereut

(Aus dem Nachlaß)

154. Mitunter kommt's weither, ... weither,
Im Abenddämmern über Land und Meer,
Jetzt sind wir wie die alten Bauern in der Abenddämmerung,
Die auf dem Beischlag träumten voll Erinnerung,
Wir wirres Volk! wir wirre Wanderung.
155. Manchmal als Vertriebene irgendwoher,
Sie vergessen ihre Heimat schwer. —
Die das nicht tun, die sind nicht echt,
Sind ein wankelmütig Geschlecht.
156. Die Kämpfe zwischen Rot und Weiß
Die wurden immer schärfer
Gestört war der Bauern emsiger Fleiß
Und der Seelenfriede der Dörfer.
157. Machno, der Räuberhauptmann kam
Mit seinen wüsten Horden
Und seinen wüsten Anfang nahm,
Ein Rauben mit Sengen und Morden.
Das Pack stahl, was nicht nagelfest:
Und ließ auch nichts am Platze.
Das Vieh im Stall, das Ei im Nest
Und unterm Tisch die Katze.

158.

1.

Ein Dichter ? Ich? Ein Lautenschläger?
Ein Bauer ich? Ein Lastenträger?
Ein Dichter ich? Ein Menschenpräger?
Ein Bauer ich? Ein Saatguthäger?
So denk ich hin und denk ich her;
Ob ich denn dieses alles wär.

2.

Ein Dichter ich? Ein Reimeflechter?
Ein Bauer ich? Ein Wiesenpächter?
Ein Dichter ich? Ein Freiheitsfechter?
Ein Bauer ich? Ein Halbezechter?
Vor Freude, daß er es gewesen?
Hier ist schwarz auf weiß zu lesen. —

3.

Ein Raupen- und ein Quarkvertilger
Und dann zuletzt ein alter Pilger,
Ein Cincinatus und ein Liliencron,
In der Faust den Pflug und in dem Arm den Sohn.
Bauer und Dichter sind Verwandte;
Sie haben Flügel breitgespannte
Zu fliegen über Land und Meer.

159. Mainacht

Growa Bauss, dee Leedaunsaja
 Sastian Senja stone reed:
 Wolga Wolga Matj rodnova
 Oolet ruschet Wolgaleed.

Drettian Benjels, dree Mejales
 Sinje hartshauft aus noch nie
 Wolgawale, Leedatjwale
 Stjenka Rasin-Melodie.

Kjemt dee Tsauba fonn dee Wiese?
 Wan daut Foltj aum Gausstun sinjt?
 Soo een Tsauba ess een Riese
 dee daut Menschehoat bedwinjt.

Ûtjesunge, Dääre knaule,
 Bieschlachsdreema oppjewatjt
 Blooss twee kjliene Nachtigaule
 roose derjch de lange Nacht.

Eene fonn dee Nachtigaule
 roopt emm follen Apelboom,
 weatjet Schaule enn Ferhaule
 No däm follen Wolgasang.

Enn dee tweede roopt jemäte
 Wiet aum Fluss emm Fleadabosch,
 Soo fenome enn fejäte
 Eenst en Haulfstaudt aun'e Molosch.

Opp dee oole Bieschlachsstoope
Saut eenst Rimski-Korsakow,
Nachtigaulroope enn jäjenroope,
Enn fetsaubat jieda Hoff...

Unja woame Husdachpaune
Schirpt een kjliena Foageltoob en Ruheschijcht
Enn dan schift sitj toom Erstaune
Schwind dee latste Fäädää dijcht.

160. Grabschrift für einen alten eingewanderten Bauern

Hee haft emma en Russlaund sien eajnet Knaut jedreit,
Haft emma mett Formalien-jebeitsten Weit jeseit.
Een Rupe-, Braund- enn Kjwäatjefetilja,
Enn dan toolatst een oola Pilja,
Aus Feschetjta en Sibieren nijch wiet bie Taschkent,
Jepiljat no Kanada — Moose Jaw? Swift Current?
Doa haft hee nu sien eajnet Hus.
Bruckt kjeenen Schlätel, blift emma tus.
Pardon! Dän Schlätel fe siene Seel
Schentjt Gott am no aul däm Weltjeweel,
Dän Schlätel too dee Himmelsdää.
Een oola Pilja äwa Laund enn Mää.

Unterwegs-

Jahrhundertelang

Jahrhundertelang auf Wanderzügen,
Als suchten wir von Land zu Land
Die Insel mit den goldenen Pflügen
Von Vancouver bis Samarkand!

Dazu ein unbegrenzt Gefilde
Mit Saaten rein und Früchten schwer,
Des lieben Gottes fleissige Gilde,
Ein festgefügtes Bauernheer.

Und immer Menno in der Mitte,
Mit Bibelbuch und ~~langem Bart~~, *Mosenbart* *langem Bart*,
Gerüstet noch nach alter Sitte
Mit Hut und Stab zur Weiterfahrt.

Wann wird die Odyssee wohl enden,
Und wann erreichen wir den Port?
Und wann entgürten wir unsere Lenden
Zum letzten Mal für immerfort?

*please leave "unsere" as
originally typed.*

An einem Tag da wirds geschehen,
Ein Tag, der ^{kein} Ende hat,
Wenn unsere Augen ^{erschauen}
Die Zinnen der ewigen Stadt!

Fritz Senn

HKPF

161. Unterwegs

Jahrhundertlang auf Wanderzügen,
Als suchten wir von Land zu Land
Die Insel mit den goldenen Pflügen
Von Vancouver bis Samarkand!

Dazu ein unbegrenzt Gefilde
Mit Saaten rein und Früchten schwer,
Des lieben Gottes fleißige Gilde,
Ein festgefügtes Bauernheer.

Und immer Menno in der Mitte,
Mit Bibelbuch und Mosesbart,
Gerüstet noch nach Pilger-Sitte
Mit Hut und Stab zur Weiterfahrt.

Wann wird die Odyssee wohl enden,
Und wann erreichen wir den Port?
Und wann entgürten wir unsere Lenden
Zum letzten Mal am Heimatort?

An einem Tag da wirts geschehen,
Ein Tag, der kein Ende hat,
Wenn unsere Augen erspähen
Die Zinnen der ewigen Stadt!

Unterwegs (bearbeitetes Typoskript)

VI. PROSA

1. Der letzte Abschied

1

Es gibt Dinge, die man nicht so leicht vergißt, — ein Rätsel ist's uns warum — Erlebnisse, flüchtig und fremd wie ein Mensch, dem man im Menschengewühl begegnet. Du siehst ihn herkommen, du siehst sein Gesicht, eine Stimme, die du nie gehört und auch nie mehr hören wirst, tönt dir im Gruß. — Dann ist er auch schon vorüber, die Entfernung legt sich zwischen euch. Keine Spur mehr von ihm, aber oft ein unwischbares Erinnern in deinem Gedächtnis, sein Blick hat dir eine Leidenschaft entdeckt, von einer Not erzählt, an dein Herz gerührt in irgend einer Weise. So ist auch Hans Martens durch mein Leben geschritten.

Jemand stand an der Haustüre. Draußen stand ein Mann, hochgewachsen, nicht mehr schlank, aber noch kräftig. Er mochte an die siebzig Jahre alt sein, der kurze Vollbart war bereits stark von dichtem Grau durchgewirkt, aber er schien noch rüstig und gelenk, wie einer, der erst fünfzig am Rücken hat.

Ein Herr war's nicht; dazu ist sein Gesicht zu gebräunt, der Bart zu struppig, das Schuhwerk zu plump, die Hände zu abgearbeitet. Aber es ist auch kein mennonitischer Bauer aus unserer Gegend. Dazu fehlt ihm die bodenständige Art. Was wollt ihr, man sieht es dem Stein eben an, wenn er lange unter der Traufe gelegen.

Er fragte nach der alten Mutter, indem er sie beim Mädchennamen nannte. Einen Augenblick später fand er sich im Zimmer mit den schweren, altmodischen Bauernmöbeln, die noch von Mutters Hochzeit herstammten, und sie trat ihm gegenüber durch die Nebentüre herein, eine einfachgekleidete, greise Frau mit weißem Haar und ruhigem Wesen.

Der Mann stand etwas befangen, verlegen, drehte den Hut in der Hand, und endlich sagte er zögernd: „Ich bin von Amerika da zu Besuch, aber ihr werdet mich wohl nicht mehr kennen.“

Sie hatte zwei wunderbare Augen, die so durchsichtig waren, wie zwei blanke Fensterscheiben. Die richtete sie jetzt fragend und forschend auf ihn. Man sah ganz deutlich, wie sie sich mühte, in seinem Gesichte zu lesen und dabei die Namen aller jener, die aus der Gegend nach Amerika ausgewandert waren und die sie in ihrer

Jugend gekannt, durch den Kopf gehen ließ: Heinz Peters, David Enns — und der Franz Bärig und — „Martens Hans.“

Man merkte ganz deutlich, wie überrascht sie war. Sie hatte lange zurückblättern müssen im Buche der Erinnerung, Blatt um Blatt, Jahrzehnt um Jahrzehnt, fünfzig, sechzig Herbst, bis sie in einem Winkel ihres Gedächtnisses ein junges Gesicht gefunden, das diesem Mann von ferne glich. Einem schmalen, flachshaarigen Bürschlein aus der Nachbarschaft gehörte es. Jahre und Jahre hatte sie nicht mehr seiner gedacht, Jahre um Jahre waren vergangen, ohne daß sie nach ihm gefragt, von ihm gehört. Sie waren früh auseinandergelassen. Noch weiß sie, wie er von ihr Abschied genommen. Siebzehnjährig war sie damals, ein rankes, zierliches Ding. Sie hatte ihn wenig gesehen in der letzten Zeit, nur vom Hörensagen wußte sie, daß er auswandern wollte in die neue Welt. Und eines Tages war er dann vor ihr gestanden, hatte den Hut in den Händen gerieben — wie heute — und gesagt: „Morgen geh ich.“ — „Nicht fünf Tage bleibst du drüben,“ hatte sie gesagt. Fünfzig Jahre war er geblieben. Fünfzig Jahre! Ein halb Jahrhundert ist das. Sie sind sich fremd geworden und können sich nicht gleich finden.

Die Zeit steht zwischen ihnen, wie eine Wand. Und die grauen Haare breiten sich wie Frost.

Er entschuldigt sich, daß er gekommen, eilig, unsicher: seit drei Wochen ist er herüber zu Besuch in N. bei seinem Bruder, der eine Wirtschaft hat. Und in acht Tagen geht er wieder zurück nach Amerika. Da hat er das „Mariechen“ noch einmal sehen wollen. Er möchte nicht zudringlich scheinen, er hat sich lange genug besonnen, ehe er kam; aber was ihn hergezogen, war stärker als er.

Und dann saß er in der Stube, und bald klapperten die Tassen, die Kaffeemühle war im Gang, und als man am Tische saß, bald auch die Plappermühle.

Sie schenkt ihm ein. Auch eine Schüssel saftiger Herbstbirnen ziert den Tisch.

„Et sent Pojmotte,“ sagte sie.

„Jo,“ entgegnet er stät: Ich kenne euren Garten schon noch — es sind die an der Linkseite, zuhinterst bei den Kirschen, ein junger Birnenbaum daneben —.“

Ein merkwürdiger Mann da, der noch nach fünfzig Jahren von jedem Baum weiß, wo er gestanden! Die alte Frau wundert sich, daß er so was noch denke. Man habe den alten Baum längst umtun

müssen, weil der Wind ihn zerbrochen. Die Birnen hier seien von dem jungen Baume. Mechanisch schaut er die Früchte an, wie in Gedanken vertieft.

Die Alte fängt von Amerika an. Wo er dort sei? fragt sie. Wie's ihm gehe, was er betreibe, ob er Frau und Kinder habe, wie's drinnen stehe um's Bauern, und ob er nie herausgekommen in all der Zeit.

Er sitzt ein wenig steif am Tisch, wie geistesabwesend, und seine Blicke schweifen, während sie redet, weit herum durch's Zimmer und verträumt in die Ferne. Nur kurze Antwort gibt er, halbverloren.

Ja, er ist schon einmal draußen gewesen, vor mehr als vierzig Jahren. Eine Deutschpolin ist seine Frau. Kinder hat er und Enkel auch. In N. betreibt er eine Schreinerei, er hat dort ein eigenes Haus, und mit dem Handwerk ist's in Amerika besser als in der „Heimat“. Und von N. sagt er, das ist weit drinnen in Amerika, im Staate Kolorado, dort wo das Felsengebirge herabschaut auf die platte Hochebene. Eine große Stadt ist's und Angloamerikaner sind dort viele, aber Deutsche wenige. Und vom Felsengebirge sagt er, schön hoch sind dort die Berge, aber kahl und klüftig, schründig und wild zerrissen. Und von der Ebene davor sagt er, sie ist rauh, Obstbäume kommen dort kaum fort.

Und weil weis ist's still im Zimmer, es stockt das Gespräch. Bloß die Wanduhr sagt tick tack.

Tick, tack, warum ist der Mann da gekommen? Doch nicht, um zu erzählen, daß bei N. das Straßennetz schlecht ausgebaut sei? Nein, dazu ist er nicht gekommen. So ist er gekommen, um das Heimweh abzustreifen? Und schweifen seine Augen darum so beständig in die Ferne, weil sie fünfzig Jahr lang übers Meer fliegen mußten, Tag und Nacht, unausgesetzt, wie wußte er sonst noch von jedem Baum, wo er gestanden?

Hastig spricht er von Amerika, wann er wieder zurück will, und dazwischen viel von einem „Daheim“ und von einer „Heimfahrt“.

Und die Enkelkinder der Alten schauen den Amerikaner verwundert an und kennen sich nicht aus, was er redet. Ist die Heimat des Vogels nicht dort, wo er sein Nest baut und seine Jungen ätzt? Lange dauert es, bis sie ihn verstehen. Doch dann überkommt sie tiefes Mitleid mit diesem Manne, dem die Fahrt in das Land, welches er seit fünfzig Jahren bewohnt, noch immer die Fahrt in die Fremde ist, und der da „heimfährt“, wenn er das Haus verläßt, das er sich gebaut, den Grund, den er erworben. Und sie scheinen zu begreifen, welch

geteiltes Leben er geführt hat.

Nie wieder werde ich ein so schlichtes, ungewolltes und unbewußtes Geständnis des Heimwehs finden, als in seinen Worten lag.

Nicht die Gegenwart zu suchen ist er gekommen, nicht die alte Frau, die ihm gegenüber sitzt, nein, die Vergangenheit, die Kindheit, die lang entschwundene, sucht er, ein blondes Mädchel mit steifgeflochtenen Zöpfen, das neben ihm einst zur Dorfschule lief — lang, lang ist's her. —

Beide schweigen plötzlich in alten Erinnerungen, die gemeinsame Jugend tritt vor ihre Seelen und sie unterbrechen und ergänzen sich. Und im Schatze dieser Jugend finden beide wieder das vertrauliche Du, das wie eine Zauberformel all das alte Erinnern bindet und alles wegbannt und unsicher macht, was nicht darein paßt und mit einem Schlage das alte Heimatdorf hereinzaubert mit seinen stillen, umschatteten Häusern. — „Weißt du noch?“ Ein Märchen ist das. Die alten Leute mit dem grauen Haar und den gefurchten Stirnen erzählen's einander. Alt wie die Welt ist das Märchen, traut und heimelig klingt's im Ohr. —

Vom Spielen hat er angefangen. An den Sonntagen und langen Winterabenden ist's geschehen, wenn die Lampe auf dem Tisch brannte und die Väter sich vom Krimkriege erzählten. Und vom alten Knecht, Panaß, reden sie und vom Hofbrunnen, in dem sie Krautblätter schwimmen ließen, Schiffe waren das und der Brunnentrog das Meer! — Und immer tiefer versenken und verlieren sie sich in die Zeit, da sie noch Hand in Hand durch Hof und Garten liefen und sich Geheimnisse ins Ohr raunten überm Grenzzaun. Zehnjährig ist sie gewesen und er zwölf. War ihr langweilig, so ist sie hinausgelaufen, hat in die Hände geklatscht und gegens Nachbarhaus gerufen: „Hans, Hans.“ —

Dann ist drüben ein flachsblonder Schopf aufgetaucht und ein Bub ist über den Zaun gestiegen. Und sie sieht ihn wieder in seinen zerrissenen Hosen einherlaufen. Sieht den alten Hund „Bobb“ schwanzwedelnd angesprungen kommen und sie beide umschmeicheln. Und das zottige Tier, indem es ihn anspringt, zerreißt mit seinen scharfen Tatzen sein Hosenbein bis unten. Deswegen gibt es aber keinen Aufenthalt. In die Scheune gehen sie und steigen auf den Schuppen. Von dort springen sie barfuß mit Juchhe in den großen Getreidehaufen ...

Allein jetzt sinds alte Leute mit grauem Haare, und wenn sie

lachen, haben sie unzählige kleine Runzeln.

Und er sinnt und schaut auf die greise Frau, die ihm da gegenüber sitzt, und sucht in ihrem Gesicht wohlbekannte Züge.

Er hat sie schon bewundert, als sie noch zur Schule lief, — ein wenig stolz immer und immer schmuck. Und später? Was sagt ihr? Auch später hat er sie gern gesehen. Aber ein armer Bub ist er gewesen. Eines Tages ist er dann herüber nach Amerika. In Amerika rinnt einem das Gold gerade in den Schoß. Das Schiff ist ihm nicht schnell genug gefahren, kaum erwarten konnte er's, bis er drüben war. Oft hat er das „Mariechen“ vor sich gesehen, wie sie vor ihm gestanden, als er Abschied nahm. „Morgen geh ich —.“ Und manchmal hat er auch gedacht, wie's gewesen wäre, wenn er mehr gesagt

Drüben in Amerika aber ist das Gold nicht gerollt gekommen. Wohl aber kam ein Brief, in dem gestanden, daß „Mariechen“ Braut sei.

„Vor fünfzig Jahren war's, weißt du's noch?“ Und die alten Leute sinnen und spinnen. Und drüben an der Wand tickt die Uhr. Darauf gehen die Zeiger langsam und stetig. Und langsam und stetig sind sie gegangen Tag für Tag, Jahr für Jahr. Derweil der Mann da durch Meere und Länder kam, immer hat die Uhr gemacht tick, tack. Tick, tack, da sie noch jung waren, tick, tack, bis sie alt wurden, tick, tack, bis sie grau wurden. Und die Sonne scheint ins Zimmer, schräg, rötlich. Wenn die Sonne sinkt, wirft sie lange Schatten

Von Amerika reden sie jetzt. Acht aus ihrem Schulalter sind hinüber. Und nun zählen sie alle auf, was aus jedem geworden und wo sie seien.

Und dabei geht die Rede von alten Zeiten und von alten Leuten, deren Fußspuren im Grase der Heimat und der Prärie schon lange verweht und verwischt sind. Vom roten Bär, der so viele Indianergeschichten las und ein großer Liebhaber von fettigen Bohnen und Eiern war. Von David Enns, der so stark war, daß er den schwersten Stuhl an der Lehne zwischen die Zähne nahm und so gegen die Stubenecke hinaufschlagen konnte. Er hat seine Kraft brauchen können, als er auf wurzeldurchzogenem Boden pflügte und seine Farm zimmerte im wilden, einsamen Westen.

Der Heinz Peters aber, der langgestelzte, der wie eine aufgespaltene Mohrrübe einherging, ist ein Dollarmensch geworden, aber in die Heimat schreibt er immer in Versen. Elf Kinder hat er, der rote

Bärg hat vier, und „ich habe sechs“ ...

„Fast wieder ein Dorf gäbe es von euch ...“

„Ja,“ sagt der Amerikaner leise. Es überdüstert sein Gesicht. „Ein Dorf gäb's wohl, aber wir haben keines. Der eine ist da und der andere ist dort und am Ende verliert sich alles im Englischen.“ Dabei richtet er seine Augen plötzlich wieder groß und verloren ins Weite. „Sieh, das ist halt so. Beim festen Land weicht das Meer immer weiter zurück und das Land wächst an, denn die großen Flüsse tragen Kies und Geröll hinaus. Von den kleinen Inseln aber bröckelt Stein um Stein ins Meer, bis sie endlich ganz versinken. So geht's mit den Deutschen drüben.“ Sehr müde sieht er aus, wie er das sagt. Müde vom Kampf mit dem Meer. Aber die Leute hier draußen, mit denen er da redet, verstehen das nicht. Wer es nicht durchgemacht, versteht das nicht. Und drüben geht die Uhr, und sie rückt und tickt ... Tack, tack rollen die Minuten. — Und in einer halben Stunde muß er auf den Zug und in acht Tagen nach Amerika. Ha, wie die Zeit vergeht!

Er ist aufgestanden. Seine Hand zittert, er ist mächtig bewegt und doch sind unsere Bauern sonst ruhige Leute. Jetzt weiß er, daß er nie wieder kommt.

Die greise Frau erbarmt es, sie tritt nahe zu ihm, nimmt seine Hand zwischen ihre beiden kleinen und spricht ihm zu. Er solle es nicht so schwer nehmen, es gehe allen alten Leuten so. „Man wird alt und man wird einsam ...“

Da schüttelt er heftig den Kopf.

„Ihr habt doch noch an euren Kindern eine Freud,“ sagt er zäh. Dann hält er inne, er besinnt sich, daß er den Seinen ein Unrecht tue. Da bleibt ihm etwas auf dem Herzen. Er muß noch etwas sagen, aber er kann nicht, es will nicht heraus. Ein paar mal streicht er mit der schwüligen Hand über den Tisch und dann stößt er hervor, heftig, rauh, ruckweise: „Siehst du, wenn du ein Deutscher bist und deine Kinder reden englisch, das ist etwas Unnatürliches, das ist wie wenn du nicht ihr Vater wärest. Und wenn einer anders redet, so glaubt man ihm nicht ...“ Jäh wendet er sich der Tür zu. Aber er ist noch lange nicht fort. Er ladet alle zum Besuch ein, auch die alte Mutter. „Man weiß nie, was vorkommt“ (Welch ein Omen!!). So versucht er sich zu trösten. Immer wieder gibt er die Hand. Endlich geht er unvermittelt hinaus.

Mir war ganz still und schwer zu Mute geworden, als ich ihn bis zur Straße begleitete. Mit gebeugtem Haupte schritt er davon. Wenn

er stirbt, wird im Hause an den Felsenbergen in Colorado der letzte mennonitische Laut verklingen, und seine Erben werden die Engländer sein. —

Aus der Heimat hatte ihn die Not vertrieben, die Sorge ums liebe Brot. Und wie viele sind noch gleich ihm nach Amerika! Und wie viel mennonitisches Blut ist ins englische Volksmeer geflossen, tropfenweise und unvermerkt, aber tüchtiges mennonitisches Blut und treue mennonitische Kraft.

Ach, warum haben wir hier diesseits des Weltmeeres immer nur auf Inseln gebaut und nicht auf festgeschlossenem Boden? Als ich ins Zimmer zurück kam, stand die Mutter noch am Fenster. Auch sie hatte ihm nachgeschaut und murmelte:

„Schon so schnell weg — so geht's —.“

2

Zwölf Jahre waren seit diesem Abschied vergangen. In der Heimat ging es wie auf einem Maskenball, in dessen Reihen die Pest gesprungen. Es war eine unruhige, bitterböse Zeit. Die „gute alte Zeit“ unserer Vorfahren war dahin und ein Gefühl des Fremdseins im eigenen Lande entstand. Da galt es, den Staub der Heimat von den Füßen zu schütteln und übers Weltmeer zu gehen, ins Land, wo „ausgebrannte Menschen in ausgebrannten Wäldern“ wohnen.

Den schönsten Platz abseits des Dorfes hatte das Dorf seinen Toten eingeräumt. Da lagen sie in einem herrlichen Garten von Akazien und Flieder friedlich in langen Reihen. „Wie gut die's doch haben,“ dachten jedesmal die Alten in der bösen Zeit. Und seufzend gingen sie wieder in das alte, graue, verwahrloste Dorf, wo zwischen den Häusern die Sorgen schliefen, der Hunger, die Seuche und die Ungerechtigkeit — wo still, heiß und unerbittlich der ewige Kampf tobte, der „Leben“ heißt.

Eine alte Frau ging mit ihrem Enkel durch die Gräberreihen, den Blick nach innen gekehrt. Sie war auf dem Heimwege und das Wort jenes Alten „Man weiß nicht, was vorkommt“ hatte sich erfüllt, und morgen geht es nach Amerika. Ringsum Felder, Stoppelfelder. In silberigem Herbstduft verschwamm die Ferne. Stoppelfelder? Ja, war denn Sommer gewesen? Wo war ihre Ernte? Sie stand mit leeren

Händen, leerem Herzen auf den kahlen Äckern ihres Lebens und suchte nach einem Körnlein Glück zur Wegzehrung auf der letzten, einsamen Strecke. Wie war das gekommen? Heute hatte sie sich losgelöst von allem Lieben, Trautgewordenen, das so lange ihre Welt gewesen. Während das Haus geräumt und die Möbel veräußert wurden, hatte sie auf dem Kirchhofe ihren Abschiedsbesuch gemacht.

Nun betrat sie das Dorf und mechanisch ging sie die gewohnten Wege nach Hause. Nun stand sie vor ihrem Hause. Mit seinen gardinenlosen Fenstern schaute sie es an, schauerlich, öde, verlassen.

Es stieß sie fort und lockte doch wieder, lockte, — lockte —

Sie kämpfte mit sich. Es wieder sehen, die leeren Wände, so kahl, so beraubt? — Nein, nein, das vergäße sie nie wieder. Und da — hatte sie schon die Tür geöffnet. Sie trat ins Haus.

Weit offen gähnten alle Türen. Nicht mehr galt es ja, die Schätze zu hüten, mit denen die Räume vollgestopft gewesen waren. Eine grelle Helligkeit verbreitete der blaue Nachmittagshimmel bis in die fernsten Winkel. Jeden Zollbreit dieser Wände kannte sie, jede schadhafte Stelle im Fußboden. Alles, was Gardinen und Vorhänge sonst mit schonender Dämmerung verschleiert hatten, lag jetzt schreiend offen, in frecher Häßlichkeit am Tage. Das war ihre Welt gewesen? Sie entsetzte sich.

Und Staub, Staub, wohin sie sah. Wo kam der her? Große zusammengeballte Flocken, federleicht, hier- und dorthin huschend beim leisen Rauschen ihres Kleides, der schwachen Erschütterung des Fußbodens unter ihrem Schritt. Wo kam der her? Hatte sie nicht ihr ganzes Leben gegen ihn angekämpft, ihn verfolgt bis in den heimlichen Winkel, in ewiger Fehde gelegen mit ihm, mit dem Schmutz, mit den garstigen Spinnen, die ihr graues Gewebe aufhängten, ehe man sich's versah? Und da, dicht vor ihr, ließ sich plötzlich so ein riesiges, schwarzes Ungetüm an langen Fäden von der Decke herab.

Mit geheimnisvoller Macht hielt sie die Leere. Wie gebannt schritt sie durch die hallenden Räume, vom Keller zum Boden, vom Boden zum Keller. Überall die Schatten von Dingen, die einst gewesen, statt der Dinge selber. Wie ein Geist in einer Schattenwelt wanderte sie. Und sie fühlte es stärker und stärker, diese Welt lebte.

Die große Stube! Am Boden der große, viereckige Fleck. Fünfzig Jahre hatte dort die Kommode gestanden. Ein Heiligtum. Ein paar

Schritte weiter. Wieder ein viereckiger Fleck am Boden. Hier stand der alte, ehrwürdige Schrank, dessen Inneres einen Duft von Alter und Heimlichkeit barg. —

Weiter. Der große, halbdunkle Raum daneben — das Speisezimmer.

Hier hatte sich das eigentliche Familienleben konzentriert. Die Mahlzeiten, die waren das festeste Band gewesen. Um den mächtigen Eßtisch hatten sie alle sich zurückgefunden, die auseinandergeschwirren Küchlein, die Kinder, die ihren eigenen Weg gesucht hatten.

Und sie wußte wohl noch ganz genau die Liebesspeise jedes einzelnen. Was aber sonst in ihnen steckte, was da vielleicht gärte und brodelte in den jungen Seelen an guten und bösen Trieben, das blieb ihr ein Buch mit sieben Siegeln.

Sie ging zur Küche. Der Herd mit weißen Kacheln, — kalt. An den Wänden noch überall die Spuren der Küchenschränke, Wand- und Topfbretter. Das alles war vollgepropft gewesen mit Messing, Kupfer, Blech, Porzellan. Und ewig mußte geputzt, gescheuert, gewaschen werden. Und ewiger Ärger um Zerbrochenes ...

Das war nun fort, ganz fort aus ihrem Leben. Absonderliche Gedanken kamen ihr, neue unverständliche, unbegreifliche Gefühle. Wie, wenn all der Plunder auf sie gehäuft gewesen, ein furchtbarer nie abzuwälzender Ballast, wie, wenn sie schneckengleich ihr ganzes Haus mit sich herumgetragen fünfzig Jahre lang und der Wust alles Beste in ihr erdrückt und erstickt hätte, so war ihr. Wie damals als Braut, ehe sie ihr Nest zusammengetragen, stand sie wieder in leeren Räumen. Aber was damals Zukunft gewesen war jetzt Vergangenheit. Der Ring schloß sich. Ende reihte sich am Anfang. Mit einem großen, weiten Blick, der ihr ganzes Leben zusammenfaßte, schaute sie zurück. Wie ein kurzer, bunter Traum lag alles hinter ihr. Vorbei. Sie trat aus dem Haus und die Tür fiel hinter ihr zu mit dumpfem Dröhnen, das wie ein donnerndes Echo durch die leeren, hallenden Zimmer ging. Sie nickte. Ihr altes, faltiges Gesicht lächelte in stiller, seliger Verklärung wie das einer Erlösten.

Als sie heute nachmittag von ihrem Grabe Abschied genommen, hatte sie gedacht: Nicht auf lange. Bald ruh ich auch unter den Akazien aus.

Jetzt dachte sie: Wie's Gott gefällt. Ob heut', ob in Jahren. Ich habe

genug für die Ewigkeit.

Das Stückchen Leben, das ihr blieb, um auszuwandern, dünkte sie köstlicher als ihr letztes Jahrzehnt, und sie ist von Rußland geschieden wie Odysseus von Nausikaa, mehr segnend als verliebt.

2. Schollenfest

Die Lieben der Heimat leiden schwer;
 Unsre Heimat ist wie ein wildes Meer,
 All unser Schmerz, von dort kommt er her.

Ich will versuchen, eine Handvoll Leben aus der Leidensgeschichte unseres Volkes in der alten Heimat herauszureißen. Dort ist viel Alltagsmühsal, Darben, Leben in Schmutz, Unruhe, Erschütterung und Gefahr — aber in dem allem auch ein stilles Heldentum, ein treues Füreinandereinstehen und ein fester, getroster Glaube.

„Wir pflügen und säen und schaffen ohn' Ruh —
 Wir ernten — und wissen doch nicht wozu.
 Denn was wir erringen mit unserer Kraft,
 Das wird uns genommen und fortgerafft!
 Was uns die Natur zum Leben läßt,
 Das wird uns als Steuer herausgepreßt!
 Jetzt sind wir am Ende — wir wollen nicht mehr!
 Wir sind ein verzweifelt Bauernheer.
 Schwarz ist die Sorge, schwarz unser Brot,
 Und schwarz ist die Fahne der Bauernnot.“

Wer heutzutage nach zehnjähriger Abwesenheit seine Heimat in Süd-Rußland wiedersehen würde, würde wohl hin und wieder still stehen, die Hand über die Augen halten und schauen, weil vieles ein ganz anderes Aussehen erlangt hat. Ruhig und wohlhabend lagen damals die Bauerndörfer inmitten der Weiden, Gärten und Kornfelder da. Satt war das Land, milde sein Klima und die Leute zu allen Jahreszeiten emsig und geschäftig.

Seither hat sich vieles geändert. Die Kornfelder sind schulterhohen Distelfeldern gewichen, die Siedlungen nach allen Seiten baufällig geworden. Ackerbau und Viehzucht gedeihen nicht mehr und die einst so rührigen Bewohner marschieren steifnackig und verdrossen in der rückwärts gerichteten Kulturbewegung des kommunistischen Juchtenheims mit.

Ja, die jüngste Vergangenheit hat tiefe Spuren hinterlassen, die

sowohl auf dem Antlitz der Natur als auch auf dem der Bewohner ausgeprägt sind.

Alles das hat nachdenkliche, verschlossene Menschen geschaffen, die oft einen düsteren Ernst zur Schau tragen, soweit sie noch vorhanden sind. Denn Tausenden ist ihr Hab und Gut geraubt. Ihre Kirchen und Hirten sind ihnen genommen worden und Tausende schweifen wie Beduinen und Zigeuner, oft ohne Hemd und brotlos, von einem Verbannungsort zum andern, aus einem Gefängnis ins andere. Tausende sind nach Canada gegangen und denken in Stunden, die zur Rückschau zwingen, mit Schauern an die Erlebnisse der russischen Staatsverweiflung. „Dicht hinter ihnen grinst noch die grause Gefahr.“

Es hat darunter aber auch Menschen gegeben, die bis zum äußersten an ihrer Scholle festhielten, die den Staub ihrer Heimat nicht so leicht von ihren Schuhen schütteln konnten und ihre Heimat nicht etwa so wechselten, wie man ein Hemd wechselt. Der Träger solcher Eigentümlichkeit war auch der alte Bauer Daniel Peters, in dessen Besitz sich seit langen Jahren eine gutgepflegte Vollwirtschaft fand. Um das Jahr 1892 hatte sie Daniel Peters vom Vater geerbt. Mit schwieliger Hand und zähem Sinn mehrte er den übernommenen Wohlstand und befestigte ihn rechtschaffen, so daß er bald bei seinen Nachbarn als ein Wirt galt, der sich nichts abgeben zu lassen brauchte. Gleichwohl wuchs er nicht über die üblichen Vermögensgrenzen eines tüchtigen Bauern hinaus. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Die Frau, eine rüstige und tüchtige Wirtschaftlerin, war vor etlichen Jahren einem bösen Leiden erlegen. Der eine Sohn war beim Militärtransport samt seinem Fuhrwerk spurlos verschwunden und niemand wußte, ob die roten Henker ihn wie einen räudigen Hund erschossen hatten, oder ob er noch irgendwo in Rußland oder im Ausland sich befinde. Blieben also noch ihrer drei, Vater, Sohn, und Tochter, die mit Wehmut und verbissenem Groll ein Stück um das andere ihrer Bauernhabe in die bodenlose Habgier der Roten verschwinden sahen, die aber zäh zusammenhielten, bei Gelegenheit Ersatz für das Gestohlene erwarben und trotz Kreuz und Leid die schütterne Hoffnung nährten, es könne nicht immer so bleiben. —

Daniel Peters stand am Hoftor und schattete die Rechte über die Augen. Die Stirne gekräuselt und die Schultern leicht vorgestemmt, äugte er die Straße entlang, durch die sich ein Heerwurm roter

Kavallerie bewegte. Was das zu bedeuten hatte, wußte er — neue Einquartierung, neuen Ärger, neue Bedrückung der Bewohner durch degeneriertes Lumpengesindel. Und wie er so stand, lösten sich einundzwanzig Reiter von dem roten Schwarm und ritten einer nach dem andern auf seinen Hof, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Was ging sie der Wirt an? Lenin war ihr Wirt und sonst keiner! Sie machten denn auch nicht viel Wesen mit Fragen, sprangen von ihren abgehetzten Gäulen, pferchten dieselben in Stall und Scheune zusammen, was aber durchaus nicht still und ordnungsgemäß vor sich ging. Manch ein „Hundesohn“, „hundert Teufel“, „tausend Teufel um dein Sterbebett“, mancher Unflat über Mutter und Grab, über Engel, Erzengel und Gott war da zu hören. Einer der Eindringlinge befand sich zwischen zwei scheuenden, fauchenden Pferden und mußte dem Fluchen nach der leibhaftige Satan sein. Im Ärger zog er seinen Säbel, um damit die beiden Rosse zur Ruhe zu zwingen, was aber durchaus nicht gelang. Etwas abseits stand eine Rotte in höllischem Gelächter. Ein anderer schrie aus Leibeskräften nach einem Wassereimer und schwur, daß er den Wirt sogleich erschießen werde, wenn er keinen Eimer fände. Eine andere Rotte kam schon vom Stallboden mit Säcken und Eimern voll Hafer und Gerste. Etliche schleppten ein frischgestochenes Schwein ins Haus und suchten daselbst nach einer Gelegenheit es aufzuhängen, welche sich denn auch in einem Raume fand. Alle Türen standen offen und das zuvor so friedliche Haus ward ein Ort des Tumults. Vor diesen Horden war das Kalb nicht sicher in der Kuh. „Sie nehmen, was zu nehmen ist, und lassen nichts am Platze, die Kuh im Stall, den Hahn vom Mist und unterm Tisch die Katze“ Gut, daß der Stall leer gewesen, denn die eigenen Pferde waren längst alle fortgenommen. Sonst war es Sitte der Roten, des Wirtes Pferde ins Freie zu führen, um für ihre Klepper Raum zu machen. Mochten des Wirtes Pferde doch gehen, wohin sie wollten.

Zwei Mann kamen vergnügt und fluchend aus dem Hühnerstall, in jeder Hand drei oder vier geköpft Hühner tragend, ein anderer trug eine Mütze voll Eier, wobei sein gelbes Maul verriet, daß er wenigstens ein halbes Dutzend roh verspeist hatte. Ein anderer schleppte ein blutriefendes halbes Rind über den Hof. Zwei schossen draußen auf Ziel nach einem entsprungenen Ferkel. Dabei kamen immer mehr Rote zum Vorschein, Haus, Hof und Straße wimmelten von ihnen. Vom Keller bis ins Dachgeschoß wurde

jedes Haus durchstöbert, jeder Winkel durchspäht, jeder Kasten, jede Lade betastet und durchwühlt.

War so die erste diebische Neugierde gestillt, dann fing der Spektakel mit den Bewohnern an. Hatte man etwas Seltenes, Wertvolles beim Umzuge gefunden, so galt der Wirt als Verheimlicher und kam nun unter die Fuchtel. Fand sich nichts, so tobte die Bande aus Ärger und Mißmut. Wer konnte es diesen Teufeln recht machen?

Nun ging es an ein Braten und Schmoren. „Schrie kasak, pocka sdochnjesch“ (Friß, Kosak, bis du verreckst). Dabei verfuhr man primitiv. Ungebrüht und ungeschoren hing die alte Sau im Küchenraume. Man schlitzte sie auf und entnahm dem Kadaver die besten Bissen. Mochte der Rest hängen — den Fliegen oder den Nachkömmlingen zum Fraß. War der Keller durchsucht, so konnte er als Klosett dienen. War nicht gleich Feuerholz zur Hand, so entnahm man solches von des Lebens Überfluß; ein Stuhl, ein Tisch oder eine Treppe wurde auf der Hausschwelle mit groben Flüchen zerkleinert und wanderte schnurstracks in den Ofen. Machte der Wirt Einwendungen, so würdigte man ihn keines Wortes oder fragte wohl auch, was er hier zu suchen habe. Hatte er noch einigermaßen anständige Kleider am Leibe, so konnte es bei dieser Gelegenheit geschehen, daß er bald barfuß und in groben abgetragenen verlausten Leinwandhosen wie ein Unglücksvogel dastand. Ja, es ist ein Fall bekannt, wo ein älterer Mann eine tüchtige Tracht Prügel von zwei Roten einstecken mußte, weil seine Schuhe dem einen zu groß und dem andern zu klein waren. Genommen wurden sie ihm aber doch. Nachdem gut gepraßt und gefressen, krochen einige gähnend ins Stroh oder Heu, andere lausten Haare und Hemden, etliche machten neue Streifzüge.

Dann kam die Kontribution. Kam diese bald ein, so rückten diese Heuschrecken auch bald weiter. Verzögerte sich die Einbringung der oft unerschwinglichen Forderungen, so lagen diese Aussauger oft tage- ja wochenlang in den Dörfern. —

Die ganze Not solcher Einquartierung kam dieses mal über Peters seinen Hof. Der Alte wurde verspottet und ausgelacht, der Sohn gepufft und verflucht, wo sie sich zeigten. Die Tochter Liese hatte auch ihre Not, den geilen Blicken und den obszönen Witzen dieser Wüstlinge nicht zu nahe zu kommen. Wo war man sicher? Wohin sollte man flüchten? Und wenn man diese Unmenschen tags auch das Regiment im Hause überließ, wo sollte man nachts hin? War

man nicht immer eines frechen Überfalls gewärtig im Hause wie im Freien? Man ward schon fremd und heimatlos in der Heimat. —

— — —

Nach unzähligen solcher Einquartierungen war das Dorf arm. Seit einem Jahre war es still und einsam geworden. Da nichts mehr zu holen war, kamen die Roten seltener, aber der Hunger schaute aus allen Ecken. Eine Familie nach der anderen hatte Hab und Gut losgeschlagen oder besser gesagt im Stiche gelassen und war übers Meer nach Canada gefahren, wo weder Krieg noch Revolution die Menschen schreckten und ebene Prärie und fette Weidegründe gutes Gedeihen verhiessen. Greise, mit dem Schnee des hohen Alters auf den Häuptern, waren mit ihren Kindern und Enkeln ausgezogen, und Daniel Peters war mit seinen zwei Kindern allein in dem Dorfe zurückgeblieben. Zwar waren sie verarmt, und all das Ackerland war der Verwilderung anheimgefallen, zwar drohte ihnen Enteignung und Verbannung, aber der Alte wartete immer noch auf „bessere Zeiten“. Nun hatte aber Liese, seine Tochter, einen Brief von ihrem Bräutigam in Canada erhalten, der ihr das Freibillett zur Überfahrt schickte und die neue Heimat in allen Tonarten pries. Tochter und Sohn waren längst eins, Rußland zu verlassen, und sprachen täglich auf den Vater ein. Der gab seine Einwilligung aber nur halb, wenn er auch einen Ausruf bestimmte, um für die Kinder das nötige Reisegeld zu schaffen. Nun nahte die Abschiedsstunde und man erwartete nur den Viehhändler, der die letzten zwei Färsen abholen sollte. Peters, im Hofe stehend, ließ einen trüben Blick über die Dächer des Dorfes gleiten. Da hallten eilige Schritte aus dem Flur, und Liese trat zum Vater vor das Haus.

„Siehst du noch nichts?“ fragte sie ängstlich.

„Wo ist Peter?“ gab der Alte statt der Antwort streng und kühl zurück.

„Er ist im Stall beim Vieh. Wenn nur der Händler käme und es abholte, so könnten wir reisen. Es bleiben uns nur noch wenige Tage bis zur Abfahrt des Schiffes.“

„Wir haben unser Leben hier,“ erwiderte der Vater. „Wollte man sich umtun, die Felder vom Unkraut säubern, mehr Vieh halten und mehr Dünger auswerfen — da wäre Brot die Fülle.“

„In Canada ist das alles nicht nötig,“ versetzte die Tochter voll

Angst und verhaltenem Schluchzen. In ihren feinblauen Augen schimmerte es naß, und sie erschauerte leise unter dem harten Eigensinn ihres Vaters.

„Ein Kanaan wird es kaum sein, soviel man darüber gehört hat.“ Der Vater beharrte in der ihm angestammten derben Art. „Wo nichts gesät wird, ist auch nichts zu ernten, das ist in der ganzen Welt so. Glaubst du, wir würden es in der Fremde aushalten, wir, die wir zeitlebens nie aus den Dörfern gekommen sind?“

„So gut, wie mein Bräutigam und die anderen Bauern dieses Dorfes insgesamt. Denk auch, wie sie sich bei unserer Ankunft freuen werden. Es ist keiner zurückgekehrt, um hier zu versauern. Und du, Vater, du hast uns zugesagt. Die Billetts sind bestellt, das deinige auch.“

„Ihr habt mich gequält, du und Peter, bis ich so halb Ja sagte, aber jetzt, wo es gilt, kann ich nicht von diesem Hofe lassen. Wer hier fünfzig Jahre geackert und geerntet, wird krank vor Heimweh, wenn er die Dörfer und die Felder nicht mehr sieht. Mir graut davor, Herrgott — jetzt scheint der Spektakel loszugehen. Meine Heimat soll meine Heimat bleiben,“ sagte er und schritt langsam dem Hause zu.

In der Stube kramte er in allen Winkeln herum und zog endlich die Bibel hervor. Das Herz voll Grimm und Wehmut, setzte er sich auf einen groben Stuhl, beugte sich über das alte Buch und las bis in die Nacht hinein, wirren und wehen Hauptes, bis er darob einschliefl. —

Am Nachtag erschien der Viehhändler Chaim in aller Morgenfrühe, um die Tiere abzuholen. Peters zählte die Notenscheine, die der Jude unter dem langen stahlblauen Hemd hervorholte, faltete sie und steckte das Geld ein.

„Es stimmt,“ sagte er trocken: „Die Tiere sind im Stall, wir werden sie ein Stück treiben helfen.“

Liese, die auf dem Tisch einen dicken Ballen schnürte, näherte sich dem Vater und sagte zutraulich bittend: „Wir gehen auch, wir drei, und kehren nie mehr in diesen Hof zurück.“ Eine Absage erwartend, hing sie an seinen Lippen und suchte in seinem gefurchten Gesicht nach der Antwort, doch in diesen harten, graugestoppelten Zügen war nichts zu lesen. Die dünnen Falten, die den weitoffenen Mund umsäumten, waren über Nacht zu Furchen vertieft. Vielleicht, daß der bevorstehende Abschied und die Abführung

der beiden Rinder, in die er so große Hoffnung gesetzt, seinen starren Sinn erweicht hatten. Da fuhr sich der Alte mit der Hand durch die grauen Haare und sagte: „Macht euch nur fertig und geht. Ich bleibe hier.“

„Allein in diesem wüsten Dorf, wo allerlei Pöbel zusammengezogen ist, Vater? Ohne Kinder, Freunde und Verwandte und den Hunger im Hause?“

„In diesem Dorfe bin ich geboren und hier alt und grau geworden und soll nun in einem weltfremden Winkel, wo man zudem noch so ein Kauderwelsch spricht, wieder von vorne anfangen, wie ein Kind? Das wäre eine gottessträfliche Torheit!“

„Der Franz Berg ist als siecher Greis von hier fortgezogen mit seinen Kindern. In Canada hausen wieder alle zusammen, Dach an Dach, Stube an Stube, und du sollst nicht mehr arbeiten, bloß um uns sein und uns beistehen mit deinem Rat. Und das Anwesen trägt wieder den Namen dieses Dorfes. Da bist du ja wieder zu Hause.“

„Verpflanz einmal einen alten Baum und sieh, wie lange er grün bleibt,“ erwiderte der Alte mit finsterem Unmut. „Drüben werde ich euch zur Last fallen, und hier bin ich solange auf ‚eigenem‘ Boden.“ Mit hallenden, wuchtigen Schritten ging er in der Stube auf und ab.

„Ich gehe nun,“ schnarrte der Viehhändler und schritt zur Tür hinaus.

„Ja, ja,“ nickte Peters, „ich komme auch.“ Von seiner Tochter gefolgt, schritt er schwerfällig hinter dem Juden drein, dem Stalle zu.

„Wenn er seine lieben Kühlein davonführen sieht, wird er schon weicher werden, nachgeben und vielleicht doch zur Abreise rüsten,“ dachte die Tochter. Er hatte doch zugesagt, und auf sein Wort kann man doch bauen.

Der Peter stand hemdärmelig und mit gespreizten Beinen vor der offenen Stalltür und nickte dem Händler freundlich zu. Er war stark gebaut, größer als der Vater und die Augen von dichten Brauen überwölbt. Mit einem flinken Schritt kam er Chaim, der in den Stall ging, zuvor, und bald hörte man das Kettengerassel und quatschende Tritte. Die Tiere wurden ins Freie geführt.

Der Alte klopfte draußen dem ersten den Hals und versetzte der zweiten einen Streich auf den Bug. „Mit der guten Zeit wird es für euch jetzt freilich aus sein.“ So richtete der alte Bauer in seiner Tierfreundlichkeit an seine letzten Stallbewohner ein gutes Wort. „Wenn du mir die Rotbunte läßt, zahl ich den Betrag zurück, Chaim,

und einen Rubel Reugeld.“

„Aber Vater,“ mischte sich der Sohn ein. „Du kannst die Kuh doch nicht mitnehmen. Das gäbe eine teure Reise, mein ich.“

„So lauf halt,“ rief der Alte trocken und tätschelte seinem schönen, blankfelligen Liebling den Hals. „Wenn du mir einen großen Gefallen tun willst, Chaim, so verkauf sie an einen guten Wirt, der Futter hat und es ihr auch gönnt.“

Der Händler verkniff die tiefen, schmalen Augen und lächelte schlau.

Nun war der Stall leer. Peters schloß die Tür. Liese legte dem Vater die Hand auf die Schulter und sagte weich und schmeichelnd:

„So, jetzt verkaufe so schnell wie möglich noch das bißchen Inventar und wenn es geht, auch den Hof, und dann sind wir reisefertig.“ Der Alte hörte es nur halb, unentwegt schaute er den davongetriebenen Färsen nach und murmelte mit dünnen Lippen ein Sprüchlein, das frommen Inhalts war, aber wie ein Fluch aus seinem Munde kam. („Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“)

Wir müssen nun dem alten Bauer zu Gefallen eine Schwenkung machen, gerade so notgedrungen, wie seine beiden rußlandmüden Kinder eine Unterbrechung in ihren Plänen machen mußten. Was ist da zu machen? Der Alte muß seinen Willen haben, denn er ist ein eigenartiger, querköpfiger Kujon bei all seinen glänzenden altbewährten Eigenheiten. So wenden wir uns zuerst zu den Kindern und belauschen ein Gespräch der beiden.

„Unseren Obstgarten möchte ich umhauen und mitnehmen, wenn es nur ginge,“ meinte Peter. „Schade, daß ich nicht die jungen Pflaumenbäume auf den Buckel laden und drüben vor unserem Heimwesen eingraben kann.“

„Die Akazien werde ich noch mehr vermissen als die Obstbäume,“ sagte die Schwester. „Akazienbäume, wie unsere, gibt es in der ganzen Welt keine. Wenn nur der Vater nicht zurückbleibt. Ich traue ihm schlecht. Auf dem Meer wird er gewiß vor Trauer und Elend erkranken. Acht Tage auf dem Wasser —“

„Drei Wochen,“ verbesserte Peter. „Ist er einmal auf dem Schiff, so kann er uns nicht mehr entwischen, für das andere bangt mir weniger. Wir wollen ihm die Zeit schon vertreiben.“

Das goldene Abendrot eines Oktoberabends fiel durch die Fensterscheiben. Vor dem Haus standen die Bäume wie schwarze Gestalten. Ein Vogelzirpen klang durch die Stille des Hofes. Stieß ein

Luftzug durch das Laubgebäude vor dem Fenster, so rieselten die gelben Blätter in köstlichen Schleiern zur Erde nieder. Durch die Seelen der beiden aber zogen Schauer der Wehmut und der Beunruhigung. Es sollte alles so schnell vor sich gehen, und der Alte war wie ein richtiger Hemmschuh. Liese hatte gestern von ihrer Cousine in Canada einen Brief erhalten, einen zehnteiligen. Lieses Bräutigam sei ein häuslicher, hochstrebender Bursche, wenn man von einem Landwirte so reden könne, von bescheidener Art, der mit den Tieren wohl umzugehen wisse, und eine Farm bewirtschaftete. Und so ein Bauerngut in Canada wiege bald ein ganzes Dorf in Rußland auf. Sie wolle ihr natürlich bloß raten, sobald als möglich zu kommen. Der Vater werde sicher auch die Reise nach der Neuen Welt antreten. Die Schreiberin hatte kein Wort zu viel gerühmt von Liesens Bräutigam. Gott behüte. Mit allen Fasern ihres Herzens hing sie an dem Jüngling, der sich in dem bolschewistischen Tollhaus nicht mehr heimisch gefühlt hatte und ausgewandert war, jung und lebenslustig. Liese und ihr Bruder waren des Alleinseins und der Abgeschlossenheit längst überdrüssig geworden. In Canada redeten die Leute nur mit Spott von den zurückgebliebenen drei Käuzen. Der Alte konnte ja von heute auf morgen krank und siech werden, und was bot ihnen dann die Zukunft? Zudem sei Rußland ein brodelnder Hexenkessel und schwere Wolken seien im Anzuge.

Landenteignung und Verbannung drohte. Die nächsten Verwandten hatte das Amerikafieber alle von der heimatlichen Scholle getrieben, warum sollte ihnen das Leben unter einem neuen Himmel nicht gerade so schön erblühen wie den anderen? Wenn der Vater nicht so ein eigener wäre. Er war nicht einer, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen. Was er mit Herz und Hand erfaßt hatte, redete keine Gewalt der Erde ihm aus dem Kopfe. Trotzdem bauten sie immer noch mit einem Viertel Gewißheit darauf, daß er sie nicht werde allein von dannan ziehen lassen. Sie hatten ja tausendmal recht, wenn sie ihn mitschleppen wollten. Aber der Hof, die Gärten und die alten Felder, die ihn mit tausend Strängen zurückhielten, sie alle hatten auch recht, noch viel mehr. So stritten zwei Gewalten in seiner Brust, zerrten und rissen, und je beflissener er die Möglichkeit einer Auswanderung erwog, desto enger und fester fühlte er sich von den starken Armen seiner Heimatscholle umklammert und festgehalten.

Während die beiden, nun stille geworden, ihren Gedanken nachhängend in der stillen Stube saßen und der letzte Schein der milden, früh sich wendenden Oktobersonne draußen in den Baumgipfeln hing und das Dorf schon in den Abend hinein träumte, ging die Stubentüre auf und der Vater trat ein. Straff stand er da. Er zog aus der Tasche das Geldbündel heraus, überreichte es dem Sohn und sagte: „Da nehmt das Geld. Was ich noch habe, gehört euch beiden, ihr werdet es in Amerika gebrauchen können. Ich — ich gehe nicht mit. Kein Wort mehr. Grüßt die Lieben alle und sagt ihnen, daß ich nicht aus der Heimat kann. — Die Alten und die Jungen sind ihr alle abtrünnig geworden. Da wundere ich mich nicht, daß Stück um Stück der schönen Felder zur Wüste wird.“

„Nichts, alle drei oder keines von uns,“ rief Liese, tödlich erschrocken, „hast doch zugesagt.“

„Also habe ich etwas versprochen — was ich nicht halten kann und bereue. Macht euch nur fertig und zieht morgen los, wenn ihr nicht anders könnt. Gute Nacht.“ Damit ließ er die Kinder allein und suchte sein Bett auf.

Während Sohn und Tochter nun in ihrem Stübchen hin und her beratschlagen, erwägen und einen Plan um den andern laut werden lassen, um ebensoschnell die Nichtigkeit derselben einzusehen und sie fallen zu lassen, fühlt sich der Alte wohler und leichter auf seinem Lager. Der Mond schaut durchs Fenster gerade auf seine gewürfelte Decke. Der Schlaf kommt und hüllt den Schläfer in einen schönen Traum.

Es ist ein Frühlingstag, so schön als einer. Die Lerchen werden nicht müde, sich empor in den dunkelblauen Himmel zu werfen und unseres Herrgottes Sonnenschein zu loben mit Singen und Flügelschwingen. Ein leichter, lauer Wind lockt den jungen Roggen auf, zittert im Gartengeblätter und treibt den Duft von Obstbaumblüten, von frischem Wiesenkraut hierhin und dorthin — überallhin. Mit scharfem Pfluge reißt der Alte ein Stück Boden um, das seit Jahren brach lag. Unermüdlich stapft er mit seinen schweren, wuchtigen Schritten hinter der Pflugschar drein. Mit festem Griff steuert er den Pflug. Die Augen gehen, ohne seitwärts zu irren, nur zwischen den fuchsbraunen Gäulen und dem Scharmesser ab und zu. Mann und Pflug und Pferde schaffen unerermüdlich, feldauf und feldab. Einen Augenblick läßt er die Tiere verschnaufen. Er wischt sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß ab und

schiebt das dicke Haar aus der Stirn. Seine Augen messen mit sicherem Blick das gefurchte und ungefurchte Land gegeneinander. Die Gäule setzen sich auf sein Zurufen wieder in Bewegung, und Bauer und Geschirr nehmen ihren Weg wieder auf, einförmig und sicher, unbekümmert um den hellen Vogelsang, den schmeichelnden Wind, der die Halme rührt und den Erdgeruch daher und davonträgt. Die Sonne steigt höher und höher. Aus einem Garten, hinter dem Haus und Scheune mit ihren Pfanndächern vorlugen, kommt sein Sohn Peter gelaufen, ein halbwüchsiger Bursche mit ausgefransten Hosen und ohne Mütze. Der Bursche bringt dem Vater das Essen. Ehe das Feld fertig ist, will der Alte nicht heim. Er läßt den Burschen neben sich hergehen, bis sie beim Wagen sind. Dort nimmt er ihm das Essen aus der Hand und gibt ihm die Pferde zu halten. Er setzt sich nieder und ißt hastig, wie einer, der nicht viel Zeit hat. Bald steht er auf, schickt seinen Jungen heim und nimmt das Pflügen wieder auf. Als die dünne Fabrikspfeife aus dem Dorfe durch die Luft schrillt, ist er schon wieder halbwegs durch den Acker. Und er furcht feldab und feldauf, als wäre nichts in der Welt wie er und das Gespann und der Acker. Bei einer neuen Wendung wirft er den Rock hinter sich, denn er empfindet die Hitze der hohen Sonne mehr als zuvor.

Es ist schwül geworden über der mittägigen Landschaft. Der Wind und jeder Luftzug ruht. Dick und brütend liegt die Luft auf der Flur. Bäume und Gesträuch lassen ihr junges, saftiges Laub erschöpft niederhängen. Schmetterlinge flattern träge vorüber und bleiben wie trunken an Blumen und Blüten haften, die am Roggenrand oder längs des ungepflügten Ackerstreifens im Grase gedeihen. Die Vögel in der freien Luft sind verstummt. Kaum, daß eine Lerche verschlafen und satt aus dem Roggen zwitschert. Mit breitem, silberglänzendem Rand schiebt sich eine Wolke hoch und höher hinauf nach der Sonne, die grell am Himmel hängt, bis sie einfängt und ein ungunstiger Halbschatten sich über die Landschaft senkt.

Der Alte sieht wie zufällig auf, als die Sonne ihr Licht verliert. Fast gleichzeitig grollt es dumpf aus der Wolke, deren Leib immer schwerer und grauer wird. Der Alte läßt sich nicht stören. Nach einem Hagelwetter sieht's nicht aus, höchstens nach einem leichten Regen. Der Acker muß fertig werden. Jetzt erst recht. Nur noch ein schmaler Streifen liegt ungepflügt. Weithin liegen locker und schwarz die frischen umgestoßenen Schollen.

Der Hagel bleibt aus, aber der Regen läßt sich nicht kommandieren und tut's nicht mit ein paar Tropfen ab. In schweren Strähnen rauscht er hinab und durchnäßt den Alten und sein Gespann. Mit einem unwirschen Kopfschütteln lenkt der Bauer sein Gespann zum Wagen, holt seinen Rock und setzt sich, als er ihn übergezogen und der Regen noch nicht nachläßt, unter den Wagen. Er legt die Hände auf die Knie und sieht hinaus auf das schollige Feld, das den frischen Regen einschluckt, und hinüber nach der jungen Saat. Er sieht aus wie einer, der sein Teil denkt, wenn's anders geht, als er sich in den Kopf gesetzt hat, aber es bei sich behält und in sich hinunterwürgt.

Der Regen rauscht noch immer aus der ergiebigen Wolke zur Erde, bis sich die Wolke teilt und nur noch spärliche Tropfen sprühen. Die Pferde ziehen auf seinen Zuruf wieder an, der Pflug schürft wieder, wie vorher, und der Alte schreitet hinterdrein. Alles ist wie zuvor, nur die Luft ist frischer, und die Vögel lassen sich wieder hören. Es dauert nicht lange mehr, und das Feld ist fertig. Vom Ende hin, am Morgen, überschaut der Alte das schöne Feld aufgeworfener Erde. Die Luft, vom Regen gereinigt, trägt ihm den Duft der feuchten Schollen an die Nase. Er wechselt das Gespann vom Pflug an den Wagen und selbstzufrieden fährt er dem nahen Dorfe zu.

Glückseliger, gliedererlösender Schlaf, von dem Geibel gesungen:

Wie Meereswogen
Umfängst du mich kühlend;
Und wie das Meer in seinem Schoße
Nichts Fremdes beherbergt,
Und faules Gewächs,
Trümmer und Leichen
Rastlos wieder
Ans Ufer flutet:
Spülst du die Sorgen
Alle des Tages,
Die kranken Gedanken
Zurück ans Gestad. —

Um Mitternacht aber wird es plötzlich helle, und der Mohn Gott ward von dem mythischen Gotte Loki gestört. Von Sekunde zu

Sekunde wurde es heller. In den Fensterscheiben fing es an zu glänzen, hier glühte etwas auf, dort sprang eine Funke auf. Zuerst ein Hüpfen und Fliegen, dann gleichsam wälzend und mit langen Feuerarmen packend. Den Alten, dem eben noch im Traume der Duft der frischgepflügten Schollen in die Nase gestiegen, weckte plötzlich ätzender Brandgeruch, und anstatt des Konzertes der Lerchen und Finken umgab ihn ein knisterndes Geräusch. Der Petersche Hof stand in hellen Flammen.

Die Lohe der brennenden Dächer flog himmelan, Mauern und Gebälke stürzten als Kohlen- und Aschenhaufen in sich zusammen. Aus der feuerspeienden Esse flogen die Funken empor. Die alten Akazienbäume, die Haus und Hof jahrelang beschützt und beschattet, brannten lichterloh. Vater und Kinder retteten mit Mühe die paar Siebensachen, die ihnen das rote Pack gelassen, und brachten sie in das „Backhaus“, das wohl auch Feuer gefangen hätte, wenn der Nachtwind nicht gütigst die Glutfahne abgehalten hätte. Wohl verkohlten auch an diesem Häuslein die Türe und Türpfosten, aber mit ein paar Eimern Wasser hatte es der Alte retten können. Trotz des jähen Schreckens, der alle drei befallen hatte, sprachen sie wenig. Als der Morgen graute, hatte das furchtbare Element sein Werk verrichtet. Infolge langer Dürre war dem Feuer nicht anzukommen gewesen. Und wenn auch, wo war die einstige Feuerwehr? Und wo war die einstige Feuerversicherung? Ja, wo? Den gemeinen Wert von Holz und Stein von dem bißchen Hausrat mochte der Alte schon verschmerzen — wie aber sollte er es verschmerzen, das Bild des Hofes, wie das wiederherstellen, das Haus in dem traulichen Altersschimmer, den es während der Dauer von Generationen zu eigen erhalten hatte, wie konnte er die Erneuerungen, die an ererbter und dazu erworbener Habe hafteten und mit deren Untergang erloschen waren, nun wieder erneuern? Vorbei!

Und dann — wie konnte der Hof so plötzlich Feuer fangen? Der Alte mochte garnicht daran denken, denn er hatte sich bei einem bösen Gedanken ertappt, davor ihm schauderte. Sollte ... das Feuer am Ende angelegt haben, um ihn zum Abzug zu bewegen? Aber er wies den Gedanken hartnäckig von sich und dachte dann auch wieder, daß er den Hof nun in Zukunft leichter behalten würde, denn so ein Schutthaufen war nicht so verlangend und einladend als ein schöner Vollwirtschaftshof. Wunderbar, wie so ein Bauernherz sich zu fassen und zu trösten weiß. —

Noch eine Nacht schliefen Vater, Tochter und Sohn gemeinsam unter dem väterlichen Dache des verlassenem Dorfes. Als der Tag ans Fenster schlug, erschien Liese bleich und übernächtigt in der Küche des kleinen Häuschens, wo der Vater schon den Kaffee bereitete. Auf dem Tische standen drei große, weiße Tassen.

„Vater,“ stieß sie aus schwerem Herzen hervor und ergriff seine Hand. Peters sagte zu seiner Tochter sanft:

„Meine liebe Liese, ich habe diese Nacht wie ein Stock geschlafen, so tief und ruhig, und ich bin mit mir fertig. Wenn ich das Alleinsein müde sein werde, kann ich ja die Reise übers Meer immer noch wagen. Ihr beide schnürt heute nur eure Sachen, und ich werde ins Dorf gehen, um für euch ein Fuhrwerk zu dingen, das euch dann zur Bahn fährt.“ Die Tochter versteifte sich nun nicht mehr, ihn umzustimmen. Sie brachte es fast nicht übers Herz, den alten Vater hier in der Einsamkeit zurückzulassen. Nun wollte sie tun, was menschenmöglich war.

Sie rief den Bruder, und bald saßen alle drei am Frühstückstisch, wo nur wenige Worte gewechselt wurden. Immer noch lag der Brandgeruch in der Luft und haftete an ihren Kleidern.

Nach dem Essen ging der Alte, wie er gesagt hatte, ins Dorf und kam bald darauf mit einem Fuhrwerk auf den Hof gefahren. Eigentlich schämte er sich, mit solchen Kleppern zu fahren. Es waren zwei vertrocknete, ausgehungerte Schindmähren mit langen Haaren und abgeschnittenen Schwänzen, kuhhessig, halb blind. Es waren keine einheimischen Tiere, sondern sie mußten von weitem hierher geschleppt worden sein. Jedenfalls hatte das rote Pack sie hier vergessen.

Ballen und Kisten wurden nun aufgeladen, und bald verließ diese letzte Fuhr mit mennonitischen Habseligkeiten den stillen Hof. Auf demselben glühten noch die Trümmer. Verkohlt standen die Akazienschäfte. Der Tochter liefen die Tränen über die Wangen. Still, einsilbig und bleich saß der Bruder neben ihr. Der Alte kutscherte und sprach mitunter einsilbig zu den Pferden. Wem mochte auch nach Sprechen sein? Nun geht's ans Trennen, und wer weiß, ob sie sich wiedersehen? Wenn die Kinder vielleicht einmal zurückkehren in die alte Heimat, dann ist er längst Staub und Asche.

„Nach fünfzig Jahren wuchert hier die Heide,
und wo wir hausten, wird man nicht mehr sehn,

wenn überwachsen zwischen Wald und Weide,
nur noch die Kreuze unsrer Gräber stehn.“

2

Der Abend kommt, nun füllt sich das Land mit dunkelnden Schatten. Gärten und Felder verblassen. Der Nachtwind macht sich auf und streicht umher; er rührt das welke Blätterwerk in den Stauden, die trockenen Gräser am Zaun. Es ist ein guter, zärtlicher Wind. Und endlich hebt er sich und geht durch die Wipfel der Bäume. Dämmerung im Dorfe! Der Mond steigt auf, ungeheuer groß und glühend ist seine Scheibe, sogar die Sterne ertrinken in diesem Glanz. Sein klares Licht fließt überall hin, es tropft zwischen den Bäumen, und die Wiesen leuchten wie Spiegel auf, naß und silberig vom Tau.

Ach, es ist nicht mehr diese Welt, nicht mehr Staub und Mühseligkeit, wenn in einer stillen Nacht der Mond aufsteigt, im Herbst. Man sitzt irgend wo unter den Bäumen in der Dämmerung, und das Dorf liegt hineingebreitet im Glanz des aufgebrochenen Himmels. Man ist allein, und man hat ein Herz, das schlägt, ein närrisches Herz in der Brust. Auch Peters sitzt da so im Dunkel der Bäume, der alte Daniel Peters, und sein Hund liegt neben ihm.

Er ist aus der Verbannung heim gekommen von einer Stadt her aus dem Konzentrationslager, und jetzt wartet er hier, bis die Nacht alle Welt zur Ruhe gebracht hat, das Dorf und die nahen Gehöfte.

Der Alte ist den ganzen Sommer unterwegs gewesen; er hat keine Heimat, keinen Ort, wo er bleiben kann. Er hat nachts oft draußen geschlafen, im Heu oder Stroh, in armen Häusern und zerfallenen Scheunen, er hat unterwegs gebettelt, gebettelt und ist weiter gewandert — so treibt es der alte Mann. Einmal war er jung, aber das ist lange her. Jetzt geht er durch die Welt wie ein heimatloser Beduine und lebt von dem, was sich so findet. Es rauscht der ziehende Nachtwind durch die Wipfel, hoch über dem heimatlosen Mann, und alles ist gut.

Alles ist gut, weil der Sommer nun vorbei ist und er vielleicht ein paar Wochen hierbleiben kann in seinem Heimatdorfe. Die Trümmer und Schutthaufen seines niedergebrannten Hofes liegen verwildert und unkrautdurchwachsen am selbigen Platze. Es ist sehr still um

die Abendzeit, und die von fremdem Pöbel bewohnten Häuser im Dorfe schließen ihre Augen und schlafen ein.

Der Alte könnte jetzt aufstehen und sich ein Lager aufsuchen, denn das kleine Häuslein steht noch da, wenn auch ohne Türe und ohne Fenster. Er summt beim Sitzen leise vor sich hin, und dabei hat er ein freundliches Gespräch mit dem Hofe: da bist du ja wieder, sagt er, mein alter Hof. Ja, ja, siehst wüst und leer aus, es macht nichts, mein Lieber, es ist gleichgültig, sage ich dir

Du warst ein guter Hof, das weiß ich, ein prächtiger Hof. Aber jetzt ist deine Pracht dahin, das ist sie.

Er sitzt noch eine Weile unter den Bäumen, er will jetzt noch nicht schlafen. Das alles packt und rührt ihn so sehr, die warme Dunkelheit, dieser alte, verfallene Hof, und dazu ist die Nacht so friedlich und mondlichtmild. Er könnte jetzt gut hier knien und die Arme aufheben, einen Abendsegen sprechen und alle Menschen darin einschließen, in sein wohlgesprochenes stilles Bauerngebet. Gott würde das vielleicht von ihm annehmen. Ich bin nichts mehr wert, sagt er still und andächtig. Ich bin gar nichts wert, ich das mindeste, Hof und Haus habe ich nicht mehr. Hof und Haus, ja, wie geschah das? Der Alte ist ja wie ein Kind. Ein Riese mit wehenden grauen Haaren, aber dennoch ein Kind. Er sieht an vielem vorbei. Er sieht die Menschen kommen und gehen als ruhelose Wanderer zwischen den beiden Toren der Ewigkeit. Gott aber sitzt über den Wolken und treibt die Welt gewaltig vor sich her.

Da geht er durch sein Land, Gott der Herr. Es ist ein üppiges Land mit vielerlei Gewächsen unter seiner Hand, mit Sträuchern, Disteln und Blumen. Oh, an manchen Tagen hat Peters einen tiefen Blick, er hat Gesichte, wenn man so sagen will. Die Welt ist ein sausendes Rad unter dem Wasser der Zeit. Sie ist die Werkstatt Gottes, hier arbeitet und schafft er. Vieles liegt bereit, durcheinandergerüttelt und verzoddert, vieles wird ausgerottet und im Feuer vertilgt.

„Starke, die sich Treiber denken,
Werden doch nur selbst getrieben,
Heergeräte eines Stärkren,
Die gebraucht, verbraucht zerstieben.

Stärke stößt der Fuß des Stärksten,
Und die Stärksten sind Geschirre

Eines, der, ob allen waltend
Überschaut das Weltgewirre;

Einer, der in ehrnen Händen
Hält die Waage, recht zu wägen,
Der die Zepter knickt wie Ruten
Und wie Stroh das Schwert der Degen.

All die Riesen sind nur Zwerge,
All die Herrn nur arme Knechte,
Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte;

Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben,
Denn unsterblich ist das Gute
Und der Sieg muß Gottes bleiben.“

(Aus Weber „Dreizehnlinden.“)

Ja, zu Zeiten nimmt Gott einmal die Hand von Peters Augen und läßt ihn sein Geheimnis sehen, nur für Augenblicke, ein paar Atemzüge lang. Das ist im Leben so. Gott hat es so eingerichtet. Der Bauer muß heutzutage, von allem entblößt, unterwegs sein mit seiner Last. Niemand nimmt sie ihm ab. Er wird alt. Immerfort geht er unter Menschen, sieht die Angst in ihren Augen, die Verstocktheit und den heillosen Übermut. Und er selbst ist zum Landstreicher geworden. Was wird er hier weiter tun? Er wird sich das Essen im Dorfe so nebenbei verdienen müssen. Er kann ja noch ein paar Rechen flicken, neue Zinken an die Heugabel machen. Er kann ein wenig in den Häusern und Höfen umhergehen, und da und dort etwas ausbessern, eine Angel, einen Riegel; an den Torangeln fehlt es ja immer. Dabei kann er ja die Gärten und die Felder sehen, das alte Ackerland — und mit einem Blick zusammenfassen. Denn hier ist seine Heimat. Hier bauten die ersten Ansiedler ihre Häuser und Ställe. Das Wasser war flach und gut. Dann brachen sie die Erde um, es war im ersten Jahre nur wenig, gerade genug für einige Sack Roggen und Gerste. Mit den Jahren gedieh der Boden, er war ergiebig und rein. Viele Geschlechter gingen über ihn weg, und es war

immer der gleiche, bedächtige, wuchtige Schritt hinter dem Pflug. Immer dieselbe schwere Hand warf den Samen aus, die Hand des ewigen Bauern

Der Bauer ist ewig, wie die Erde selbst, denn er lebt durch sein Geschlecht. Er kommt nicht von ungefähr in die Welt, von irgendwoher. Wenn der Vater stirbt, so hat er seinen Erben alles gezeigt und gesagt, was er selbst weiß und was zu wissen nötig ist. Der Sohn führt den Pflug auf die gleiche Art und mit der gleichen Kraft wie er. Das Leben des Bauern ist ruhelos und hart. Große Gedanken hat der Bauer nicht im Sinn, schwierige und abgründige Gedanken, und auch was er sagt, ist von alters her so in jeder Sache gesagt worden. Er mißt den Himmel mit dem Maß seiner Augen und die Erde mit seinem Schritt. Dieses Maß ist einfach und sicher.

Peters kommt so an kein rechtes Ende mit seinen Gedanken, er seufzt und wiegt den Kopf hin und her, wie Fliegen umschwärmen ihn die schwierigen Gedanken. Er liebt dieses Land und dieses Dorf auf seine Art. Hier geschah vielerlei, hier wurde manches ausgetragen in einer früheren, stillen Zeit.

Er hat tags am Wege die Wintersaat dicht und saftig auf einem Acker stehen sehen, hat auch gesehen, daß die Heuschläge seit der letzten Mahd schon wieder zu grünen angefangen haben. Und dazwischen immer wieder schulterhohe Distelfelder. Das ist ein gutes Zeichen. Daran erkennt man, wie fett und wohlgenährt der Boden noch ist. An das alles hat sich sein Herz gehängt. Er könnte hier bleiben, wirklich, hier bliebe er am liebsten in der ganzen Welt. Aber — es müßte ein Mann über die Äcker gehen, bauen und pflügen, ganz friedlich in der unermesslichen Weite des herbstlichen Landes. Und er möchte die Hand ausstrecken und ein bißchen an dem Bilde rücken, Kühe und Jungvieh auf die Weide stellen, Pferde und Wagen und Pflug. Wie seltsam ist es, so zu sitzen, ganz allein in mondheiler Nacht, vor sich die Trümmer und Reste des alten Hofes! Peters fühlte sich unbeschreiblich einsam und entrückt. Habt ihr das miterlebt? Es geschieht ganz plötzlich, man schaut um sich und erschrickt. Das kann irgendwo im freien Felde sein, oder auch auf der Straße mitten unter den Menschen. Ja, plötzlich entdeckt man sich selbst. Man steht neben sich, sozusagen, und betrachtet sich. Peters kann auf diese Weise eine ganze Weile hin und her sinnen, das macht ihn stutzig. Stundenlang denkt er darüber nach und dann gerät er auf den seltsamen Einfall, er sei überhaupt

allein in der Welt. Gott habe es darauf angelegt, ihm ein wenig zum besten zu halten, ja, er spart da vielleicht nicht, ein ganzes Volk, eine ganze Welt ist ihm nicht zu kostbar für so einen Spaß

Es kommt dann vor, daß Peters nachsinnt, wie er vor Abend durchs Dorf gegangen. Da ist alles in Unordnung. Die Häuser sehen verwohnt aus, und Weiber keifen über die Straße. Roter Pöbel macht sich überall breit, alle Mappen mit Papieren unter dem Arm. Was wollen die hier? Die suchen den Leuten eine weitläufige Sache zu erklären, dazu brauchten sie die Mappe, hier und hier. Und schließlich machen sie gar keine Umstände, sie finden den Weg selbst und die Haustüre. Ja, ja, Peters kennt diese Art Gäste. Geheimnisse im Dorf, Mappen und Papiere, ach, laß es gut sein, schweig still

Spät sitzt der alte Peters noch allein unter den Bäumen. Er kann nicht schlafen. Einige Häuser im Dorfe sind schon dunkel, in anderen lärmen Gassenhauer und lallendes Gekreis. Dort wird gezecht, Tag und Nacht lärmt's im Dorfsowjet. Dieser Sowjet ist das Hirn des Dorfes, sein Herz, das unermüdlich klopft. Da streiten und raufen die roten Henker. In den Häusern aber hausen die Weiber, basteln Armut und kochen einen trockenen Brei, und es ist immer dasselbe. So leben sie, diese Landverwüster, einen Tag wie den andern. Oft liegt der Mann tagelang betrunken im Bett. Ihre ganze Sorge ist, daß sie ein paar Kartoffeln in ihren Töpfen haben. Sie leiden Not, aber sie kennen es nicht anders, und wenn sie sterben, so sind sie mehr als tot — sie sind nie gewesen. Es bleibt keine Spur von ihnen zurück, weder von ihnen selbst, noch von ihrer Arbeit. Was ist es eigentlich mit diesen Leuten? Wozu leben sie, wofür? Aber das ist am seltsamsten: ihr Herz ist trotz Hunger und allem voll von den teuflischsten Leidenschaften. —

Nein, Peters kann hier nicht bleiben in diesem Dorfe. Er hat lange und gründlich nachgedacht, vieles aneinandergereicht in seinem alten Kopf. Es treibt ihn gewaltsam fort, es ekelt ihn. — Gegen Mitternacht nimmt er seinen Stock und seinen Rock von der Bank auf und verläßt den Hof.

3. Lebendig begraben

Für uns vertriebene, enterbte mennonitische Bauern passen jene Worte Lilienkrons:

„Rastlos von Land zu Land, von Stadt zu Städten
Im Lebenskampfe Unterkunft zu finden.“

Die Stadt ist unser Verderben, unser Ende. Das Zauberbild des Dichters von Haus und Garten, „wo Weib und Kind sehnsüchtig uns erwarten,“ ist für uns zum Hirngespinnst geworden.

Man muß viel Pflastersteine treten und Sohlen wetzen, durch viele Gassen und Winkelgäßchen, durch prunkvolle Paläste und stinkende Spelunken schreiten, um des Leibes Notdurft zu genügen, damit, um mit meinem seligen Vater zu sprechen, „uns die Seele nicht am Rückgrat festtrockne.“ Wer hat hier noch Zeit, die Schönheiten der Natur zu genießen? „Schönheit ist Atem, aber Brot ist Brot.“ Und doch sahen wir schon schlimmere Zeiten in der bolschewistischen Unterwelt.

— — —

Tags vorher, an einem Sonntag, hatte ich Shakespeare genossen und die Schlegel-Tiecksche Übersetzung etwas mit dem Original verglichen.

Am frühen Morgen geriet ich unter die krummen, tabakkauenden Totengräber, drei stolprige Hungergesellen, die schon manches Opfer der menschenlaichenden Stadt zum letzten Ruheort befördert.

Der Aufseher des Kirchhofes stand schon erwartend an dem Platze, wo die „Kuhle“ ausgeworfen werden sollte, und blies schwere Tabakswolken in die warme Morgenluft. Er gab uns das Maß und ordnete an, daß ich das Grab heute allein graben müsse, da er die übrigen für zwei weitere Gräber brauche, wo der Grund mehr kiesartig und steinig sei. Also blieb ich allein.

Beiseite lag ein schwerer Stahlmantel (steel casket), der die gewöhnliche „row box“ gewöhnlicher Toter ersetzen sollte. Am Ende dieses eisernen Trunks hing auf Papier gedruckt die Anweisung, wie dieses enge Haus zu öffnen und zu schließen sei. Beim ersten Blick schien mir diese Anweisung ziemlich überflüssig, da

die Verschlusskonstruktion sehr einfach war. Wenigstens von außen besehen. Und der von innen werde sie ja nicht mehr brauchen. Aber die Stahlsargfabrik in St. Thomas, Ontario, scheint sehr reell zu sein und versieht jeden Sargmantel mit der deutlichen Handhabe. Wenn die drei andern Totengräber diesen „Einlaßschein“ (passing through) sehen, so schmunzeln sie jedesmal. Einer löst ihn ab und steckt ihn zusammengefaltet wortlos in die Westentasche. Nachher, wenn das Grab zugeschaufelt, steckt er einen winzigen Pflock in den frischen Hügel und befestigt daran den Fetzen. Jetzt scheint derselbe schon schwerwiegender zu sein. Mit einem Griff an einer Eisenleier ist so ein Grab nicht geöffnet. Die Totengräber schmunzeln: He won't come out! —

Ich grub drei Spatenstiche tief und rastete, um zu verschlafen. Die Morgensonne schien schon warm, und die Schatten wurden kürzer. Ich legte meinen Hut auf den Eisenmantel, und mir kamen dabei böse, finstere Gedanken. Ich dachte, wie hierzulande doch alles anders ist als in der gewesenen Heimat. Selbst dieser sandige Boden strömt nicht den Wohlgeruch frischwarmer Scholle aus als dort. Ich kenne jenen Duft noch ganz genau. Und dann denke ich, wie lange es noch währen mag, bis mein alter verschwitzter Filzhut wirklich so daliegt als einzige Trophäe auf dieser Erde und ich in so einem dichten Leichenkasten. Und dann kommen mir jene Verse von Prediger Salamo in den Sinn:

„Er saß und sprach, stand auf und schrieb
Die Sprüche, die wir heute haben.
Er stand wie einer, der zum Graben
Den Spaten in die Erde trieb.
Ging hin und her in herbem Schritt
Und über seine Seele glitt
Des Erdendaseins Weh und Leid.“

Ja letzten Endes: Vanitas, Vanitatum Vanitas. Ob steel casket oder row box, über diese Weisheit ist noch kein Nachbarer hinausgekommen. Auch der Misanthrop Schopenhauer und der Goethesche Faust mit seiner „Weisheit letzten Schluß“ nicht.

Ich grabe zwei weitere Spatenstiche und empfinde die kühle Erde angenehm. Am Ende ist es da unten ganz gut auszuhalten, „vom Kau'n des Brots und allem Irrsal los.“ Wie ich aufschau, gewahre ich,

wie ein Luftzug meinen alten Hut noch einmal gütigst von dem eisernen Madenkasten fegt und zugleich zwei alte Zuschauer, die sich unbemerkt eingefunden haben. Sie betrachten Eisenhülle und Grab und denken ihr Teil dabei. Schweigend, wie sie gekommen, gehen sie. Das ist ein Wandern so von Gruft zu Gruft. Wieder verschnaue ich und betrachte mir die Leichensteine. Da stehen zwei dicht beisammen. Große, platte Tafeln, wie zwei hohe Bettlehnen, in denen Trost und Trauer eingegraben. Deutsche Namen — deutscher Trost vom Wiedersehen. Jetzt gibt es so etwas nicht mehr. Jetzt läßt man hier alle Toten englisch sprechen.

„Und englisch welschen soll's im neuen Alter“ —

Wie? Haben nicht deutsche Pioniere Canada bauen helfen? Und nicht bloß das. Haben sie es zur Zeit des Siebenjährigen Krieges nicht erobern helfen?

Aber das ist verschollen und begraben! Der Deutsche wird heute lebendig begraben wie damals. Unsere Brüder in Rußland werden lebendig begraben. Unser Geist wird in den Muckerzeitungen lebendig begraben.

Nun kommt ein Leichenzug. Langsam kommt der Sarg im Sarg gefahren, und etwa zwanzig, dreißig Säрге hinterdrein. Was anders sind diese Cars denn als rollende Säрге, mögen sie luxuriös blinken und blänkern. Sie sind alle schon vom Satan gepachtet. Bloß der Tote, den man ans Tageslicht bringt, noch einmal aufdeckt und der mit blinden Augen in den Wolkenflug starrt, hält diese Sargkarosserien für kurze Zeit in Spannung und Stille. Nachher gehts um so ärger. Keiner will der letzte sein. Come on. Die Fabrik in St. Thomas hat noch viel „Einlaßscheine.“ Aber es geht auch darohne. Eine fragwürdige Frage: Warum man noch nicht auf den Humbug gekommen ist und die Säрге alle mit lautkreischenden Hupen versieht? Man nimmt doch sein Steckenpferd so gern mit ins Grab. Am besten, man begrabe den Toten samt seinem rollenden Sarg.

Das ist noch garnicht so lange her, da war in einem Park eine Festlichkeit. Man genoß die Sonntagsstimmung und war gut aufgelegt. Eine noble Familie saß auf dem Rasen neben ihrem Luxusauto, das schief auf einem Hügel stand. Der Zufall wollte es, daß die Bremse nachgab und der leere Sarg wuchtig gegen einen Buchenstamm prallte. Gab das ein Hallo. Gab das eine Trauer! Der Stamm war kein Mensch, und so hatte der Luxuskasten Beulen und allerlei Gebresten weggekriegt. Die ganze Familie stand eine halbe Stunde

lang in Trauer und Mißmut um ihren rollenden Sarg. Die Feststimmung war vorbei.

Der Tote wird hinuntergelassen und wir schaufeln. —

„Die Tür schlägt zu — der Lärm hat sich verloren,
Es hülfe nichts, wenn ich zu Tod mich rief!
Sie stopfen furchtsam ihre breiten Ohren
Vor jedem Ruf des Lebens aus der Tiefe!

Da lieg ich denn, ohnmächtiger Geselle,
Ins Loch geworfen, wie ein Straßenheld,
Ein lärmender, von der Empörung Welle;
Ein blinder Maulwurf im zerwühlten Feld!

Wohlan, ich will, was kommen soll, erwarten,
Es ist am End ein friedlich Wohnen hier;
Ich fühle nicht die Glieder, die erstarrten,
Doch heiter glimmt die Seele mir.

Hätt' ich nur einen ewigen Gedanken,
An dem man endlos sich erproben mag,
So möcht' ich liegen in den engen Schranken
Behaglich sinnend bis zum Jüngsten Tag.

Vielleicht, wer weiß, wüchs' er zu solcher Größe,
Daß er, in Kraft sich wandelnd, ein Vulkan
Im Flammenausbruch dieses Grab erschlösse,
Herleuchtend mir auf neuer Lebensbahn!

Wie wundersam, wenn über meinem Haupte
Der Abendtau die matten Blumen kühl.
Ob wohl lustwandelnd dann der Pfarrherr glaubte,
Daß unter ihm ein Wetterleuchten spielt?

Daß glänzend in des eignen Lichtes Strahlen
Hier unten eine Menschenseele denkt?
Vielleicht sind dieses der Verdammung Qualen:
Geheim zu leuchten, ewiglich versenkt!“

Muß man dazu immer erst gestorben sein? —

4. Peter Quapp

.... Da gedenke ich einer Selbstschutzepisode.

Ein deutscher Sergeant — sein Name ist mir entfallen — vom 182er Sächsischen Infanterieregiment hat anno 1918 ein ganzes Lexikon von Kasernenhofausdrücken mit nach Südrußland gebracht und hat dann nach langem Suchen einen neuen Ausdruck finden müssen. Der saß dann wie angeleimt.

Die Geschichte verhält sich so:

Die mennonitische Jungmannschaft wurde für eventuelle Fälle ein bißchen gedrillt, sehr zum Verdruß und Ärger der Graubärte und Pharisäer, die an dem Worte Wehrlosigkeit gleichsam wie an einem Bonbonschnuller herumlutschten. Aber der junge Enthusiasmus ließ sich nicht dämpfen und wieherte und gröhle über den alten verfilzten stocksteifen Wahneifer.

Wir hatten den Sergeanten lieb wie unsereinen und lauschten stundenlang mit aufgesperrtem Munde seinen Erlebnissen, die er mit saftigen Provinzialismen an den Mann brachte.

Da war die Geschichte von einem „siebengelenkigen zusammengeklappten Klumpfuß,“ der sich als kulinarischer Ausschweifer zu Tode fraß. —

Und nun war da einer von unseren „Pundmennisten,“ an dem die Drillfuchtel dieses lakonischen Sachsen zuschanden ward.

Gleich in der ersten Exerzierstunde gab es höllisches Gelächter und Malheur. Der Sergeant spritzte und schwitzte. War das noch deutsch? Bombenelement!

Unser „Pundmennist“ — heißen wir ihn Peter Quapp — stand augenblinzelnd wie ein nasser Pudel, steckte von saftigen Ausdrücken vielleicht etwas ein, vielleicht auch nicht. Ging es nun an ein „Schultern“ oder „Präsentieren“ des Gewehrs, so stand dieser Mennonitenlümmel wie der Turm von Pisa: ich steh, wenn auch nicht kerzengrad. —

Quapp mußte vortreten. Der Sergeant umging ihn und prägte den Kosenamen „vorsintflutliches Riesenfaultier.“

Gebrüll und Bauchhalten unsererseits.

Quapp ließ die Knarre fallen.

Halbgebückt grabschte er mit der linken Hand danach und stand

dann wieder wie ein windschiefer Baum.

„Zurücktreten.“ Treten und Schleifen ist zweierlei.

Wieder „Schultern“ und „Präsentieren.“ Nun war es heraus.

Bei seiner steifen Ruhe und Behäbigkeit war dieser Kerl auch noch linkisch und verhaspelte sich mit seinen Pranken, die groß und schwer wie Kohlschaufeln waren. So hatte er das Gewehr einmal auf der linken, einmal auf der rechten Schulter.

„Dich muß ich aber nach Dresden ins Unikummuseum bringen,“ lachte der Sachse, „da kauf ich dir einen Köcher mit der Mistgabel drin, du verzauberter Knarrenhans.“

In der nächsten Exerzierstunde das alte Lied. Quapp stammelte Entschuldigungen. Er sei von jung auf ein „Linkpot.“ Der Sachse stand breitbeinig und juxte: „Du gepflegter Nervenfresser. Deinen Verstand könnt ich im Nähhut einsalzen.“ Trotzdem schwor er, er wolle ihm noch Schneid beibringen, daß er mit gebundenen Füßen den laufenden Hasen einholen und zugleich barbieren könnte. „Jawohl, du ‚linkpotige Bauchstelze‘.“

Dabei blieb es. Die deutschen Truppen gingen in die Heimat, und Quapp war seinen Quälgeist los. —

Die linkpotige Bauchstelze saß später hoch zu Roß, mit der Knarre auf dem Rücken. Die Steigbügel waren viel zu kurz. Desto besser war der Gaul, ein mittelgroßer Rappe, mit dem trockenen Kopf eines Vollblüters. Pflege und Schneid, die seinem Besitzer abgingen, schien er von demselben zu empfangen.

So ritten wir, geführt von einem Kosakenoffizier, auf Patrouille. Sechzehn Mann.

Wir ritten im Nebel über schwachgefrorene, naßverschneite Äcker, durch ein Russendorf und wieder über leeres Gelände.

Mitunter wurde gesungen. Das Uhlandlied vom guten Kameraden oder Herweghs „Die lange Nacht ist nun herum, wir reiten still, wir reiten stumm.“ —

Wir nahten uns einem Dorfe, wo aus etlichen Kornböden Rauchfahnen gen Himmel stiegen. Ein Wagentroß, mit Betten, Kindern und Angstmeiern bepackt, kam uns entgegen.

Also hier war Lunte.

Der Offizier hieß absitzen, die Gäule koppeln und Quapp dieselben in ein nahes Gebüsch führen.

Wir waren von den feindlichen Wachtposten aber schon bemerkt worden und erhielten eine Salve.

Wir verschwanden im Gebüsch. Der Feind war unruhig und lenkte seine Aufmerksamkeit auf uns. Bald lagen wir, und nun ging's Knall um Knall.

Immer mehr Machnogesindel kam zum Vorschein. Verwundete sprengten zurück ins Dorf. Nun ging unsere Munition aber zur Neige. Quapp, der unruhig bei den Gäulen verweilte, schrie uns andere Mal um Ablösung. Eine feindliche Kugel fuhr durch seine hohe Mütze, die zur Erde fiel. Schließlich sollte er seine Munition für uns hergeben. Daraus wurde aber nichts. Er sträubte sich, wie besessen, er wollte selbst schießen.

Der Offizier gewährte seinem Wunsch.

Nun kam der Linkpot ruhig und schwerfällig wie immer zu uns. Er legte sich langgestreckt hin und prüfte das Visier. Dann nahm er das Gewehr in den linken Arm und zielte ruhig, sicher und drückte. Ein Gegner verschwand. Sein Pferd kam gerade auf uns zu gerast, und wir fingen es ein. In den Satteltaschen fanden wir ein Dutzend silberner Teelöffel, ein Frauenkleid und zwei Uhren.

Quapp ließ sich nicht ablenken und zielte wieder. Das Pferd eines Gegners bäumte hoch und blieb mit Reiter zusammen ruhig liegen.

Will er noch? Will er noch einmal?

Der Gegner stutzte, machte aber noch immer nicht kehrt. Es waren so bei zwanzig Mann.

Quapp legte wieder an.

Wieder Sattelleere, Sturz und Stutzen.

Noch einmal. Derselbe Erfolg.

„Der Gegner zeigte die Schwänze seiner Gäule,“ wie Liliencron sagte.

Der Kosakenoffizier trat nun heran und bewunderte mit uns Quapp und sein Gewehr.

Jetzt erst nahm Quapp seine Mütze in Augenschein. Ja, die war durchlöchert. Plump und ungeschlacht stand er da, noch mit schwerem, gefülltem Patronengürtel, diese „linkpotige Bauchstelze“

5. Eine Fahrt durch die Felder

Enns ist ein gutsituierter Bauer in einer der deutschen Kolonien Südrußlands. (Er sitzt auf einer Bank vor dem Hause.)

— — —

.... Die Obertür des Hauses stand halb offen. Enns warf einen Blick dorthin und fragte von seinem Sitz aus: „Well wie no Stap foare, Mutta?“ — „Mientwääje,“ kam es aus dem Hause zurück.

Als bald klapperten die Tassen. Es ging auf 3 Uhr und die Vesperzeit nahte.

Enns stand auf und ging bedächtig zur Scheune, wo er die Tür öffnete und den „Obojaner“ ins Freie brachte.

„Jungens, wann habt ihr diesen das letzte Mal geschmiert?“ fragte er laut.

„Erst vorgestern,“ riefen diese.

Enns besah sich nun die Wagenreifen an seiner Kutsche und fand, daß der eine Vorderreifen am Abkommen war, was bei diesem heißen Wetter ja auch selbstverständlich war. Er ging in den Stall und kam mit einem Eimer zum Vorschein. Damit ging's zum Brunnen. Er holte etwa acht Eimer Wasser aus demselben und goß sie alle über das vertrocknete Rad. Für eine kurze Reise würde das schon wieder gehen. Sonst kam es auch vor, daß er ein Rad los nahm und in den breiten Brunnen hängte. Ja, in der guten alten Zeit wußte man sich zu helfen. Man hatte Zeit und Überlegung.

Darauf ging der Alte in den Stall, um die Pferde noch etwas zu füttern und die Sielen zu holen. Als er damit fertig war, ertönte der Vesperruf. Frischgekochter Kaffee duftete im ganzen Hause. Am Tische wurde nicht viel gesprochen. Der Alte gab seinen Jungen die nötigsten Anweisungen für den Rest des Tages und verließ das Zimmer. Ihm war noch etwas eingefallen. Flugs nahm er noch die Schare von zwei Pflügen los. Die mußten mit in die Schmiede. Das sparte eine Extrafahrt. Jetzt war die Zeit höllisch teuer, also galt es, sich danach zu richten. Auch einen Zaum legte er unter den Wagensitz.

Nach einer Viertelstunde fuhr das Gespann beim Hause vor, und

sogleich kam aus demselben die Wirtin zum Vorschein, eine freundliche, behäbige Alte, nicht im Sonntagsstaat, aber kleinsonntäglich aufgeputzt. Sie bestieg den Wagen, und derselbe setzte sich in Bewegung.

In der guten alten Zeit fuhr man nicht so wie heute. Da hieß es Eile mit Weile. Enns hatte zwei alte kräftige Pferde eingespannt. Die waren zwar etwas langsam und wie er selbst oft sagte, zum „schräge zu fahren,“ aber treu und zuverlässig. Und zuverlässig mußten sie schon sein; denn unterwegs mußte der Alte oft absteigen, er hakte dann die Leine am Wagen fest und ließ die Pferde grasen.

Im leichten Peddeltripp ging es durch die sonnige Dorfstraße bis zur Schmiede. Hier wurden dem Schmied die Pflugschare übergeben und derselbe mußte dann das vertrocknete Vorderrad besichtigen. Im Hinterhof des kleinen Gehöfts saßen etliche Bauern auf umgestülpten Pflügen und sahen im Erzählen den beiden Männern zu.

Der Schmied faßte das Rad derb an, rüttelte daran, daß der ganze Wagen mit seinen Insassen schwankte, und meinte, es sei ja schon alt, aber er habe doch schon ältere gesehen und eine Reise würde es wohl noch aushalten. Die Bügelklappe müsse angeholt werden, ganz recht so, aber das könne Enns, so gut wie er. Also Adje. — Weiter ging es feldein.

Die beiden Alten füllten den Hinterteil des Wagens gut aus. Hin und wieder drehte der Alte mit der Peitsche, ohne sie jedoch anzuwenden, und piff so vor sich hin.

Meinte er lächelnd: So eine Fahrt sei doch die größte Pläsier im Bauernleben. Sie nickte zustimmend: Gewiß, so eine Spazierfahrt in die Felder zieht sie einer Fahrt zu irgend einem „Gastgebot“ vor. Man sei viel ruhiger und brauche nicht soviel Kleider umzuziehen. So ein paar Tassen Kaffee bei Gästen seien so fürwahr eine herrliche Sache, aber sie hätten ja auch täglich ihren eigenen.

Der Alte hielt die Pferde an und stieg ab. Zu beiden Seiten lagen reife Weizenfelder. Nur hin und wieder unterschied das Auge etliche grünlich schimmernde Plätze. Schwer hingen die Ähren gesenkt an den langen Halmen. Mitunter fuhr ein gelinder Westwind darüber, bauschte die Frucht auf und bewegte sie. Es schien als ging dies Ährenfeld weit, weit, bis an den Rand der Welt. Nur Grillengezirp und Lerchenjubiläum tönnte daraus hervor.

Der Alte schritt in den Segen hinein, das Feld weit und breit

überblickend. Er raupte ein paar Ähren aus, blies die Spreu fort und betrachtete die reifen, vollgefüllten Körner. Ein leises Lächeln ging über sein Gesicht. Die Ähren reichten ihm bis an die Brust. Er zog eine Handvoll Frucht aus und ging damit zum Wagen. Diese „Probe“ war für seine Söhne und für die Nachbarn. Die Pferde grasten gemütlich. Nachdem er die Halssielen geordnet, bestieg er den Wagen und fort ging's.

Morgen nachmittag kann's los gehen, meinte er. „Brauchst den ersten Tag kein Mittagessen mitgeben. Aber Weizen, sage ich dir! Der liebe Gott hat ja auch so schönes Wetter geschickt. Wir müssen sonntags in die Kirche und ihm dafür danken.“

„Ja, unsere Bauernkunst schafft es nicht allein,“ warf sie dazwischen.

Wieder dreht der Alte mit der Peitsche, und die Pferde trippeln schwerfällig dahin. Eine kleine Staubwolke folgt ihnen nach, die im heißen Sonnenschein fast unbeweglich scheint. Der Weg ist ein alter, ausgefahrener Feldweg, auf dem zwei, drei, Generationen immer wieder so gefahren sind. Kein Ton der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit. Hier mündet jeder Weg in eine Menschlichkeit.

Wieder hält das Gefährt. Diesmal ist es ein frischgepflühtes Brachfeld, das den Alten fesselt. Gestern erst ward es fertig gepflügt und geeegt. Trocken, aber fein und los, deckt die obere Schicht den fruchtbaren, ergiebigen Erdensoß. Eine einzelne, breitblättrige Krautstauden steht matt und welk auf diesem Acker. Dem Alten taten sogleich die Augen weh, als er das ruppige Gewächs vom Wagen aus sah. Also geht er geradewegs darauf zu und zieht es samt Wurzel aus. Er kommt bedächtig zurück und wirft „das Zeug“ mißachtend mitten auf den sonnenheißen Weg. Mag es da dorren. Das hätten seine Jungen auch tun können — meinte er — aber die übersehen so etwas.

Weiter geht es durch halbreife Weizen- und fastgrüne Haferfelder. Die Pferde schnappen bald links bald rechts nach der grünen wohlschmeckenden Frucht.

Von ferne taucht eine Herde auf. Dahin will der Alte. Die Pferde wiehern anhaltend, sie wittern die Herde auch und legen sich etwas flinker ins Geschirr. Ein Duft von sonnenwarmem Thymian erfüllt die Luft, das Dorf ist weit zurückgeblieben. Hier ist es still. Nur das Räderrollen und das Wiehern der Tiere unterbrechen die fruchtbare

Stille der Steppe.

Die Herde ist bald erreicht. Sie besteht meistens aus Jungvieh, das den ganzen Sommer hier verbleibt. Fett, glatt und satt lagert es wiederkäuend in der Sonne. Etwas abseits weidet auch eine Anzahl Pferde. Eine Stute kommt gerade auf die neuen Gäste zugeschritten. Sie hat sie erkannt. Der Alte nimmt den Zaum von dem Wagen und legt ihn dem zahmen Tier auf. Er klopft ihm den glänzenden Hals und bindet es dann an den Fangring des rechts eingespannten Pferdes. Dann fährt er das ganze Gefährt zu dem langen Brunnen-trog und läßt die Tiere ihren Durst stillen. Die Alte ist inzwischen abgestiegen und rupft etliche Sträuchlein des herbriechenden Thymian. Das Kraut ist gut gegen Flöhe.

Der Alte geht zu dem Jungvieh und beschaut sich zwei seiner Färsen. Er ist mit ihrem Aussehen zufrieden. Nun kommt der Hirte angegangen, ein alter Mann, von einem alten Hunde begleitet. Der Hirte spricht nicht viel. Es scheint, als ob er hier draußen bei den Tieren das Sprechen verlernt hat. Enns zieht seinen Geldbeutel aus der Tasche, sucht darin und gibt dem Hirten etliche Geldmünzen, die derselbe freudig einsteckt. — Hier bei seiner Herde fühlt er sich ganz in seiner Selbstherrlichkeit. Er läuft ab und zu, um des Bauern zwei Färsen zusammen näher zu bringen, stellt sich aber immer rasch wieder bei dem Wirt ein. Er sagt, daß die Weide Regen brauche. Als Enns des Hirten große Peitsche nimmt und damit einige Male tapfer knallt, nickt ihm der Hirte zu. Als der Wirt fragt, woher er das Kammhaar habe, meint der Alte, so viel dürfte er doch wohl den Pferden nehmen. Er ist ganz erstaunt und froh, als der Bauer statt ihn zu tadeln — lobt.

Nun geht es wieder heim, aber einen anderen Weg als sie gekommen. Rechts und links liegen wieder halbreife Fruchtfelder. Die Sonne ist nicht mehr so heiß. Heimkehrende Pflüger werden überholt. Die Alte meint, sie müssen eilen, es sei Melkzeit. Das hindert den Alten aber nicht, noch ein Feld zu besuchen, wo die Arbusen und Melonen gedeihen. Er denkt an seine Jungen. Mit dem Melonenduft auf dem Wagen fährt er ins Dorf, gerade als die Dorfs-herde heimkommt

6. Rodjina

Ein Stimmungsbild

Eine Augustnacht in Roßlawlj, hinter uns dunkelte der Wald und rauschte tief auf manchesmal, und vor uns breitete es sich aus zu einem sanft gemilderten Wiesental, an das weiterhin Kornfelder sich heranschoben, von Bäumen gesäumt. Wir kampierten am Rande der Stadt. Der Abendwind wehte den schwelenden Geruch frischer Brandtrümmer zu uns herüber. Von Südosten her hörten wir langhin rollenden Donner ferner Geschütze. Vor vier Tagen war die Front hier vorübergezogen, nun war die Landschaft schon wieder von holdseliger Belebtheit. Die Innenstadt war sehr mitgenommen, unglücklich und verwahrlost. Noch wollte ein Gefühl von Gram nicht schweigen, und doch sah man schon wieder Grüße: das kurze stumme Neigen des Hauptes und manchmal auch das Aufblitzen eines Lächelns und den sekundenschnellen Blick des Einverständnisses und Vertrautseins. Die Männer rauchten viel und aßen wenig. Hier und dort scholl ein Mädchenlachen auf, und während die Eltern behaglich vor ihren Katen saßen, schwärmte die Jugend aus, aufgetrieben von der Verlockung des zauberischen Dunkels. Vorm Zaun standen Arm in Arm die Mädchen und kühnere drangen in die Obstgärten vor, kamen zurück und wehten wieder davon, es war ein ewiges Hin und Her zwischen Gärten und Straße und immer wieder donnerte dazwischen das Feuer ferner Geschütze. Das wollte eine Sommernacht werden mit Mond und vielen Sternen und leisem Windrauschen im Gebüsch.

Da ertönte die „silberfarbene Wolkensaumweise“ des Klingenthalers. Auf einem alten Gerätekasten am Eingang der Scheuer saß der junge Orpheus und spielte in dieser zauberischen Augustnacht Eichendorffs „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch dort oben?“ Unter den Russen, die eben noch halblaute Unterhaltung gepflegt hatten, war es plötzlich still geworden. Auch das Singen einer Frau im Hause, die ihr Kind zu Bette brachte, verstummte. In der silberfarbenen Wolkensaumweise des Klingenthalers wogte es wie ein Schmelz des Todes und wie der Flug der Seele.

„Ott Sukin szn igraket,“ kam es anerkennend aus der Russen Mitte. Im Nu war der Hof belebt und rege. Mädchen, Frauen, alte

Männer und halbwüchsige Kinder strömten angelockt zu der Scheuer und umstanden im Kreise den Klingenthaler, der nur ab und zu seinen Machorkapriem ausspuckte und dann wieder unablässig einen melodischen Schatz nach dem andern aus seiner Seele zwirbelte wie eine Spinne ihren endlosen Faden.

Noch waren die Zuhörer stumm, aber der Klingenthaler hatte schon Erfahrung und kannte die russische Psyche einigermaßen von Orscha und Smolensk her, wo er mit seinen Weisen so viel Anklang und Lob gefunden. Durch die Menge drängte sich barhäuptig im langen Talar ein Greis, auf den der Klingenthaler schien gewartet zu haben, um sein tremulierendes Abendständchen plötzlich umzustimmen. Noch einmal spuckte er kräftig aus, und dann erklang urwüchsig die Melodie des Stenka Rasin, deren uralter Zauber jeden Russen gefangennimmt. Plötzlich sumnte es, erst leise und [dann] stärker, der wunderbare Baß des barhäuptigen Otje Onufrij führte, und die Wogen des Gesanges, durchwirkt von der silberfarbenen Wolkensaumweise, verschlangen den fernen Donner der Geschütze, Sorge, Not und Elend der letzten Zeiten, und niemand, so schien es, wollte schlafen gehen in dieser Nacht.

7. Ein Bauer aus dem deutschen Osten

„Wie heißen Sie?“

„Rosinski.“

„Vorname?“

„Josef.“

„Alter?“

„Dreiunddreißig Jahre.“

„Was wollen Sie eigentlich hier an Bord?“

„Ich will nach Indien fahren.“

„Na ja, und was wollen Sie denn da?“

„Da soll was zu machen sein.“

Da steht also der Josef Rosinski und will nach Indien. Er ist schwarz von oben bis unten. Man hat ihn eben aus dem Schornstein geholt. Er zittert an allen Gliedern vor Angst. Er meint, zunächst einmal werde er Prügel bekommen. Er weiß aus bitterer Erfahrung, wie rau die Beförderungsgebühren sind, die das Leben fordert.

Er hat eine braune Manchesterhose an, ein Netzhemd und eine Jacke von einem grauen Konfektionsanzug, die ihm zu klein ist. In der Tasche hat er seine Arbeitspapiere. Der Erste Offizier nimmt sie in Verwahrung. Mit einer unsichtbaren Kette ist Rosinski an das Schiff gefesselt. Ohne Papiere kann er nicht wieder auskratzen.

Dieser Mann hat keinen Pfennig bares Geld in der Tasche. Nun will er nach „Indien“, weil da was zu machen sei. Man muß sich ihn genau betrachten. Aber vorher muß man ihn waschen.

Rosinski, gewaschen, steht da, breitbeinig, großer Kerl, gewachsen wie ein Licht, bärenkräftig, tadellos gesund. Man braucht da nicht mehr zu fragen. Der Kerl, der da steht, das ist ein Bauer. Man kann um ihn herumgehen wie um einen Berg. Freilich, er steht nicht auf einem Acker, sondern auf dem schwankenden Boden eines Schiffes, das über den Atlantik fährt.

Er hat ein richtiges Gesicht. Breite, kräftige Kinnladen, große, anständige Nase, kleiner, gut geformter Schädel. Er sieht nicht unintelligent aus. Aber freilich, da ist noch etwas, was man schwer beschreiben kann. Etwas Unerwecktes, Dumpfes. Wahrscheinlich ist er gutmütig und von großer Langmut. Ebenso wahrscheinlich ist, daß er im Zorn seinen Feind nicht verklagen, sondern erschlagen

wird. Das ist kein wacher Rationalist, sondern ein Mensch mit starken Instinkten, die in ihm wirken, ohne daß er viel davon weiß.

Drei Jahre war er Soldat. Er wurde geboren in der Provinz Posen. Als er nach Hause kommt, ist seine Heimat polnisch geworden. Ein Ostdeutscher, der seine Heimat verloren hat, geht auf die Wanderschaft nach einem Ziel, von dem er selber noch nichts weiß. Wie viele Tausende sind es, die mit ihm wandern! Wer begegnet ihnen? Ich habe Josef Rosinski getroffen, und es soll genau und ordentlich darüber berichtet werden.

Er findet einen Balten, der mit fünfzehn Mann nach Argentinien will. Josef Rosinski, der Knecht, hat wieder einen Herrn gefunden. Er ist glücklich. Da ist einer, der für ihn die schwierigen Sachen weiß, die ein Bauer aus dem Posenschen nicht wissen kann. Mit seinen großen Fäusten packt er zu. Viehhirt in den Pampas. Vierzehn Stunden Arbeit am Tag, knappe Kost, wenig Geld. Nachts schlafen sie auf dem harten Boden. Ehe sie mal ein Mädchen zu sehen bekommen, vergehen Monate. Das macht ihm nichts aus. Der Bauer Rosinski tut wieder Bauernarbeit.

Er ist zufrieden. Sein guter Schweiß tropft in den Boden Argentiniens. Die da drüben dürfen sich wahrhaftig glücklich schätzen, daß sie den Rosinski haben. Aus dem Schweiß des Bauern wächst mehr als nur Exportüberschuß.

Doch über Rosinski waltet das Schicksal selbst. Schließlich ist er ein Deutscher. Eines Tages war es aus. Sie mußten weg.

„Warum?“

„Ja, der Herr konnte nichts mehr verkaufen, und da kamen sie aus der Stadt und haben alles übernommen.“ Weltkrise, Rohstoffbaisse, Kreditnot und wie das alles heißt. Rosinski weiß wenig davon. Er hat Hunger. Er sitzt arbeitslos in Buenos Aires, klettert auf ein Schiff und kommt irgendwo wieder an Land. Es war Spanien. Rosinski hat gar nicht gewußt, wo das Schiff hinging. Von Spanien schlug er sich durch nach Holstein.

In Holstein findet er wieder Arbeit beim Bauern. Aber dann soll er in die Partei eintreten, irgendeine Partei, die da gerade Macht hat.

„Wenn man Betteln kann, dann geht's. Ich kann nicht Betteln.“

Wer dürfte es auch wagen, diesem Berg von einem Menschen einen Groschen zu schenken? Er müßte sich schämen dabei.

Rosinski ist nun dreiunddreißig Jahre alt. Arbeit gibt's nicht mehr für ihn.

„Wie sind Sie denn auf Indien gekommen?“

„Ja, zwei, die sind rüber mit der Nordmark. Die sind durchgekommen und haben geschrieben, da ginge es. Ich sollte auch kommen.“

Die „Nordmark“ fährt nach Holländisch-Indien, dieses Schiff nach Zentralamerika. Josef Rosinski hat Ostindien mit Westindien verwechselt. Ein schauerlicher Witz! Jedenfalls hat er noch nie eine Landkarte gesehen. Es nützt ihm nichts, daß der gleiche lächerliche Irrtum vor vierhundert Jahren die Begründung des spanischen Weltreiches zur Folge hatte.

* * * * *

So trabt dieser Mensch über die Kontinente und sucht. Er ist kein Abenteuerer. Daß er etwas erlebt hat, das weiß er gar nicht. Er ist ein tumber Tor, ein Deutscher aus dem Osten, der für sein Land getan hat, was von ihm verlangt wurde. Das Land kann es ihm nicht wiedergeben. Er ist arm und hat nichts. Josef Rosinski rechnet das nicht nach. Er sucht nicht das Geld und nicht den Erfolg. Er sucht nur ein Stück Acker, in das der Mensch seinen Schweiß säet, um den Frieden der Seele zu ernten.

Zu Tausenden wandern sie so über die Erde und wissen nichts von den Heldentaten, die sie verrichten, unbekannte Soldaten in einem Kampf, wie die Geschichte ihn hartnäckiger kaum je gesehen hat. Tausende gehen vor die Hunde, werden verscharrt irgendwo im fremden Lande. Ihre Gräber haben keine Kreuze.

Josef, der tapfere Mann, er wird es schaffen. Er ist zäh wie ein Wasserbüffel und stark wie ein Bär im Gebirge. Einen ganzen verlorenen Krieg trägt er auf seinem breiten Buckel. Er ist ein Bauer aus dem deutschen Osten. Den kann man nicht irre machen.

So stapft er mit seiner Last durch den Dreck dieser Welt, bis er sein Ziel erreichen wird in Columbien, in Canada, irgendwo, ein deutscher Bauer und ein tapferer Soldat des Lebens, Rosinski, Josef, dreiunddreißig Jahre.

8. Auf der Straße nach Osten

I

Am Russendorf, in Erden eingewühlt,
Des Krieges und Granatenhagels müd,
Da sangen wir, die Stirnen nachtgekühlt,
Vom frommen Claudius das Abendlied.

Der Klingenthaler hat es angestimmt,
Und seine Stimme bebte seltsam klar;
Und mancher weinte, keiner war ergrimmt,
Und manches Antlitz voller Andacht war.

Die rauhen Kehlen sangen da im Chor,
Wohl über tote Kameraden hin
Stieg da der Gottesgüte Lob empor
Aus der Verwüstung, die der Mond beschien.

Es war ein Gebet, das trösten kann,
Vom Felde strich der kühle Abendhauch;
Und groß erhob sich als Bekenntnis dann
Der Vers: „Und unsern kranken Nachbar auch . . .“

Was soll ich hier? fragte ich mich. Vorerst will ich diesen Raum etwas lüften und mir bessere Luft verschaffen. Ich öffnete eines der Fenster, mußte es aber sogleich wieder schließen, denn es befand sich gerade über einer Dungstätte, von welcher ekelhafte Fliegen herbeischwirrten. Da schlich ich hinaus und durchschritt den Ort, über welchem immer noch die Salven der Stalinorgel sausten. Die Sonne stand hoch im Zenit — auf der Straße, die aus der zerstörten, aus der verwüsteten, rauchenden Stadt führte, auf der Straße, die nichts als elende Menschen in Lumpen aufwies, Menschen, die müde und gehetzt hinauswankten in Heimatlosigkeit und Armut, auf dieser Straße, deren Rand kein Gras mehr trug und keinen Baum, dessen Krone mehr war als ein starrendes Bündel nackter Aststümpfe, auf dieser Straße, die ein rötlichgrauer Himmel überspannte, in den sich dunkle Fahnen schwarzen Rauchs dehnten — eine Bahn der Hoffnungslosigkeit, an der kein Zuschauen. —

Dumpf und blicklos stapften die Menschen vorüber, Greise, Frauen mit Kindern, Männer in zerfetzten Uniformen. Sie schleppten Bündel und zerrten kleine Wagen. Die meisten aber trugen kaum sich selbst, so hatten Hunger, Vernichtung und Jammer sie geschlagen.

Da humpelt ein Mann an zwei Stöcken. Daneben eine Frau, die ein Kind auf dem Rücken trägt und ein zweites an der Hand mit sich führt. Dahinter ein Alter, dem hängen die Haare und der Bart wirr. Er trägt ein Tuch und eine Lampe. Wieder kommen da ein halbwüchsiger Knabe und seine Schwester, die tragen ein Ställchen mit einem Kaninchen. Wieder hastet ein General in zeretzter Uniform vorbei, ohne Mütze, der trägt einen Arm in einer blutigen Binde.

Endlos scheint der Zug. —

Da befinde ich mich plötzlich auf dem Bahnhof. Eine kleine Stadt stillstehender Züge nimmt mich in ihre Gassen auf. Es sind nichts als rote Güterwagen vierter Klasse mit kleinen Fensterchen. Alles befindet sich hier in Bewegung, wie es scheint. Auf dem langen Bahnsteig unter freiem Himmel stoße ich auf ein Gewimmel von Männern, Weibern und Kindern, alle im Schafspelz, Säcke und blechbeschlagene Koffer auf dem Rücken. Ich teile mit diesem Fußvolk das Gedränge und die Aufgeregtheit der Stunde. Eine Horde roher Gestalten mit schmutzigen Schildmützen und großen Bärten ist emsig beschäftigt, den Inhalt einer zerbrochenen Frachtkiste zu plündern. Auf dem kalten Zementboden lagern Bauernweiber und Bauern mit struppigen Bärten, den Stecken neben sich. Einer hebt die blecherne Teekanne gen Himmel, um ohne Becher seinen Durst zu stillen. Der Wasserstrahl fließt von oben herab in den weit aufgesperrten Mund.

Und wieder riecht es nach Juchten, alten Säcken, nach lange getragenen Kleidern.

Zwei Ziehbrunnen schneiden wie Galgen in den dunstigen Abendhimmel. Abseits des Bahnhofes ist eine kleine Brücke, an der sich der nachfolgende Heerestroß staut. Als ich näher komme, gewahre ich, daß die Brücke mit einem Großkalibergeschütz langsam absackt. Welcher herkulischer Kraft wird es bedürfen, um das Geschütz flottzumachen? Es wird so nötig gebraucht und sehnlichst erwartet. Die Salven der Stalinorgel rumoren und husten Bleifarben aus. Das Gelände mahnt zur größten Vorsicht. Die bösen Zivilisten tun zwar, als ob da gar nichts Besonderes wäre. Aber

gerade, weil sie so tun, wissen wir Bescheid. Wir können uns gut vorstellen, wie es den Leuten mit Bastschuhen und mit der dreimal um den Hals geschlungenen Binde zumute sein muß. Sehr klar ist uns auch ziemlich verständlich, daß sie nicht viel von uns wissen wollen.

Landser haben die Lafette des absackenden Großkalibers mit einem grünen Kranz aus Baumzweigen umwunden. Aus dem Dorfeingang kommt auf breitem, staubigem Wege ein russischer Flüchtlingswagen. Er kommt wie aus der Abendsonne gefahren. Es ist ein Einspanner mit einem Bügel und hölzernen Achsen. Sobald er in unsere Nähe kommt, riecht es nach Teer. Der Kutscher ist ein großer, krummgebeugter Greis von ehrwürdigem Aussehen mit einem langen, gelblichweißen Bart, der an den Spitzen fast grau von Alter ist. Er sitzt da, die Leinen in knochigen Händen, und starrt unter den buschigen Brauen mit einem großen unergründlichen Blick vor sich hin. Der andere ist sowohl jünger als auch kleiner von Gestalt mit zwei Büscheln eines schwarzen Backenbartes unter den großen Ohren.

Bei der Brücke ist Unterbrechung. Vormarsch und Rückmarsch stehen. Das Pferd grast sogleich, und die beiden Alten bestaunen den Troß. Meint der eine Kanonier zu seinem Kollegen: „Sieh mal, Helmut, zwei Waldgeister mit Körben an den Füßen.“ Offensichtlich hat er noch nie Bastschuhe (Laptji) gesehen. Und der eine Russe meint, den Blick auf das Geschütz gerichtet: „O ta ja saigrajet!“ (Wenn die zu spielen anfängt!). Am Ende kennt er sie noch von 1914. Und auf die grüne Girlande anspielend: „Jak na swadjbu“ (Wie zur Hochzeit).

Die beiden Waldgeister sind nicht abgestiegen. Das Pferd mit dem großen Bügel zieht den Wagen Schilfgräser rupfend, langsam durch den seichten Bach. Die Landser sehen zum erstenmal ein Gefährt aus dem tiefen Rußland und verfolgen es noch mit stauenden Blicken, als es an der anderen Seite des Baches, staubaufwirbelnd in der Abendröte verschwindet.

Nahe, ganz nahe, keine drei Kilometer weit, geht ein neues Prasseln, Hämmern und Dröhnen nieder, das zu neuem Vormarsch spielt. Wieder wird die Welt grell, abenteuerlich und schrankenlos. In Autos werden wir hinter dem Feinde jagen und dieses Dorf — Turkiperewos genannt — wird ein Ort schwarzer Verlassenheit werden. Morgen jagen wir wieder durch Trains und blökende Vieh-

herden. Schwer stoßen die verhüllten mystischen Kolonnen vor, die vielleicht morgen schon die grauen langen Tücher von den Rohren streifen.

Und wenn es über Gruben und Trichter geht — Vormarsch

II

Über der Stadt am Dnjepr stand eine mächtige Wolke aus Rauch und düsterrotem Widerschein. Auf den Verladegeleisen rangierte noch ein Güterzug. Die Lokomotive pfiff, als sie sich einer Weiche näherte, und der Zug hielt. Vom ersten Wagen sprang ein Rangierarbeiter herunter; eine Petroleumlampe in der Hand, trottete er im eisigen Nordsturm nach vorne. In der Dampf Wolke, die unter der Lokomotive hervorzischte, verschwand er ganz. Nur die Laterne blieb sichtbar. Die ganze Wolke leuchtete auf. Dann sah man ihn weiter vorne wieder, wie er den Hebel der Weiche herumwarf und dann pfiff. Die Lokomotive antwortete, der Zug rollte weiter. Der Mann wartete, bis der erste Waggon heran war, dann sprang er auf.

Gleichzeitig setzte eine Kolonne von vier Lastwagen über den Fluß, einer hinter dem anderen, in Abständen von hundert Metern die Straße durch die weite Steppe nach O. hinab. Der Schein über der Stadt wurde noch röter und wie vergrößert von dem Schneedunst, den der Wind über die Ebene trieb. Beim zwölften Kilometer verlor der zweite Wagen der Kolonne die Schneekette. Sie schlug gegen den Kotflügel und blieb auf der Straße liegen. Der Wagen stoppte bald darauf, der dritte fuhr heran und stoppte auch. Der vierte rollte bis an die im Schnee liegende Kette und hielt. Der Fahrer stieg aus, hob sie auf und trottete nach vorn, von wo ihm der Fahrer des zweiten Wagens entgegenkam.

So aus der Ferne gesehen, sah einer aus wie der andere. Sie hatten Fellkappen auf den Köpfen und Pelzmäntel an. Ein Gurt kerbte sie ein. Von ihren Filzstiefeln stob der Pulverschnee auf. Der Fahrer des vierten Wagens gab jenem Fahrer die Kette. Sie standen einen Augenblick beieinander, aber aus der Entfernung hörte man kein Wort. Dann winkten sie und trennten sich und gingen wieder zu ihren Wagen zurück. Die Motoren heulten ein paarmal kurz auf. Die

Kolonne fuhr wieder.

Der erste Wagen hatte nichts gemerkt und war weitergefahren. Er hatte jetzt einen Vorsprung von 3 bis 4 Kilometern, und als bald darauf eine Bö einsetzte, sah man nur noch die weiße Schneebahne, die sich unter seinen Rädern emporwühlte und schräg gegen den Horizont hin verwehte.

Die drei Wagen holten jetzt den vierten ein. Er steckte fest in einer Schneewehe, und die Fahrer schaufelten ihn gemeinsam frei. Hinter ihnen wehte der Nordwind die Spuren wieder zu. Soweit ihre Scheinwerfer vorausstießen, waren lauter Schneewehen sichtbar. Viele Hügel säumten die Straße. Verschneite Pferdekadaver.

Plötzlich, ohne daß sie es sofort merkten, haben sie einen Wald entdeckt. Vor ihm liegt ein Dorf. Darinnen wimmelt es von Gefangenen. Reste der roten Armee strömen endlos und von allen Richtungen, wie es scheint, in das Dorf. Alles sucht Schutz vor dem eisigen Wind. Es sind keine geschlossenen Truppenteile mehr, sondern regellose Gruppen aller Waffengattungen in den seltsamsten Vermummungen, mit denen sie sich gegen die Kälte zu schützen suchen. Viele wanken an Stöcken ihren Weg oder stützen sich gegenseitig. Um ihre wüsten Bärte steht der Frost wie eine Rauhreifwolke. Viele weisen furchtbare Erfrierungen und Verwundungen auf. Lautlos und in tiefstem Schweigen schleppen sie sich dahin. Das Knistern des Schnees unter ihren Füßen ist das einzige Geräusch, das von ihnen ausgeht.

Die Einwohner bergen sich in den armseligen Hütten, die unter der Last des Schnees fast begraben sind. Aber hinter den gefrorenen Scheiben sind die spähenden Gesichter zu sehen, die das Eis mit dem Hauch ihres Mundes aufzutauen versuchen, um einen Blick auf den Durchzug der Gefangenen zu erhaschen.

Draußen fallen Schüsse. Die Begleitmannschaft hat ihre Not, diese große Menschenhorde einigermaßen zusammenzuhalten. Alles drängt nicht in die Hütten, sondern dem nahen Wald zu. Und es dauert auch nicht lange, da flackern auch schon die ersten Feuer am Waldrand auf. Sofort sind die Feuerstellen dicht umlagert. Oben röhrt und tobt der Wind, aber hier unten ist Windschatten, und überall werden Äste und junge Stämme abgebrochen, und die Zahl der Feuerstellen wächst zusehends.

Die vier Lastwagen lenken auch dem Walde zu. Sie halten dicht vor einer Feuerstelle. Die Motoren werden abgestoppt, und die

Insassen steigen aus und drängen sich durch die graue Herde dichter an das Feuer heran. Einige rote Gardisten haben sich auf Knien um die gewaltige Feuerstelle geschart und ihre Überkleider abgelegt. Die Hitze läßt ihre Frostbeulen schmerzen, sie stöhnen vor Qual und wiegen ihre Köpfe hin und her. Auch das Ungeziefer, von dem sie bedeckt sind, beginnt sich zu regen. Einige entblößen sich und suchen ihre schmutzigen Leiber nach Parasiten ab.

Seitab ziehen etwa ein Dutzend Männer einen Schlitten an den Scheiterhaufen und laden einen hartgefrorenen Pferdekadaver ab. Andere sind bemüht, einen mächtigen Dreifuß aus dicken Stämmen über der Feuerstelle zu errichten und einen großen Kessel daran zu befestigen. Das soll ein Fressen werden!

Kochgeschirre und Blechbüchsen kommen zum Vorschein und werden mit Schnee gesäubert. Schon erklingt die Axt, und große Stücke des Kadavers wandern in den Kessel. Zwei weitere Kessel und einige Kadaver werden herangeschafft. In den Kesseln brodelt bald eine kräftige Pferdebrühe, deren nahrhafter Geruch sogar durch den Qualm wahrzunehmen ist. Bald ist das ganze ein einziger Fleischbrei. Die Bärte der Hungergestalten erglänzen fettig.

Die Fahrer der Autokolonne sind jetzt durchgewärmt und schauen dem nächtlichen Treiben zu.

Ein junger Russe löffelt weinend seine Brühe. Unter den Kraftfahrern befindet sich unser Klingenthaler. Er betrachtet die Unglücklichen, von denen einige auf der kahlen, vereisten Erde vor Erschöpfung eingeschlafen sind. Der junge Russe weint immer noch. Der Klingenthaler läßt sich neben ihm nieder und spricht leise auf ihn ein. Obwohl der Junge die Sprache nicht versteht, wird er langsam ruhiger und hört zu weinen auf, bis er, den schwarzen Krauskopf auf den Knien des Klingenthalers, einschläft.

III

Die Spitze können wir nie erreichen auf unserem Marsch unter dem gelben Dom von Lehmstaub. Überall dasselbe Fragen:

„Warum halten wir?“

„Vorne sollen sie kämpfen.“

„Man hört garnichts.“

„Vorne ist ziemlich weit.“

„Wie weit ist vorne?“

„Fünfzehn, zwanzig Kilometer.“

„Ich dachte, wir sind vorn.“

„Nein, die Spitze ist schon sehr viel weiter.“

So geht es. Wir halten an und wissen nicht warum. Wir wissen nicht, für wie lange. Fünf Minuten oder für fünf Stunden. Wir denken auch garnicht lange darüber nach. Anhalten heißt rasten, und das muß genutzt werden.

Die Sonne sengt, und die Müdigkeit drückt uns auf die Sitze der Kraftwagen, in die grasbewachsenen Straßengräben. Die Sonne preßt die Gesichter über die Arme und die Nasen in die Falten der Ärmel. Wir ruhen über Geschützrohren, Brennstangen, Gewehren und Lenkrädern, über allem, was da ist und uns trägt. Tag um Tag liegt der russische Staub wie eine Kuppel hellbraunen Rauchs über unseren Wagen. Unter diesem Dom reisen wir nach Osten. In ihm geht die Sonne groß und blutrot jeden Morgen vor unseren Augen auf und sinkt abends brennend in unseren heißen Rücken. Von den Feldern her weht der süßliche Gestank der Leichen. Der Dampf aus geplatzten Pferdeböcken mischt sich mit dem Verwesungsatem Gefallener. Der heiße Sommerwind bringt Kamillenduft von den Rainen mit. Verbrannte Dörfer liegen am Wege. Wir liegen in den Marschpausen wie tot neben den neuen Panzerwagen, über den Motorrädern, zwischen Wagen und Maschinen.

Oft heißt es am Abend: „Hier bleiben wir.“

Dann verschwinden Maschinen und Menschen in den Wiesen an den Flußrändern, zwischen Büschen und in den kleinen, bestaubten Birkenwäldchen. Selbst der Lärm der Kochgeschirre, Trinkbecher und Löffel hält sich nicht lange in der Dunkelheit. Zwischen den Schatten der Büsche und Wagen zittern noch die Taschenlampen. Bald danach wird es still.

Aber um viere schon steht ein Rufen auf wie ein greller Scheinwerfer. „Fertigmachen!“

Die Kolonne erwacht neu in den knackenden Sträuchern, die Stille erschrickt an dem Aufknattern der Motoren.

„Wie weit noch?“

„Weiß nicht.“

„Wohin?“

„Weiß nicht, Mensch, dem K'rad nach.“

„Wo ist der Chef?“

„Vorne.“

„Auf das brennende Dorf zu?“

„Durch das Dorf hindurch, weiter.“

„Kuckuck noch einmal, wo ist meine Taschenlampe? Nicht einmal fressen kann man in Ruhe.“

„Sind wir Spitze?“

„Was brennt dort?“

„Ein Dorf. Dort muß die Spitze sein.“

„Aber dort und dort und weiter — da brennt es ja auch schon.“

„Dann sind sie eben schon wieder weit.“

So reisen wir durch die festlich beleuchteten Nächte. Jeder Morgen empfängt uns mit einer Prozession schwarzer Fahnen, die aus der Verwüstung aufsteigen. Kanonen läuten die Tage ein. Die Spitze ist nicht zu erreichen.

„Warum halten wir?“

„Vorne soll eine Brücke gesprengt sein.“

„Wie weit?“

„Ziemlich weit vorne.“

„Wie weit sind sie denn schon?“

„Borg mir einen Bleistift, ich schreib schnell eine Karte.“

„Hat jemand einen Schluck Kaffee?“

„Sie sind etwa fünfzehn Kilometer voraus. Dort drüben steht der Rauchpilz.“

„Fertigmachen!“

War es ein paar Minuten? War es eine Stunde? Wir wissen es nicht. Es gibt keine Zeit mehr, es gibt nur noch Bewegung und unseren Marsch nach Osten. Sprengt keine Brücken mehr. Wir müssen vorwärts nach Osten.

„Wann sollen wir denn in Moskau sein, wenn wir immer stehen?“

Das ist der Klingenthaler, der so redet. Er ist sicher, daß er in ein paar Wochen in Moskau sitzt.

Es ist eine gewaltige Zeit. Die Sonne strahlt und glüht. Unsere Füße sind wund und schmerzen. Die Gerblohe im Leder brennt. Die Blasen an den Füßen sind offene Wunden. Jeder Schritt sprüht wie Feuer durch den ganzen Körper.

Wenn wir rasten, fliegen Stiefel und Socken von den Füßen. Ist Wasser in der Nähe, dann hängen wir die Füße hinein wie vor

Wonne trunken. Zur Feldküche muß man uns dann beinahe hinführen. Die Qual beherrscht den Hunger.

So schwer ist es, so schwer, nach Moskau zu kommen, wenn man wochenlang marschieren muß. —

Die Bäuche sind ganz hohl vom vielen Marschieren und die Stiefelabsätze krumm. Die Brotbeutel hängen tief auf den Schenkeln der Landser und sehen schwer und locker gefüllt aus. Aber es ist nichts drin als die eiserne Ration an Patronen. Wir kommen durch Ortschaften, Flecken und Dörfer. Und in der Gegend von Smolensk ist ein Dorf, das auf uns gewartet hat.

Groß ist das Dorf, und einen mächtigen Park hat es. Er ist so mächtig, daß wir gleich denken: „Aha, ein Waldrand.“

Das freut uns, denn mit Waldrändern und Russen darin kennen wir uns ein wenig aus. Auch hier an diesem Waldrand werden Russen hausen. Das wissen wir, da wir ihre Vorliebe für Nistgelegenheit an Waldrändern kennen. Es dauert auch nicht lange, so sind auch schon Granaten und Schrapnelle um uns. Es geht nur noch langsam vorwärts. Mühsam geht es um Hecken, Zäune, Gehöfte. Tausende Schritte vorwärts sind hier Tagewerk. Ringsum brodeln und zuckt es in weitem Bogen. Der Himmel ist endlos grau und will es auch bleiben.

Moskau, wo bist Du?

IV

Hat dieser Kontinent nicht in wenigen Wochen sein Antlitz so geändert, daß alle Karten und Berechnungen falsch sind?

Die vierte Stunde des Nachmittags geht zu Ende. Überraschend stoßen dann, zehn nach vier, Panzer rechts und links von uns um das Dorf herum vor, und ebenso flink brechen wir wie zappelnde Ratten hinterher durch die Löcher und Lücken der Fassade ein. Uns hat es manchen braven Mann gekostet, damit wir in das Dorf hineinkommen konnten. So spät ist selten ein Abend über den Tag gekommen. Es kommt die Nacht, die gut zu Fuß ist, wie eine Mutter. Sie nimmt uns in ihre Arme wie böse Buben, die sich den ganzen Tag gezankt haben. Aber sie muß um viele trauern, die sie vergebens gerufen hat. Die bleiben tot und steif liegen, wie sie im Grau der Dämmerstunde

lagen. Es ist denen alles eins, wie gütig auch der kühle Schleier der Nacht sein mag, denn sie sind in besseren Armen, sie sind aufgehoben wie einst, als sie noch nicht da waren. Sie bleiben liegen, während wir das Dorf erreichen. Das Würgen geht durch das Dorf wie eine tolle Hetzjagd. Es knallen Fenster und Türen lauter als Schüsse. Es schreit durch Häuser und Straßen grimmiger als ein Sturm brüllen kann.

Und wie es uns in diesem Dorf ergangen ist noch in derselben Nacht, das gehört auch hierher. Wir sind lange nicht bei uns selbst angelangt, als ein Alarm kommt und uns hinausjagt an den Rand des Dorfes, das wir so brav erobert haben. Wir liegen frierend und erschauernd im taufeuchten Gras, als es eben über das Dorf hinwegfährt, dieses Mal, daß die Bäume rauschen wie von Geisterhand geschüttelt, daß Laub und Äste poltern, und es kracht und knattert von weit und nah fallenden Brocken.

Dann ist Ruhe bis zum grauenden Morgen, der nicht lange auf sich warten läßt. Wir ziehen jetzt leichter als am Abend wieder zum Dorf, wenn auch unsere Beine kaum noch mitmarschieren wollen. Viele stolpern im Halbdunkel und schimpfen. Da erkennen wir, daß es Trümmer sind, die uns stolpern machen — daß das Dorf nicht mehr da ist.

Ein wüster Trümmerhaufen ist von ihm geblieben. Wer das Dorf aus der Luft bombardiert und verwüstet hat, ob unsere, ob der Feind, das wissen wir nicht.

„Ja, traurig ists zu schauen, wie Dein Antlitz sich
verändert hat, unglückliches Heimatland.“

(N.A. Nekrassow.)

Am nächsten Abend rücken wir in ein Dorf ein, in das die Bewohner wieder zurückgekehrt sind, nachdem sie Tage und Nächte im Feld oder in den nahen Wäldern zugebracht haben. Auch durch dieses Dorf sind rote Truppen gezogen. An einem der Hof Tore steht eine Frau, das Umschlagtuch um den Kopf gelegt und die Hände gefaltet. Gruppe an Gruppe zieht an ihr vorbei. Schweigen fällt über die Kolonne. Viele drehen sich um, und allen ist es, als beginne hier, an dieser Stelle und zu dieser Stunde der Krieg.

Die endlosen Züge von Flüchtlingen mit ihren Wagen und Herden strömen ins Dorf. Das Vieh ist seit Tagen nicht mehr gemolken und erfüllt das Dorf mit dumpfem Schmerzensebrüll. Die verwitterten Häuser sind halb in die Erde eingesunken, die

Strohdächer schief und verrutscht. Die gewundenen Dorfstraßen sind tief ausgetreten und von kleinen Steinen erfüllt, durch die ein Rinnsal fließt. Die Ställe sind halbe Erdhöhlen, dunkelgrüne Mistpfützen stehen regungslos in jedem Dorf, in der glühenden Sommerhitze von großen grünen Fliegen umschwärmt.

Und durch die zerfahrenen Wege dieser engen Dörfer schleppen sich die Kolonnen, Fuhrparks, Bagage, Artillerie. Alles kriecht und drängt durch und zwischen den Dörfern nach Osten. „Verdammt weit bis nach Moskau,“ wettet der Klingenthaler.

Wir kommen in einem der Häuser am Ausgang des Dorfes unter. Es sind nur zwei Frauen und ein kleines Kind in der Stube, und auf dem Ofen kniet ein alter Mann mit einem weißen Bart und starrt zu uns herüber. Er hat eine Mütze auf dem Kopf und schwankt leise auf den Knien hin und her. Seine großen, rotgeränderten Augen scheinen keine Lider zu haben, und sie folgen unseren Bewegungen wie die kalten, geduldigen Augen einer Eule.

Der Klingenthaler meint, der Uhu habe hier ein warmes Nest und erbittet sich einen kühlen Trunk Wasser von den Frauen.

Der Duft der nahen Roggenfelder strömt durchs Fenster. Der Abend naht. Die Front ringsum ist unruhig, und der Himmel flackert von den Mündungsfeuern schwerer Schlünde. Flieger singen hoch oben im Dunkel, alle Lichter sind abgeblendet, und alles Leben verkriecht sich in der Dumpfheit der Strohkaten, bis die drohenden Donner des Himmels über sie hinwegziehen, wie Gewitter über einen Wald.

Im Dorfe singt jemand, wie plötzlich angestoßen von einer Welle des Heimwehs, eine langsame, traurige, hoffnungslose Melodie. Stimmen fallen ein, ganz leise, aber immer schwingt die Melodie des einzelnen sich über sie hinaus.

Wir haben die Koppeln abgeschnallt und die Stiefel ausgezogen (Es ist verboten, sich auszuziehen). Dann liegen wir im Stroh, das nach großen, alten Scheunen riecht, den Tornister unter dem Kopf. Die Gedanken wandern noch ein wenig nach Hause, zu dem Vormarsch, zu dem Lied, das immer noch klingt, ein Lied vom Ural wahrscheinlich, vom Wolgaufer oder von den dunklen Wäldern. Immer denkt man, daß es nun zu Ende sei, und immer hebt es von neuem an, weil es soviel zu sagen hat. Und unsere Liebe umfängt den unsichtbaren Sänger. Er singt uns nach heißem Tage in den Schlaf.

V

Das also war Baturino. Straßen und Höfe waren im Nu mit Fahrzeugen und Truppen gefüllt, und die Brunnen waren emsig umlagert in der Mittagshitze. Wir waren durch viele Dörfer gezogen, durch Glinitische, Tschurilowo, Tscherbaki, Palki und Welikije Luki, und dieses sollte unser erster längerer Aufenthalt werden. Dünne, krüppelige Lattenzäune ziehen sich an beiden Seiten der Straßen entlang. Müll und Distelkroppzeug, halbverdorrte und graubestaubte wachsen in jedem Hof bis vor die Haustür. Wo man hinsieht, ist's dreckig. Dreckige Kleider und dreckige Füße. Und dreckige Köter streuten herum, die zottigen Felle zerzaust und wühlten die Schnauzen in jeden Dreck und schielten eigentlich nach jedem Fuß, der in die Nähe kam und hatten die Schwänze eingeklemmt. Und wenn man dachte, sie streuten weiter, dann hockten sie sich hin mit einem Ruck und flöhten sich.

Der Klingenthaler und ich kommen in das Haus Petschorins, einem Hause, worin Lämpchen vor den Ikonen brennen und auf den Betten gewaltige Pyramiden von immer kleiner werdenden Kissen sich türmen. Papa Petschorin geht trotz Kriegslärm und Einquartierung stur und stramm seinen Weg, den Kopf vorgeneigt wie ein Stier und scheint alle Hindernisse mit seinem hellen Bauernkopf zu überwinden. Er trägt Schuhwerk ohne Absätze, mit welchen Sohlen von jener Art, die man im Kaukasus „Tschuwiaki“ nennt. Daher hat sein Gang etwas Schleichendes, Katzenhaftes. Sehr merkwürdig sind seine Augen, die der Klingenthaler Rasputin-Augen nennt. Sie sind hell und bodenlos, wie ein Frühlingsgewässer in der Märzkühle. Die Pupillen kann man nicht erkennen. Sein Gesicht erinnert an den letzten Zaren, er trägt einen ähnlichen Spitzbart.

Das Haus ist alt, aus gewaltigen Tannenbalken gebaut und steht wohl schon zweihundert Jahre. In der großen Stube sind die Wände nicht mit Papier verklebt, das Holz leuchtet in dem edlen dunklen Glanz der Jahrhunderte. Zwischen den Balken liegt Moos. Die Wände sind bereits leicht geborsten, der Holzfußboden hat sich zum großen Ofen hin tief gesenkt, und die Stubentür fällt immer von selbst zu. Im Herrgottswinkel hängen unter der Decke die dunklen Bildnisse Christi, der Gottesmutter und des heiligen Nikolaus, über

den Heiligenbildern ein hausgewebtes gemustertes Handtuch. Den Wänden entlang stehen schwere niedrige Bänke, die einen immer an die Bilder der alten Bojarenversammlungen erinnern. Die ganze Einrichtung erweckt den Eindruck, als stamme sie aus der Zeit von vor Peter dem Großen, alles ist urrussisch, althergebracht.

Es dauert noch lange bis zum Essenholen aus der Feldküche, und schon bin ich des Alleinseins im Zimmer überdrüssig. Der Klingenthaler ist auf einer alten Pritsche eingeschlafen, und sein Schnarchen läßt das Haus erzittern. Ich gehe hinaus auf die Straße. Am Ende des Dorfes sägen Gefangene Holz für die Feldküche. Ihre Gesichter sind grau wie bei allen Gefangenen, ihre Kleidung ist abgetragen und geflickt. Um die Stiefel sind Bindfaden gewickelt. Ein schwerer Modergeruch geht von den Leuten aus. Sie sägen, reden und schimpfen. „Wie geht es Euch?“ frage ich, und bereue meine Frage sofort. Mit einem Schlag werfen sie ihre Arbeit hin, umringen mich und sprechen auf mich ein, einander übertönend.

„Wird man uns weiter treiben?“

„Der spricht unsere Sprache ...“

„Unser Semljak, woher des Landes?“

Eine Stunde später, als ich wieder auf den Hof Petschorins einbiege, kehren die Gefangenen von der Arbeit in ihr Lager zurück. Hinter ihnen trottet der deutsche Wachposten. Weiber kommen aus den Häusern gelaufen, stecken den Gefangenen Brot, Salz und Zwiebel zu, bleiben stehen, schütteln den Kopf, sehen dem Zuge lange und mitleidsvoll nach.

VI

Du Held des heiligen Russenreichs,
Du Held im Bauernrock!
Es ist Dein Los, daß man Dich zwackt
Dein ganzes Leben lang.

(N.A. Nekrassow)

Das war in Baturino.

Wassilij hatte in den letzten dreißig Jahren die Passion Europas durchlitten, und tiefer als er gelitten, kann kaum noch eine Men-

schenseele leiden. Er kehrte aus der deutschen Kriegsgefangenschaft zurück, in die er 1941 geraten war. Sie ließen ihn dort darum laufen, weil er über fünfzig war. Die Gefangenschaft war vollgeladen mit Bösartigkeit und Gemeinheit, voll Betrug, List und Tücke. Auf der Rückreise kauerte er auf seinem Rucksack. Er machte sich so klein auf seinem Reisesack. —

Kaum zwanzigjährig mußte er in den ersten Weltkrieg. Das war Vierzehn. Mit seinem Regiment zog er in den Krieg. Er lernte Polen, Deutschland und die Karpaten kennen. Als Achtzehn der Krieg zu Ende ging, machte auch Wassilij Revolution. Es wurde nichts daraus, das erkannte er gar bald. In deutscher Gefangenschaft hatte er nebenbei das Klempnerhandwerk erlernt und betrieb es in seinem Dorfe. Mit Matrena, seinem Weibe, bewohnte er eine kleine strohgedeckte Kate mit zwei kleinen Stübchen und einer Küche. Daneben die Werkstätte, die wie eine ungeordnete Rumpelkammer aussah.

Dann kam der zweite Weltkrieg und alles andere. Wassilij wußte vorher schon, wie alles kommen würde. Er wurde mit vielen anderen gezwungen, den Eid abzulegen und in den Strom der Ereignisse mitgerissen. Und im Hochsommer 1942 kehrte er heim aus dem Hitlerkrieg. Er betrat nachdenklich das leblos zermarterte Dorf, das unter einem furchtbaren Luftangriff gelitten hatte, weil es der Platz von Truppenansammlungen gewesen war. Er ging, bis er zu dem Platz kam, der einmal seine Existenz bedeutete und sein Familienglück. Das Häuschen war vom Luftdruck hinweggefegt. An seiner Stelle gab es nichts, nur etwas Schutt. Von den umgekippten Mauern ragte nur der Schornstein in die Luft, und daneben lag ein zerknicktes eisernes Bettgestell. Auch die Nachbarhäuser waren fortgeblasen. Die Sträucher zerknickt und zerrupft. Bloß ein Baum mit zerrissener Rinde und geknickten Ästen stand im Hof. Und neben diesem chaotischen Platz reihten sich etliche frische Soldatengräber, vor denen eine zersplitterte Bank stand.

Unbewegten Gesichts schaute Wassilij um sich. Dann setzte er seinen Fuß auf den Schutthaufen. Neben dem gefährlich ragenden Schornstein kroch er durch einen Spalt in den Keller. Vielleicht dachte er, hier sei noch ein Rest seines einstigen Wohnglücks zu finden, um sich daran festzuhalten, anzuklammern in dieser namenlosen Entrechtung. Er sprang hinab, durchsuchte und prüfte den dunklen, muffigen Raum und entschloß sich, hier wieder seine

Wohnstatt aufzuschlagen. Hier in der Einsamkeit des Kellers wollte Wassilij sein Leben neu beginnen und auf sein verschollenes Weib warten. Er kramte in seinem Sack und fischte einige Brotkrumen hervor, um sie nachdenklich zu kauen. Er war unsäglich froh, endlich wieder eine Bleibe zu haben, was einem Gefangenen nicht vergönnt war.

So standen die Sachen, als wir in Baturino einzogen. Wassilij war gerade im Begriff, sein altes Gewerbe wieder aufzunehmen. Der Heerestroß erfüllte das Dorf mit Lärm. Am Ufer des Flußes, der das Dorf berührte, entstand im Nu eine Stadt aus Zelten und Kraftwagen.

Die Ernte war vor der Tür. Panzer und Wagen hatten viele Saatefelder plattgewalzt, und es war nur ein gewaltiger Schnitter im Lande, und der hieß Tod. Wassilij hatte im Freien einen Ofen unter dem Baum errichtet und war bemüht, diesen zu heizen, während eine Nachbarsfrau neben dem Feuerloch stand und mit ihrem Rock dem Feuer Luft zufächelte. Neben dem Ofen stand ein Amboß und daneben lagen etwa zehn Sensen. Wassilij war dabei, die Sensen der Weiber zu dengeln, denn die Männer waren alle in den Krieg gezogen.

Bald stand eine Schar deutscher Soldaten herum und beobachtete ihn dabei. In der Mittagspause gingen die Weiber zum Wasserholen an den Dorfbrunnen und nahmen auf dem Rückweg ihre Sensen mit. Die letzte Sense setzte Wassilij aber für sich instand. Dann sammelte er sein Werkzeug, trug es in seinen Unterschlupf im Keller, schulterte dann die Sense und ging ins Feld. Erst jetzt im Gehen fiel der gewaltige Brustkasten Wassilij's auf. Er ging in der prallen Mittagshitze barhäuptig und barfuß. Er trug nur Hemd und Hose und einen Gürtel darum.

Vom Dorfe aus sah man die Frauen und Wassilij mähen und Garben binden. Etliche Soldaten, darunter der Klingenthaler und ich, beobachteten die fleißige Schar und gingen schließlich auch ins Feld. Ein deutscher Bauer ergriff eine Sense von den Frauen, und nun ging's mit Wassilij um die Wette. Trotz seiner bald sechzig Jahre überholte er den Deutschen, mit gleichmäßigen breiten Schwüngen die Schwaden hinlegend. Es roch nach Kamillen und reifem Getreide.

Bis Sonnenuntergang blieben die Schnitter im Feld. Wassilij und dreizehn Frauen. Als es bereits dämmerte, saß Wassilij wieder zur Seite seines Ofens und dengelte, und wo sonst seit langem die

Maschinengewehre knackten und Granaten jaulten, tickte nun der Dengelhammer und zirpten die Grillen. Morgen sollen die Sensen im Korngold rauschen. Wieder umgab eine Schar Soldaten den Ruinenhof. Wassilij drehte sich eine Zigarette mit Zeitungspapier, und ich kam mit ihm ins Gespräch. Da erzählte er mir, was ich zu Anfang aufgeschrieben. Wir blieben in diesem Dorfe mehrere Wochen, und der Alte hieß bei seinesgleichen Djed Wassilij, bei uns aber — der Sensen Wassilij. Bei ihm war jeden Abend Treffpunkt. Der Klingenthaler lernte hier eine ganze Reihe neuer Weisen kennen, sogar „Wott mtschitsa Trojka potschtowaja“. Die Russen hatten ihn sehr lieb gewonnen.

Seine Matrena hat Wassilij wohl nicht wieder gesehen. Wir nahmen an, daß sie irgendwo unter den Trümmern lag. —

VII

Da finden sich wieder zusammen,
Die beisammen gewesen einst sind,
Sehn wieder den Himmel in Flammen,
Rauchfahnen wehen im Wind.

Sehn graue Kolonnen gleiten
Durch Dörfer voll Blut und Brand,
Gefangene Heere schreiten
Heran zwischen Himmel und Land.

Die Abendsonne neigte sich den wuchernden Ruinen zu. Sie warf große Schatten der Grabkreuze auf den chaotischen Platz, über die Bank hinweg, auf der der Klingenthaler saß und ein Abendständchen übte. Ein kleines Russenmädchen hatte eines der Grabkreuze umfaßt und horchte der sonderbaren Weise zu. Die Mutter des Mädgleins kochte das Abendessen für Wassilij, summte russische Weisen und mußte sich immer wieder den zischenden Töpfen am Feuer zudrehen. Über Töpfe und Teller war ein Tuch gebreitet, zum Schutz gegen die Fliegen und Mücken.

Die strohgedeckten Katen schienen auf den Mond und auf die Abendkühle zu warten. Die jungen Leute kamen in Trupps, nicht eben viele, denn die meisten Burschen waren fort. Die Mädchen,

blauäugig, mit roten fleischigen Lippen und schönen Zähnen, die Haare sorgsam gesträht. Unter ihnen fielen Pawlina und Natascha auf, Pawlina in gelbseidener Bluse. Vier russische Burschen zapften ihre Instrumente, Balalajkas, einer gab den Einsatz, und dann brauste die Weise hüpfend, stoßend, ging den Mädchen ins Blut, eine trat vor, eine andere gegenüber, streckten im Rhythmus die Fußspitzen wechselseitig vor — winkten ab. Eine andere Melodie. Wieder dies mit den Fußspitzen. Abklopfen des Textes, und plötzlich: Hände an der Hüfte, gedreht, gestampft, gewirbelt. Dann an den Händen gefaßt, Polkaschritt, vor-zurück, kokett, blitzende Augen und Rhythmus im Blut. Sie wurden warm, rote Gesichter, die Melodie brauste, die Träumeraugen des Klingenthalers traten vor, wie die Mädchen sich drehten, reizende Anmut, und dann strömte die Musik, weil die Spieler sich gefunden, dahin in mächtig sich wendenden Rhythmen. Der Boden dröhnte, die Paare ließen sich los, verhielten, dann stampften sie wieder, schwangen sich um, die Röcke flogen, die Gesichter glühten. Es schien nun, daß sie nicht zu halten waren, und die Musik wurde schneller, schlug den Takt noch rasender, wirbelnder — und brach plötzlich ab.

Hochatmend standen die Mädchen.

O deutsche Bauern und Soldaten, gezähmtes Volk! da seht ihr, was Tanz ist! Mitten im Krieg hallt durch die Dorfstraße der Krakowiak — o heile Welt!

Dann sangen die Burschen und Mädchen schwermütige Lieder. Der Klingenthaler sprach sie drum an. Er hieß hier Pan Hellmuth.

„Pan Hellmuth soll tanzen!“ riefen die Mädchen, aber er weigerte sich. Versonnen spielte er auf seiner Mundharmonika wieder die silberfarbene Wolkensaumsweise und glitt in die Melodie des „Wottmtschitsa Trojka potschtowaja“ hinüber.

Natascha lachte: „Tanzen Sie doch, tanzen Sie mit Pawlina!“

Einer der Russen trat vor, schmal in der Taille. Er legte Mütze und Gürtel ab, gab mit dem Finger ein Zeichen. Aufgepaßt, so tanzt man. Die Mädchen klatschten den Takt und sangen ihrer fünf mit lauten Stimmen, alle in prächtigen Leinenhemden mit Stickerei

Es war jeden Abend erheiternd zu sehen, wie dieser Trümmerplatz mit der Bank und dem Mädchenchor umlagert war von unseren Soldaten. Sie verstanden kaum ein Wort von den Liedern, und die gelegentlichen kurzen Angaben des Inhalts, die ich gab, vermittelten nicht einen Schimmer, aber die Fessel der kunstlosen

Lieder war gleichwohl so stark, daß auch sie nun zu singen begannen, im schönen Wechsel mit den Mädchen, und blitzschnell waren die Gier und die Derbheiten vergessen, mit denen sie sich wohl anfangs herangemacht hatten.

Im Dorf schweben Töne, aus Licht gesponnen
Silbern über blauen Schatten der Gassen.
Ein fremder Spieler spielt zum Geleit
Den tanzenden Mädchen.
Steppe duftet, braune Mädchen erglühen.
Tanzen, roten Mohn im schwarzen Haar.
Das Land liegt unter gleitendem Mond, und
 blendend
Flimmern die Sterne.

VIII

Die Sonne war im Schwinden. Die Tage wurden kürzer, immer frostiger die Nächte. Dann folgte die lange Regenperiode. Die Straßen Rußlands verwandelten sich in grundlosen Morast. Hinter den zurückweichenden Sowjetarmeen folgten die unseren und trafen auf ausgebrannte Dörfer und zerstörte Brücken.

Wir hatten in dieser furchtbaren Landschaft, in dem Elendsland, schon weite Märsche hinter uns, hatten aber die marschierende Fronttruppe immer noch nicht eingeholt. Das Herbstwetter war schlecht, regnerisch und kalt. Die Kameraden waren erschöpft und müde vom Marschieren mit dem großen Gepäck. Es war ein wahres Elendsland. Die Menschen waren ausgehungert. Das Land litt unter Teuerung. Brot- und Nahrungsmittelpreise waren auf das Fünffache der früheren gestiegen. Manchmal haben wir auch Kinder gefüttert von unserer eigenen schmalen Marschportion. So habe ich einmal mein letztes Stück Brot und Wurst unter drei kleine Jungen verteilt, die furchtbar elend aussahen und doch wirklich liebe Kerls waren. Die Landschaft ging ins Unheimliche mit ihrer Weite und Unermeßlichkeit. Die Katen waren klein, niedrig, hüttenhaft, stroh- und erdgedeckt, überhaupt an die Erde angeschmiegt. Irgendwie war alles geduckt und untertan.

Von seltsamer Stimmung waren die nächtlichen Märsche durch das unendlich schwermütige Mondland. Tief und versunken lagen die Dorfteiche zwischen den flachen Häusern. Frösche quakten, der Mond spiegelte sich, steile Ziehbrunnen streckten sich zwischen die klaren Sternzeichen. Die Menschen waren die Ärmsten der Welt. Langgestreckte Straßendörfer waren öde — viele ganz verlassen. Auf den Landstraßen pilgerte Bevölkerung heimwärts oder auf der Flucht.

Geschütze grollten in der Ferne, und oft lastete ein rötlicher Schein über dem Horizont. Unzählige Dörfer waren gestürmt, verteidigt und wieder geräumt worden. Zerschossene Panzer rotteten im Gras der aufgewühlten Hänge, Stacheldrahtrollen, Wellblech, schiefgesunkene Kreuze lehnten auf flachen Hügeln, und über die düstere Landschaft zogen die schweren Spätherbstwolken. Oft schwankten wir vor Erschöpfung und waren am Abend froh, wenn wir ein paar trockene Balken oder einen Zaun fanden, um den Ofen zu heizen.

Ja, hier sind wir mittendrin in Rußland, sagten wir uns, wenn wir die Männer mit den Nikolausbärten und dicken geflickten Pelzen sahen und die Weiber und Kinder in Lumpen und zehnfacher Kleiderhülle eingepuppt.

Einst übernachteten wir im Hause eines örtlichen Kommissars, der allerdings geflohen war. Seine Frau mit einem vierjährigen Kind und andere Frauen waren da. Die Frau wollte nicht zugeben, daß ihr Mann Kommissar sei. Wir drängten auch nicht weiter. Wir sahen deutlich, daß es ein schweres Schicksal war. Denn alles brach ja für diese Menschen zusammen, die eben begonnen hatten, an ein Neuland zu glauben. Die wenigen intelligenteren Menschen waren ja idealistisch, aber das Volk war völlig ungeeignet, um mit ihm ein Neuland zu erobern. Es blieb da der Widerspruch von westlichem Geist und östlicher Natur, der sich aber nicht als spannungsreicher, befruchtender Widerspruch auswirkte, sondern als eine stilllose Erscheinung. Überall wurde das peinliche Gefühl wach, daß dort etwas vorgestäuscht wurde, dem man nicht gewachsen war. Es stimmte alles nicht, was da gezeigt wurde. Besser wäre es, die Landbewohner lebten ihr seliges, unbekanntes Naturleben weiter. Ich blätterte in einem Stoß russischer Schulbücher. Sie waren voll mit politischen Sätzen, stechenden Parteibegriffen, Redensarten, so daß die grammatisch so lebendige russische Sprache wie zerlegt

schien in vertauschbare Phrasen.

Dicht vor Kaluga übernachtete ich mit dem Klingenthaler in dem Hause eines Arbeiters. Die Frau lag krank von der Bombardierung durch deutsche Flieger im Bett, der Mann war alt, bärtig und grimmig. Er sprach deutsch, da er einst als Kriegsgefangener fünf Jahre in Deutschland gearbeitet hatte. Er zeigte uns eine Karte der Sowjetunion. Darauf erschien Europa als Anhängsel dieser riesigen Landmasse. „Rußland ist groß,“ sagte er, „und ihr habt dies Stückchen,“ er beschrieb mit einer Nähnadel den winzigen Teil des Ganzen und schüttelte den Kopf. „In acht Tagen beginnt der Winter.“

„In acht Tagen?“ Ob er das so genau wisse?

„Auf den Tag genau,“ sagte er, „noch acht Tage Schlamm, und in den ersten Tagen des Novembers Frost.“

„Sehr schön,“ bemerkte ich, „damit sind die Wege fest.“

Der Mann blies den Tabaksrauch durch die Nase, verächtlich. „Ihr erfriert, die Motoren müssen Tag und Nacht laufen, und wo sind eure Mäntel?“ Er befühlte das dünne, straffe Tuch unserer Feldmäntel. „Bei zwanzig Grad Frost braucht man Pelze. Jeder Russe hat einen Pelz.“

Zwanzig russische Bomber brummten über uns westwärts. Er wies mit dem Finger nach oben: „Das Blatt wird sich wenden — wir fangen an — ihr hört auf. Ihr Deutschen seid so klug, aber ihr meint immer, die anderen seien dumm.“ Damals schon begann Napoleons Gespenst umzugehen.

Es roch schon nach dem strengen russischen Winter, obgleich noch kein Schnee lag. Was erwartete uns noch alles inmitten der wilden zottigen Hunde und der elenden Holzkaten mit den vereisten Wassertonnen vor den in den harten Schmutz hineingewachsenen Schwellen? ...

IX

Ich hatte mich auf einen alten, wackeligen Stuhl in einem kleinen Zimmer der Strohkate gesetzt. Ohne daß ich es wußte, hatten meine Augen angefangen, in ein Bild hineinzugehen, das über dem Tisch hing. Der russische Meister Iwan Schuschkin, der durch seine

derben Landschaften, besonders Waldbilder, bekannt geworden ist, hatte es gemalt. Meine Augen waren es zuerst, die sich vom Tage, von seinem Kriegslärm, abwandten und in das Bild hineingingen, in eine Landschaft von lauter Grün und Gelb, ein Hügelland voller Frühling, über dem weiße Wolken schwebten, um sich diesen Frieden, diese Fülle an Grün anzuschauen. Ich glaubte, sie standen still, um alles zu sehen, die Hügel mit den Feldern und Bäumen, die weißen Katen, die sich hier und da in das Land gebettet hatten wie Wächter, die den Frieden hüteten. Ich sagte das Wort „Frieden“. Was wir nicht hatten und nicht finden konnten in dem Kriegsgetümmel. Hier war er. Meine Augen waren es zuerst, dann hatte sich ihnen meine ermüdete Seele eingeschlossen. Wir, meine Augen und meine Seele, gingen zwischen den Bäumen hindurch, und dann sahen wir den Weg, der in das weiße Haus führt, in dem man sicher Milch bekommt.

Ich hatte das weiße Haus lange angesehen, die kleine Tür, die schmalen Fenster, das Dach. Ich fühlte die Stille, die von diesem Hause und von dieser Landschaft ausging, als sei es ihre Quelle. Die Wolken standen noch immer über den Hügeln, um diesen Frieden zu betrachten.

Ich saß in der Stille der Strohkate und sah das Bild an. Die Dämmerung ließ sich auf die Landschaft nieder. Ich dachte darüber nach, wie groß muß ein Bild sein, das einem erlaubt, darin einzutreten und sich auszuruhen. Mit wieviel Zartheit mußte es gemalt sein, daß man darin glücklich wird und die Last vergißt und all den Krieg. Dank Dir, Schuschkin.

Ich hörte dann einen Schritt, und der Klingenthaler kam herein. Er fragte, ob ich den ganzen Nachmittag zu Hause gewesen sei. Nein, sagte ich, ich war auch unterwegs. Zuletzt war ich in einem sehr stillen Dorf in Rußland, dessen Namen ich nicht kenne, und ich weiß auch nicht, wo der Ort liegt. Er lächelte. Dort war ich, sagte ich, und ich zeigte auf das Bild. Jetzt waren das Grün und das Gelb geschwunden. Die Dämmerung im Zimmer war so dicht, daß man weder die Bäume noch die Hügel, noch das kleine weiße Haus erkennen konnte.

Das Wetter war seit Tagen und Wochen gnädig gewesen. Sollte man den Voraussagen trauen, so würde es das nicht mehr lange sein. Draußen ging ein Wind, und ein ferner Donner war zu vernehmen. Vor dem Fenster breitete sich ein baumloses Flußufer aus, das dicht

mit riesigen Blättern des Huflattichs bedeckt war. Zwischen seinem die Erde ganz verhüllenden Mantel ging ein schmaler Fußsteg an das Wasser. Wir hörten durch das offene Fenster die ersten Tropfen auf die großen bestaubten Blätter fallen.

Trotz des zunehmenden und immer zäher fließenden Regens bereiteten wir uns zum Aufbruch für den nächsten Tag vor.

Der Regen ließ nicht nach, sondern fiel die ganze Nacht auf die großen Blätter, und in solchen Stunden waren die Strohkaten doch mehr als nur ein Ort flüchtigen Aufenthalts, sie waren im Licht ihrer laut kochenden Lampen und in der Wärme ihrer Öfen, die vielerorts bis an die Decke mit Kleidern behangen waren, tröstende Bergung inmitten feindlichen Landes.

In unser Zimmer, das die schirmlose Lampe nur schwach erhellte, drang die nasse Kühle zum Fenster herein und die ganze Nacht über das weiche Fließen des Regens auf das Blättermeer.

Der Regen fiel auch am Morgen nicht geringer, aber die Sommerwärme war gesunken, und in größerer Höhe schien die Luft in Aufruhr geraten zu sein, wenn auch unten kein Wind zu spüren war. Gedenkend, daß es schon weit im September war, vermochten wir nicht recht an eine Rückkehr von Sonne und großer Wärme für das Kalenderjahr zu hoffen.

Am Vormittag meldete sich über den Fluß her zum erstenmal die Stalinorgel. Sie kündigte sich durch ein röhrendes Geheul an, das uns alle aufschreckte und nervös und unruhig machte. Das Geheul klang wie ein gewaltiger Lastkraftwagenmotor, der nicht anspringen will, obwohl der Fahrer dauernd den Anlasserhebel drückt. Öde und verlassen lagen die Felder, über die große Wolkenschatten dahinzogen. Wir packten das Unentbehrlichste zusammen und schickten uns an, das Dorf zu verlassen, als der Befehl erging, weiter hier zu bleiben. Die Beschießung des Dorfes setzte mit aller Wucht ein. Wie durch Zaubermacht wurde eine Kate nach der anderen vom Erdboden eingesogen. Mauern brachen, Giebel stürzten und Sparrengerüste flogen durch die Luft.

Die Spannung löste sich erst, als die Stukas kamen. Sie zogen langsam, wie träge dicke Brummer heran. Beim Russen drüben trat plötzlich Stille ein. Hinten über dem Wald begannen die Stukas zu kreisen. Sie konnten sich Zeit lassen. Niemand tat ihnen etwas. Russenfrauen und Kinder waren plötzlich in den Höfen und auf der Straße. „Germanski bum, bum!“ riefen sie zu unseren Leuten

herüber und zeigten nach oben. Die Stukas luden ihre tödliche Last ab und verschwanden wieder.

Zwei Stunden später meldete sich beim Russen wieder das röhrende Geheul. Unsere Artillerie eröffnete das Feuer auf den Wald hinter den russischen Stellungen. Sie suchte die Stalinorgel, aber sie fand sie nicht. Diese war schnell und behende. Sie tauchte irgendwo auf, röhrete, hinterließ eine weiße Rauchwolke über den Bäumen und war verschwunden.

Der nächste Tag war ruhig und kühl. Die fernen Wälder fingen an sich zu röten. Unweit von uns, ein paar Kilometer entfernt, lag die große Heeresstraße, die sogenannte Rollbahn, und es hieß, daß wir in den nächsten Tagen auf derselben wieder weiter ostwärts, Richtung Kaluga, ziehen würden. Vorbei waren die romantischen Abendständchen beim Sensen-Wassilij, der schliff und dengelte keine Sensen mehr, sondern ging täglich ins Feld auf seinen Kartoffelacker. Vom Klingenthaler, der mehr als ich in der Gegend herumstrich, erfuhr ich, daß der Sensen-Wassilij im Begriff stand, einen ausgebrannten Tank einzugraben, und wir beschlossen kurzerhand, ins Feld zu gehen und uns den Schauplatz anzusehen.

Inmitten eines Sonnenblumenfeldes fanden wir Wassilij bei der Arbeit. Die Aussteigluker des Panzers waren weit geöffnet und zauberten noch vor das Gesicht des mit Einbildungskraft Begabten das Bild der Flucht der Besatzung. Wenn man aber näher trat und ins Innere des Molochs schaute, dann sah man drei verkohlte Leichen, zu Pygmäen eingeschrumpft. Noch roch man den Brand und die Verwesung aus dem eisernen Sarg, den Wassilij nun einzugraben bemüht war. Tagelang schon mußte er damit beschäftigt gewesen sein, denn das Grab war ein Riesengrab, mit viel Mühe tief aufgegraben und dicht bis an den eisernen Saurier herangearbeitet. Wie ihn aber versenken?

Da kam nun der Regen dem schwer Arbeitenden zu Hilfe. Wie von selbst schob sich die wuchtende Last dem nahen Grabe zu, um den Sarg an Ort und Stelle zu befördern — nur etwas Zeit und Geduld. Tatsächlich lag der eiserne Koloß am anderen Morgen im gewünschten Grab, wenn auch mehr seitlings, und Wassilij konnte nun die Erde darüber häufen. Bevor er das tat, bekreuzigte er sich und sprach: „Zarstwo jemu nebesnoje!“

ANMERKUNGEN ZU DEN TEXTEN

ANMERKUNGEN ZU DEN TEXTEN

Es werden die folgenden Abkürzungen benutzt:

- FSHs. Fritz Senn Handschrift
 OFHs. Olga Friesen Handschrift
 FSTs. Typoskript, entweder von Fritz Senn, oder von ihm (wahrscheinlich) eingesehen
 HKTs. Typoskript der Hedwig Knoop Sammlung
 Bethel Bethel College Archives, North Newton, KS, USA
 BOTE Der Bote
 DA Fritz Senn, Das Dorf im Abendgrauen. Gedichte. hg. Elisabeth Peters, Winnipeg, 1974
 DKJb Deutschkanadisches Jahrbuch, hg. H. Froeschle, Toronto, 1973-
 Ger. Contrib. The German Contribution to the Building of the Humanities. Studies in Honor of Karl J.R. Arndt, ed. G.K. Friesen and W. Schatzberg, Clark Univ. Press, 1977
 JMS Journal of Mennonite Studies, hg. H. Loewen, Winnipeg, 1983-
 MJB Mennonitisches Jahrbuch, hg. Arbeitsgemeinschaft der deutschen Mennoniten
 MLz Die mennonitische Lehrerzeitung, hg. H. Dyck, V. Peters, Horn-
 dean, Manitoba, 1949-50
 ML Mennonite Life, hg. C. Krahn et. al. North Newton, KS, USA
 MM Mennonite Mirror, hg. Roy H. Vogt, Winnipeg, 1970-
 MW Die mennonitische Welt, hg. W. Quiring, V. Peters, Winnipeg, 1950-52
 Nordlicht Unter dem Nordlicht. Anthology of German-Mennonite Writing in Canada, hg. G.K. Epp, H. Wiebe, 1977
 WARTE Die mennonitische Volkswarte (nach 1935: Warte), hg. Arnold Dyck, 1935-1938

Sonstige Erscheinungsorte:

- Ahornblätter. Deutsche Dichtung aus Kanada. In Zusammenarbeit mit Arnold B. Dyck ausgewählt von Heinz Kloss (Würzburg, 1961)
 Nachrichten aus Ontario. Deutschsprachige Literatur in Kanada. Hg. Hartmut Froeschle (Hildesheim, Olms, 1981)
 A Sackful of Plautdietsch. A Collection of Mennonite Low German Stories and Poems. Ed. Al Reimer, Anne Reimer and Jack Thiessen (Winnipeg: Hyperion, 1983)
 Harvest. Anthology of Mennonite Writing in Canada 1874-1974. Ed. G.K. Epp et. al., Winnipeg, 1974

Zu den Texten

Für die meisten Gedichttexte konnten handschriftliche oder typoskript Vorlagen gefunden werden, die als Grundlage dieser Ausgabe dienen. Diese wurden mit den Drucken verglichen, die oft kleinere oder größere Änderungen aufwiesen. Altertümliche Formen, wie etwa „seelig“ (in Nr. 4) oder „Spuck“ für Spuk (Nr. 6) wurden stillschweigend der heutigen Praxis angeglichen. Die Briefe (Br.) wurden hauptsächlich vom Dichter selbst, sowie von Sendern und Adressaten zur Verfügung gestellt. Erstdrucke werden mit „E“ angegeben.

I. Gedichte

1. Trotz. (1913) Datenangabe auf FSHs. (Bethel). Nr. 1, 3-6 als Beilage in Br. an J.H. Janzen, 17.3.28. Später schreibt FS das Gedicht Ricarda Huch zu (Br. 10.5.73), scheint sich aber darin zu irren, vgl. Nr. 83.
2. Herbstnacht. FSTs. 1917 (FSBr. 14.9.72): „seinerzeit in Kanada mit anderen Manuskripten auf der Reise von Stonewall nach Steinbach verloren.“ Letzte Strophe fehlt in HKTs.
3. Mondaufgang (Halbstadt). bis 1928, FSHs. Vgl. Nr. 20, „Hinterm Pflug“ IX, 1-16.
4. Bild. bis 1928, FSHs.
5. Frieden. bis 1928, FSHs.
6. Wir. bis 1928, FSHs. E [Erstdruck]: BOTE, 28.3.34 als „Heimweh“.
7. Panta Rei (Alles fließt). FSTs. Vgl. Auszüge aus „Panta Rei“ in BOTE, Prosa, Nr. 4, „Peter Quapp,“ und 5, „Eine Fahrt durch die Felder.“
8. Im Schreiten. E:BOTE, 25.4.34.
9. Pharao. E:BOTE, 9.5.34. Pharao: Joseph Stalin. v. 95: Dserdshinsko: Feliks Dserschinskij, Parteigänger Stalins.
10. Unser Hirte (Auf G. Harders Tod). E:BOTE, 27.6.34, Gerhard Harder (1857-1931) Sohn Bernhard Harders, Prediger und Evangelist.
11. Herbst. E:BOTE, 28.11.34.
- 12-24. **Hinterm Pflug/Stimmungen.** E:WARTE, 1935, 36. Als Zyklus in JMS 2 (1984), 149-173.
12. Es geht ein Pflug. WARTE 35, 415-17. Wie in JMS weicht unser Text von

- der ersten Anordnung ab, indem hier das 5te Gedicht an erster Stelle steht, da es wie kein anderes den ganzen Zyklus einführt. V.71: Runen: Geritzte Hieroglyphen, die kaum zu entziffern sind.
13. Du warst der Pflüger, WARTE 35, 87-8. V.1-36 in Nordlicht, S.70 als „Stimmungen II“. V.33-48 in WARTE Aug. 38, Rücken.
 14. Nur wer den Pflüger erkennt, WARTE 35, 229-31. V.99: Sisyphus: Figur aus der griech. Mythologie, die einen Stein bergauf wälzen mußte, der jedoch immer zurückrollen würde.
 15. „Da du so hart bist“, WARTE 35, 328-30. Erste vier Strophen bilden einen Dialog zwischen Pflüger und Scholle.
 16. Es liegt ein Dorf im Abendgrauen, WARTE 35, 384-5.
 17. Leidlose Stirnen krönt, WARTE 36, 41-44. V.1-41 in Nordlicht S. 15 als „Hinterm Pflug III“.
 18. Nun du ein Pflüger warst, WARTE 36, 86-7. V.21-64 in DA S.50,51 als „Sibirien“.
 19. Wir pflügen, wie verdrossen, WARTE 36, 155-6. Dieser und folgende Texte haben als Untertitel: „Fortsetzung“.
 20. Dunkel streift der Abendwind, WARTE 36, 217-18. V.20: Zitat von Theodor Storm, „Abschied“ (1853).
 21. Du bist durch uns mit deinem Pflug gegangen, WARTE 36, 256. In Nordlicht, S. 14, als „Hinterm Pflug II“.
 22. Im Dämmern liegt das Herbstgelände, WARTE 36, 321-2. V.1-31 in DA, S.46, als „Herbstabend“, etwas verändert. V.1-36 in Nordlicht S.8, als „Hinterm Pflug I“.
 23. Nach langer Zeit auf wirrer Lebensgasse, WARTE 36, 334.
 24. Da wir den Friedlichen, WARTE 36, 393. V.39,40 zit. von A.J. Friesen in seinem Gedicht „Fritz Senn ‚Hinterm Pflug‘“ und dieser Text erscheint als „Stimmungen I“ in Nordlicht, S.9, irrtümlich Fritz Senn zugeschrieben.
 25. Dostojewsky. E:WARTE 1936, S.118. Fjodor Michajlowitsch Dostojewskij (1821-1881), russ. Dichter.
 26. Ich bin einsam. E:WARTE, 1936, S.161.
 27. „Unser Volk“. E:WARTE, 1936, S.282.
 28. November. E:WARTE, 1936, S.353.
 29. Roggenbrot. E:WARTE, 1937, S.65. Spätere Fass. klanglich verändert: DA, S. 91. Mjb. 1975, S.49.

-
30. Heimkehr I, II. E:WARTE, 1937, S.129. II als „Rückblick“ in DA. S.91.
 31. Der Führer. E:WARTE, 1937, S.139.
 32. Herbst. E:WARTE, S.214.
 33. Wir und ihr. E:WARTE, 1938, S.1.
 34. Heinrich von Kleist. E:WARTE, 1938, S.57. Kleist (1777-1811), dt. Dichter; V.7: Michael Kohlhaas, Novelle von Kleist.
 35. Heimat (Beim Lesen Hans Grimms). E:WARTE, 1938, S.67. Grimms Roman „Volk ohne Raum“ (1928-30) erhebt die Forderung nach Lebensraum für das deutsche Volk.
 36. Wir. E:WARTE, 1938, S. 141.
 37. Heimweg (Aus: „Heilige Saat“). E:WARTE, S.161. Titel „Heimweg“ von DA, wo die ersten zwei Zeilen fehlen.
 38. Farmabend. E:WARTE, 1938, S.201. „Aus der demnächst im Warte-Verlag erscheinenden Gedichtsammlung: Fritz Senn, Abends die Bauern auf ihren Bänken.“ Leicht verändert in DA.
 39. Abendrast. E:WARTE, 1938, S.302. Als „Abend in der Stadt“ in DA, Text identisch.
 40. Dämmerung. E:WARTE, 1938, S.342.
 41. Abendgang. E:WARTE, 1938, S. 363.
 42. Beim Lesen des „Peet“ von P.J. Klassen. FSHs. Br. an P.J.K. v.31.8.47. Klassen (1889-1953), Prediger und Schriftsteller. Der Peet, Geschichten vom Peet und seinen Kameraden, in 4 Bdn. 1943-49.
 43. Beim Lesen von „Ohm Klaas“. E:BOTE, 29.10.1947. Die Geschichte des Ohm Klassen (Regina, o.d.) von P.J. Klassen.
 44. Ein Dorf. E:MLz. Dez. 1948.
 45. Wanderpass. E:MW, Jul. 1950, S. 16.
 46. Sagt's den Kindern. E:ML, 1950, S. 38. Verändert in DA, S. 64: Erdenbahnen-werte Bahnen, Saatenwogen-Ährenwogen.
 47. Auftrag. E:MW, Sept. 1950, Rückumschlagseite.
 48. So wird es kommen.... E:MW, Okt. 1950, S.1. Dschingischan: Tschingis Chan (etwa 1155-1227), mongolischer Feldherr.
 49. Trojka. E:MW, Dez. 1950, V.2: Nikolai Gogol (1809-1852), russ. Schriftsteller.
 50. Der Brief (Zum Bilde Repins...). E:MW, Feb. 1951. Ilja Repin (1844-

- 1930), russ. Maler.
51. Menno (Krieger und Henker). E:MW, Apr. 1951. Menno Simons (1496-1561), siehe auch Nr. 60.
 52. Machno. E:MW, Apr. 1951. Nestor Machno, Anarchistenführer während der russ. Revolution. Siehe auch Nr. 53, 157.
 53. Machno II. E:MW, Mai, 1951, S.16. Erster Titel: „Machno“, Anfang: „Dieser Alte...“. Andere leichte Veränderungen. In DA als: „Zur Erinnerung (1917-1967)“. Unser Text folgt hauptsächl. der ersten Fass. V.10: Stjenka Rasin und Jermak: Kosakennamen aus dem 17. Jh., Räuberprototypen.
 54. Weihnacht. E:MW, Dez. 1951, S. 8.
 55. Auf ein Stiefelpaar. E:MW, Jan. 1952, S.9.
 56. Ein Dorf liegt in der Weihnachtsnacht. E:MW, Dez. 1952, S.21.
 57. Einmal wieder... (P. Epp zum Gedächtnis). FSHs., 16.7.56. E:MM, Dez. 1985. Peter G. Epp (1888-1954), Lehrer und Autor (Die Erlösung, Eine Mutter uam.). V.12: Paul Gerhardt (1607-1676), Dichter geistlicher Lieder.
 58. Dorfabend. FSHs. 16.7.56.
 59. Juli 1924 (Ankunft in Kanada). FSHs. 16.7.56. E:DKJb. VII (1983), S. 91.
 60. Menno (Frommer Gott des Friedens). FSHs. 16.7.56. E:DA, S. 38.
 61. Mondabend. FSHs. 16.7.56.
 62. Steppe I (Der Thymian duftet). FSHs. 16.7.56. E:DA, S.33.
 63. Steppe II (Vom Mittagsglast umflossen). FSHs. 16.7.56.
 E:DA, S.27: Von Sonnenglast umflossen,
 Lag ich in einem Roggenmeer,
 Es glitzerten und schossen
 Eidechsen um mich her.

 Den Habicht sah ich fallen
 Ins grüne Haferfeld,
 Er stieg, die Beut' in Krallen,
 Noch hör ich wie er gellt!

 Im ungeheuren Steppenraum,
 Klang ab und zu ein Rinderbrüllen,
 Bis an den fernsten Steppensaum,
 Wetteiferten Lerchen und Grillen! —

64. Dostojewsky (Meine Feder...). FSHs. 14.10.56 E:DA, S.40, mit den letzten Versen:

Ob Mephisto oder Michael,
Ob Rasputin oder Raphael,
Ob Machno, ob Masereel,
Meine Seele hat für alles Raum!

(Masereel: Belgischer Maler, 1889-1971)

65. Mittagsruhe. FSHs. 14.10.56.
66. Kanadisches Motiv (Wäscha Kwonesin zum Gedächtnis). FSHs. mit FSTs. 26.12.56.
67. Alter Mauerschrank. FSHs. 7.3.57. in Br. an AD. FS fragt, ob BOTE das Gedicht nehmen würde. Veränderte Fass. in DA, V.21: Gorilka: ukrain. Schnaps.
68. Altes Dorf. FSTs. (um 1960), E:DA, S.21, leicht verändert.
69. Rasputins Grabschrift. FSTs. 4.4.60. Grigorij Rasputin (1872-1916), russ. Abenteurer und vagabundierender Pilger, der am Kaiserhof Einfluß gewann. V.4: Hetären: klassische Freudenmädchen, V.7: „Grigory“ zuerst: „Adonis“.
70. Russisches Liebespaar. Erwähnt im Brief um 1965. E:DA, S.54. Ernst Barlach (1870-1938), Bildhauer, Graphiker, Dichter. „Von Barlach habe ich manche Anregung, Inspiration erhalten,“ Br. 26.7.74.
71. Drei Bauern. FSTs. Erwähnt im Brief um 1965. E:DA, S.54. Vgl. Br. an E. Peters, 28.7.74: „Drei Bauern‘ ohne Zusatz bringen, UdSSR weglassen.“
72. Letzte Fahrt. FSTs., dat. 10.7.70. E:DA, S.90.
73. Dee schwöata Dach (Zum Todestag von Arnold Dyck am 10.7.70). E:DA, S.31,2. Br. an HK vom 1.8.71 erklärt die Wörter „Koagel“ und „Rost“: „Also das Wort Kougil, bei den Bauern in Rußland ehemals sehr häufig gebraucht, bedeutet Acker, Feld. In Rußland war der Weizen in manchen Jahren von Rost, oder auch von schwarzem Brand infestiert.“; V.27 Taras Schewtschenko, ukrainischer Nationaldichter (1814-1861).
74. Am Grab. E:DA, S.29. V.10: Nikolaus Lenau (1802-1850), spätromantischer Dichter. V.16: A.D.: Arnold Dyck.
75. Darlaten (Doa loten). FSTs. E:DA, S.32.
76. Darlaten. FSTs. E:DA, S.30. Verändert gegenüber dem Ts. V.19: Tschumaken: ukrain. Frachtfuhrleute vor der Eisenbahnzeit.

-
77. Immer noch... FSTs. 25.9.70. E:MJb. 1973, S.78, mit erheb. Veränderungen.
78. Dir. Text zuerst in Br. an HK von Sept. 1971. In DA V.1: „Sehende“ später FS Korr. in „Spähende.“
79. Zwei Pappeln. FSTs. an H.K. 22.6.72: „Wenn Sie bei uns durchs Fenster nach Westen schauen, können Sie die Pappeln sehen.—“
80. Wo, wie von Flören überhängt. Br. FSTs. 22.2.71.
81. Oh, unaussprechlich Glück. Br. FSTs. 18.9.71.
82. Wachsend unter deinen Händen. Br. FSTs. 9.11.72.
83. Bist du auch fern. Br. 15.6.72.
84. Die Sonne scheint. Br. 25.2.73.
85. Voll von Gedanken. Br. 5.8.73.
86. Was ich auch schreibe. E:DA, S.iii (Widmung: „Dankbar gelegt in die Hände meiner lieben Frau.“ Siehe auch Br. 9.4.73.
87. Was ist in deiner Seele? FSTs. undatiert. Der Text lehnt sich an den ersten Teil des Gedichts, „Bestimmung“, von Ricarda Huch (1864-1947):

Was ist in deiner Seele,
Was ist in meiner Brust,
Daß ich mich dir befehle,
Daß du mich lieben mußt?
Vom Haus, wo ich gewohnt
Und zart behütet bin,
Ziehst du mich, wie der Mond,
Nachtwandelnd zu dir hin.

(Gesammelte Werke (1917), Bd. 5, Gedichte, S.175.

88. Abend der Grillen. FSTs. E:DA, S. 27 als „Abend in der Steppe“.
89. Alle, die in der Steppe geboren sind. FSTs. E:DA, S.74,5.
90. Dee Lintjoot. FSTs. Erwähnt in Br. 19.9.71. E:DA, S.59. V.13: Tokmak, russ. Städtchen am nördl. Rand der Molotschnaja.
91. Alter Nowobranetz. FSTs. E:DA, S.67. Nowobranetz: neuer Rekrut. Vgl. 57. V.8: paschol: Los!
92. Am Radio (Wetschernij Swon). Br. von 20.3.72. E:DA, S.41.
93. De fäaschte Woage. E:MJb. 1981, S. 38,9, mit Übertragung ins Hochdeutsche. Vgl. Br. 6.4.72; 27.6.72; 12.7.72. V.39f: Njiemtsi: Deutsche.

-
94. Der letzte Wagen. E:DA, S.24,5. Zuerst erwähnt in Br. 6.4.72, auch 27.6.72.
95. Dee goode oole Tiet. FSTs. E:DA, S.61,2. Mjb. 1979, S.72 mit hochdeutscher Übersetzung. Datierungshinweise in Br. von 4.9.71; 5.11.72. DA Version eine Zeile länger als FSTs. V.18: Stoffschlucka: Staubsauger; 23: Paditj: Mark, Kern.
96. Ankunft: E:DA, S.10. Vgl. Br. 25.4.72; 14.9..72.
97. Alexander Solschenizyn. FSTs. E:DA, S.52,3. Erwähnt in Br. 12.7.72. Solschenizyn (1918-) 1974: Ausbürgerung aus der Sowjetunion.
98. Widmung (Für H.K.). FSTs. E:DA, S.v. FS Entwurf eines Titelblatts für DA, 5.10.72, mit dem Zitat: „Aulis, waut wie von Russlaund mettgischlappt, ess bie wiedem noch lang nich ütgeschapt!“ (Arnold Dyck).
99. Damals. HKTs. E:DA, S.11,12. Vgl. Br. 15.7.72.
100. Dee Krauje-Wossil, jenant uck Postoj-Wossil. FSTs. E:DA, S. 71-73. In den Vorlagen eine HKTs Version, die FS mit seiner Maschinenschrift erweitert hat. Dem entspricht DA. V.1: Mohill: alter Grabhügel; Schluß: Robert Louis Stevenson (1850-1894), englischer Schriftsteller, aus „Requiem“; dort: „Home is the sailor, home from sea,/ And the hunter home from the hill.“
101. Das ferne Dorf. FSTs. E:Mjb. 1973, S.78 mit dem Titel: „Fernes Dorf“. Vgl. Br. 25.4.72. V.15 lehnt sich an Hans Carossa, „Der alte Brunnen“: „Und mancher noch ist auf dem Weg zu dir.“
102. Darp enn'e Freaj. FSTs. E:DA, S.62. Vgl. Mjb. 1976, S.86-90.
103. Das Dorf mit den moosgrünen Dächern. FSTs. E:DA, S.35. Vom Dichter mit den Gedichten „Heimat“ und „Unterwegs“ zusammengelegt als „Lernt stille sein“, siehe: JMS, 1985, S.85-87.
104. An manchen Tagen. FSHs. (Fragment) zus. mit Hausvers: „Einem jeden hier ein Wunsch gestattet sei“, 1.5.73.
105. Ach, wenn du gehst... FSTs. Br. an H.K. 9.7.73.
106. Joseph Stalin. FSTs. Br. an E. Peters von 6.7.74 mit der Bitte, das Gedicht entweder aus der Sammlung (DA) fortzulassen oder den Titel („Dem Kreml ins Gästebuch“) in „Joseph Stalin“ umzuändern. Isaak Babel: russ. Schriftsteller (1894-1941), Opfer der Stalin. „Säuberungen“; Boris Pilnjak: B.A. Vogan (1894-1937), russ. Schriftsteller, vermutlich in Gefangenschaft ermordet.
107. An jedem Abend. FSTs. E:DA, S.9. Vgl. Fass. und Br. an E. Peters, 28.7.74.

-
108. Johann Cornies. FSTs. ohne Datum. Cornies (1789-1848), hervorragender mennonitischer Erneuerer auf landwirtschaftl. und pädagogisch. Gebieten.
109. Bemooster Findling der großen Ebene. E:DA, S.13. V.26-27: He! Freund, wollen tanzen! Gib den Auftakt!
110. Weltraumbehörde. FSTs. E:DA, S.44. Ringelnatz: eig. Hans Bötticher (1883-1934), dt. Satiriker und Kabarettist.
111. Der sterbende Ilja Repin (1930 verhungert in Finnland). FSTs. E:DA, S.36: Iwan IV: der Schreckliche.
112. Wie es so kam. FSTs. E:DA, S.22.
113. Überfall I. FSTs. E:DA, S.68,9.
114. Überfall II. FSTs. E:DA, S.69,70.
115. Den toten Pferden. FSTs. E:DA, S.63: Strophe 4 geglättet.
116. Entlassung aus russischer Gefangenschaft. FSTs. E:DA, S.48,9. V.23: Freund Heine: möglicher Hinweis auf Heinrich Heine, der an einer Stelle verspricht, seinem ‚Freund‘ bei dessen Hinrichtung ‚behilflich‘ zu sein.
117. Pilgerrast. FSTs. E:DA, S.47, mit rhythmischen Verkürzungen, wie: „Nachdem er die Zeiten beschimpft und bespien,/ Strich sich der andre das Haar übers Ohr,“ (13,4).
118. Die Blinden. FSTs. E:DA, S.39.
119. Lied des Blinden. E:DA, S.81,2, rhythmisch überarbeitet und textlich verändert. FS Fassung in Ger. Contrib. S.398. Eine FS Vorlage läßt letzte zwei Strophen weg. V.13: Pottak: Geldmünze.
120. Heimkehr. FSTs. E:DA, S.87,8. Mit leichten Abweichungen von dem Ts. V.50: Friedrich Rückert (1788-1866), dt. Dichter.
121. Waut ess daut mett ons? FSTs. E:DA, S.86. In MJB. 1975, S.94 mit hochdeutschen Erklärungen.
122. Das Dorf im Abendgrauen. FSHs. in Br. von 25.1.76. In den Br. 15.2.72 und 25.4.72 ist vom „Dorf im Abendgrauen“ die Rede, was sich aber auf DA bezieht. Vgl. Br. an AD 2.10.55 mit variiertes erster Strophe:
- Wie weit unsre Wege auch führen,
Wir tragen ihr Bild durch die Welt;
Nachts, hinter verschlossenen Türen
Das Bild unsre Seele befällt. —
123. Dorf-Idyll. FSTs. E:DA, S.28.

124. Fernsehen. OFHs. E:BOTE, 15.6.76, leicht verändert und korrigiert.
125. Kruschketiet. OFHs. in Br. von 26.12.75. E:Mjb. 1977, S.95 mit kleinen Variationen und zusätzlicher letzten Strophe:
- Hoawst en Kruschketied senn nich lang —
aules es bloß Ewagang.
126. Wie fuare no Stap. FSTs. E:DA, S.70.
127. Weißt du noch? FSTs. E:DA, S.76,7. V.17: Prodalog: Lebensmittelabgabe; 19: ne daj Bog!: behüte Gott!; 22: Podwodden: Fuhrwerke; 25: Schtob te sdoch!: Kratz ab! (Stirb).
128. Sommerabend. HKTs. ohne Datum.
129. Steppe III. FSTs. E:DA, S.38, als „Steppe 3“, vgl. Nr. 62,3.
130. Somma-Owend. FSTs. E:DA, S.78,9. V.34: H: Halbstadt.
131. So war es am schönsten. FSTs. E:DA, s.89, V.12-15 verändert.
132. Riemenschneider. FSTs. E:DA, S.44, mit zusätzlicher Erklärung: „Das Gedicht bezieht sich auf den berühmten Bildhauer und Altarschnitzler, Tilman Riemenschneider, der 1460-1531 lebte.“
133. Poggefräd. FSTs. E:DA, S.14. In Mjb. 1978, S.73, mit hochdeutschen Erklärungen. V.12 verändert in DA: „Daut Bieschlach wea sonnewoam aus en Owe.“
134. Mein Vater. FSTs. E:DA, S.80. Vgl. DKjb. 1983, S.89. V.1: „Er war ein starker Mann“ und andere leichte Änderungen.
135. Herkunft. FSTs. E:DA, S.34.
136. Hinje opp'e Däl. FSTs. E:DA, S.60.
137. Goldna Hoafst. FSTs. E:DA, S.56.
138. Heimat. FSTs. E:DA, S.77.
139. Gewitterregen. FSHs. vom Dichter korrigiert. E:DA, S.42,3.
140. Feierabend (Elisabeth Peters gewidmet). FSTs. E:DA, S.82.
141. Ernte. FSHs. E:DA, S.45, leicht verändert.
142. Einsames Land um sieben schiefe Katen. HKTs. ohne Datum.
143. Wan etj mol nohus kom... FSTs. E:DA, S.83,4.
144. Heimkehr II. OFHs. dat. Juli 1976, E:BOTE, 3.8.76.
145. Dahin. Nach Ts. von G. Friesen jr., Mai, 1976. Eine andere Fassung, OFHs. in Besitz von HK, lautet:

Mir ist nach meiner Heimat weh,
 die fern in Rußlands Steppe liegt
 dort wo der Steppenfalke flügelbreit
 sich täglich in den Lüften wiegt.

Dort wo die Abendwolken wandern mondscheinumsäumt
 Darunter liegt das Dörflein wie im Mondschein hingeträumt,
 Sechs junge Russen singen am Straßenzaun abendleise
 Eine silberfarbene Wolkensaumweise
 Zwei mächtige Akazien hüten
 Beischlag und Hauseingang dort
 rauschend im Abendwehen....
 Dorthin möcht' ich gehen
 die rauschen noch seit meiner Kindheit dort

146. Wie habe mol 'ne scheene Heimat jehaut. E:DA, S.12.
147. Emm Schaute unjr'em Woage. FSTs. E:DA, S.57,8.
148. Für M.A. E:DA, S.25. Das Gedicht geht vermutlich auf eine frühe Freundschaft zurück.
149. Joamoatjsfoat. FSTs. Erwähnt in Br. an E. Peters vom 5.9.74 und 24.9.74. E:JMS 1985, S.88-91. Schluß dort:
- Dee woat bliewe soolang aus de Wolga streemt,
 Enn soolang aus daut rusche Foltj fonn oole Tiede dreemt.
150. Weihnachtswunsch. Ts. aus dem Nachlaß. V.26: Bog: Gott; Bogh-estwo: Gottheit; 28: Roghdjestwo: Weihnacht.
151. Das ferne Lied. HKTs, ohne Datum.
152. Heimweh (Ich hab aus dem Brunnen). OFHs, 1980.
153. Zwischen Menschen und Dämonen. OFHs, 1980.
154. Als Geleit. Hs. aus dem Nachlaß.
155. Manchmal als Vertriebene irgendwoher. Hs. aus dem Nachlaß.
156. Die Kämpfe. Hs. aus dem Nachlaß.
157. Machno, der Räuberhauptmann kam. Hs. aus dem Nachlaß.
158. Ein Dichter? Ich? Hs. aus dem Nachlaß. V.15: Cincinatus: Röm. Feldherr des 5. Jh.; Liliencron: Detlev von, dt. Dichter (1844-1909).
159. Mainacht. OFHs. 18.2.82, transkribiert von Jack Thiessen. V.26: Rimskij-Korssakow (1844-1908), russ. Komponist.
160. Grabschrift für einen alten eingewanderten Bauern. Hs. dat. Mai 77; E:MJb. 1980, S.76, mit hochdeutscher Übertragung.

161. Unterwegs. FSTs. E:DA, S.85 Hs. mit orig. Titel: „Jahrhundertelang“, verbessert von FS; V.10: „Mosesbart“ für „langem Bart“.

II. Prosa

1. Der letzte Abschied, E:BOTE, 1934, Schluß: Nausikaa: schöne und diskrete Tochter des Königs Alzinous, die Odysseus zu ihrem Vater brachte (Od. VI).
2. Schollenfest. E:BOTE, 11. April, 1934f. S.231: ...Katze: vgl. Gedicht 157; S.236: Kujon: Quälgeist; Geibel: Emanuel Geibel (1815-84), dt. Dichter; Loki: Feuerdämon der germ. Sage.
3. Lebendig begraben. E:WARTE, 1936, S. 191-194.
4. Peter Quapp. (Auszug aus „Panta Rei“) E:WARTE, 1936, S.284-286. S.253 „Uhlandlied“ von Ludwig Uhland (1787-1862); Herwegh: Georg Herwegh (1817-75), dt. Dichter des Vormärz.
5. Eine Fahrt durch die Felder. (Auszug aus „Panta Rei“) E:WARTE, 1937, S.24-26. Auch in Mjb. 1974, S.84-87. S.255: Zit. aus Th. Storms „Abseits“.
6. Rodjina. E:MLz.I (Dez. 1948), S.11. Vorarbeit zu Nr. 8, „Auf der Straße nach Osten.“ Der Klingenthaler, ein Kamerad aus dem Ort Klingenthal, schrieb nach dem Krieg an FS: „Es ist doch noch gar nicht so sehr lange her, seit Du in Borrisow, wo wir in den großen Lagerhallen lagen, zu uns kamst, ich kann mich noch sehr gut besinnen, Du und Konradi mit dem großen Gepäck und der Alte hat getobt und doch sind so viele Jahre vergangen und was haben wir nicht alles erlebt. Smolensk, Gorki, dann die Herbstoffensive, Kaluga mit dem vielen Wodka, Malodelaroslavez, Juchnow mit der Weihnachts- und Neujahrsfeier, dann nach Schum, Gerhard erinnere Dich, die Monate dort waren doch herrlich....“ (Br. 26.4.46). S.x „Ott Sukin syn igrajet“: etwa „Kann der Hurensohn singen!“
7. Ein Bauer aus dem deutschen Osten. E:MW, Juni 1951, S.13-14.
8. Auf der Straße nach Osten. E:MW, Jan. 1951 - Okt. 1952. Teile VI, VII abgedruckt in Nordlicht, S.203-207. Öffnungsgedicht zit. Matthias Claudius, „Abendlied“; S.272: Smolensk: Stadt an der Dnjepr etwa 350 Km westl. von Moskau; S.275: Baturino: etwa 300 Km westl. von Moskau; S.283: Kaluga: etwa 150 Km südwestl. von Moskau; S.286:

Zarestwo jemu nabesnoje: etwa: „Ruhe in Frieden!“. Mit Arnold Dyck hat FS eine Fortsetzung besprochen, die Dyck begrüßte: „ ‚Auf der Straße nach Osten‘ würde ich und sicher auch viele andere gerne weiter lesen, auch im Boten ... (mit dem Weg zurück)...“ (26.9.55); wozu es aber nicht gekommen ist. Vgl. auch Fußnote zu Nr. 6, Rodjina.

GERHARD JOHANNES FRIESEN

Autobiographische Skizze

Am 21. März 1894 bin ich als neuntes Kind meiner Eltern Johann und Maria Friesen in Halbstadt, Südrußland geboren. Wir waren acht Brüder und eine Schwester. Ein Bruder starb, als ich fünf Jahre alt war, und ich kann mich seiner nur wenig erinnern. Mein Vater war mit Leib und Seele Bauer....

Als Sechsjähriger besuchte ich die Volksschule auf sechs Jahre. Es folgten drei Jahre Zentralschule, dann durch Vermittlung von Lehrer Cornelius Wiens zwei Jahre bei Dr. phil. Peter Epp in Barwenkowo als Vorbereitung für das Hauslehrerexamen. Im Oktober 1907 brannte unser ganzes Anwesen bei stürmischem Wetter nieder. Morgens ging ich in die Zentralschule, und als ich mittags nach Hause kam, war alles abgebrannt. Vater schritt sogleich zum Aufbau, erkältete sich dabei und starb im Winter 1908. Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges kam Professor Dietrich, der in Charkow die Hauslehrer zu examinieren hatte, in Gefangenschaft, so daß ich meine Prüfung nicht ablegen konnte. Mit anderen Altersgenossen ging ich dann als freiwilliger Sanitäter nach Moskau bis zur Einberufung in den Forsteidienst, den ich bis zum Ende des Krieges in der Krim ableistete. Es war damals eine unruhige Zeit. Die deutschen Besatzungstruppen bereiteten 1918 ihren Abzug vor. Kurz vor dem Abmarsch wurde unser Hof durch Baron von Lindequist, gewesenen Gouverneur von Südwestafrika, eingehend besichtigt. Der alte Herr ging mit militärischem Schritt durch Stall, Scheune und alle Räume des Wohnhauses. In der Scheune sah er drei Handsensen hängen und fragte, ob wir damit alles Getreide mähten, worauf wir ihm zwei Beering-Selbstbinder zeigten. Da lachte er. Im Haus besichtigte er eingehend jedes Zimmer. Als er meinen Bücherschrank und zwei eingerahmte größere Bilder von Schopenhauer und Schiller sah, meinte er, so etwas habe er hier nicht erwartet, es sei gut angelegtes Kapital, und er notierte sich meinen Namen. Nach dem Rückzug der deutschen Truppen kam die sogenannte Machnozeit. Feuerbrände und Raubüberfälle nahmen überhand, und deshalb wurde der mennonitische Selbstschutz organisiert. Ich wurde der Kavallerie zugeteilt und saß den Winter über viel im Sattel. Über den Selbstschutz ist viel räsoniert worden, besonders von Leuten, die weit

entfernt und abseits wohnten. Machnos Anarchistenarmee vergrößerte sich täglich zusehends, und wir waren immer nur eine Handvoll. Nach dem Zusammenbruch des Selbstschutzes bekam ich eine Anstellung als Schreiber im Vollzugskomitee, wo ich nahezu bis zur Auswanderung nach Kanada tätig war. Bald nach meiner Heirat mit Olga Schellenberg aus Rosenort übersiedelten meine Frau und ich nach Kanada. Die kanadische Farmerei war so ganz anders als die russländische Bauerei — sie befriedigte uns nicht. Auch die Art der pennsylvanischen Deutschen unterschied sich ganz und gar von unserem Wesen. So wird es keinen wundernehmen, daß wir so schnell wie möglich westwärts zogen, um selbständig zu werden. Durch die Mennonite Board of Colonization in Winnipeg kauften wir, eine Gruppe von zehn Familien, Land und ließen uns dort nieder. Von diesen zehn befindet sich heute nur noch eine Familie dort auf ihrer Farm, die übrigen sind nach allen Richtungen verfliegen. Warum? Das Land war unter Schnee gekauft worden und erwies sich weitgehend als landwirtschaftlich minderwertig, und es mangelte an Dränage. Zudem waren damals die Preise von Erzeugnissen wie Schweinefleisch, Eier und Milch zu niedrig. Enttäuscht kehrten manche, darunter auch wir, nach Ontario zurück. Es war die Zeit der großen Arbeitslosigkeit, und die Löhne waren miserabel. Einige Familien gingen nach Europa zurück. Wir gingen nach Wilhelmshafen, wo ich in einem elektrotechnischen Betrieb das Lager übernahm. Später wurde ich Kassenbuchhalter im Finanzamt Wilhelmshafen, wo ich von 1940 bis 1959 beschäftigt war. Während des zweiten Weltkrieges diente ich als Dolmetscher in Norwegen und Rußland und wurde bald nach Kriegsende aus russischer Gefangenschaft entlassen. Seit meiner Pensionierung bin ich einmal in Südafrika (Natal und Transvaal) gewesen und zweimal zu Besuch in Kanada, wo ich die Verhältnisse viel besser als in der Vorkriegszeit fand.

(Geschrieben im Jahr 1975)

Aus dem Deutsch-Kanadischen Jahrbuch, 1983.

GEDICHTANFÄNGE UND TITEL

Abend der Grillen	127
Abendgang	74
Abendrast	72
Ach ja, wo ich geboren bin	183
Ach, wenn du gehst	149
Alexander Solschenizyn	137
Alle, die in der Steppe	128
Alter Mauerschrank	106
Alter Nowobranecz	130
Altes Dorf	107
Am Grab	118
Am Himmel steht	100
Am kleinen Fluß (Altes Dorf)	107
Am kleinen Fluß (Pilgerrast)	162
Am Radio (<i>Wetschernij Swon</i>)	131
An jedem Abend	151
An manchen Tagen	148
Ankunft	136
Auf dem Beischlag	189
Auf ein Stiefelpaar	94
Auf einer Pritsche	55
Auftrag	85
(Aus Briefen)	124, 125
(Aus dem Nachlaß)	209
Aus Tula kam	164
Aus wie noch en Russlaund	197
Beim Lesen des „Peet“	77
Beim Lesen von „Ohm Klaas“	78
Bemooster Findling der großen Ebene	153
Besieger der Eiszeit	153
Biem späle	129
Bild	6
Bist du auch fern	125
Blinde schritten	163
Da du so hart bist	27
Da wir den Friedlichen	50
Dahin	195
Damals	140
Dämmerung	73

Darlaten	120
Darlaten (Doa loten)	119
Darp en'e Freaj	146
Das Dorf im Abendgrauen	169
Das Dorf mit den moosgrünen Dächern	147
Das ferne Dorf	145
Das ferne Lied	206
Das ist unser herbstlicher	65
De Bastaunekoagels	185
De Krauje-Wossil, jenannt uck Postoj-Wossil	142
Dee fäaschte Woage	132
Dee goode oole Tiet	135
Dee Lintjpoot	129
Dee mett de Sans	119
Dee schwoata Dach	116
Deine Freiheit	150
Den toten Pferden	159
Der Akazienbaum blüht	190
Der Brief	88
Der Fliederbusch am Straßenzaun	145
Der Fliederbusch hing	97
Der Führer	64
Der Kreml hat	137
Der Krieg ist aus	134
Der letzte Wagen	134
Der sterbende Ilja Repin	155
Der Thymian duftet	101
Deutschland, wenn an einem	68
Die Abendsonne	175
Die Blinden	163
Die Dämmerung kommt	127
Die Hügel der Väter	63
Die Kämpfe zwischen Rot und Weiß	209
Die letzte Leinwand	155
Die Maulbeerhecken flirren	103
Die Russen singen	131
Die Sonne scheint	125
Die Steppe öffnet	140
Die Wagen, bepackt	136
Dir	122
Doa hab wie aus Kjinja	184
Dorfabend	97

Dorf-Idyll	170
Dostojewsky	55
Dostojewsky II	102
Drei Bauern	111
Du bist durch uns	45
Du bist oft den Weg gegangen	58
Du warst der Pflüger	22
Dunkel schon reifte	139
Dunkel streift der Abendwind	42
Ein Dichter? Ich?	210
Ein Dorf	81
Ein Dorf liegt fern	81
Ein Dorf liegt in der Weihnachtsnacht	95
Ein goldener Herbst	158
Ein Waffenklirren noch	91
Ein Wolfpaß	82
Einer schreibt	88
Einmal möchte ich	130
Einmal möchte ich wieder	96
Einmal wieder ...	96
Einsames Land	191
Emm easchte Woage	132
Emm Goade	177
Emm Schaute unr'em Woage	197
En jane Tiet	135
En Stauldääreknoare	146
Entlassung aus russischer Gefangenschaft	160
Er ist der glutvoll Spähende	122
Ernte	190
Es geht ein Pflug	19
Es gibt noch Dörfer	171
Es liegt ein Dorf	31
Eulen und Fledermäuse	9
Farmabend	71
Fast jeder Bauer	180
Feierabend	189
Fernsehen	171
Frieden	7
Frommer Gott des Friedens	99
Früh am Abend	105
Für M.A.	199

Geh zu den Völkern	85
Geschändete Dörfer	156
Geschwür, das sich	111
Gewitterregen	187
Goldna Hoafst	185
Grabschrift für einen alten eingewanderten Bauern	213
Große Höfe waren	186
Growa Bauss, de Leedaunsaja	211
Hee haft emma en Russlaund	213
Heimat	68
Heimat II	186
Heimkehr I/II	62
Heimkehr III	166
Heimkehr IV	194
Heimweg	70
Heimweh	207
Heimwehmenschen sind wir	8
Heinrich von Kleist	67
Herbst	15
Herbst II	65
Herbstnacht	4
Herkunft	183
Hinje opp'e Däl	184
Hinterm Pflug/Stimmungen	19
Hochsommer, Steppeneinsamkeit	6
Huachsomma wea et	116
Ich bin einsam	57
Ich hab aus dem Blechnapf	160
Ich hab aus dem Brunnen	207
Ich war so stark	109
Ihr Pferde	159
Ihr Wegewetzer	94
Im Dämmern liegt	46
Im Kreml wohnt	11
Im Schreiten	10
Immer noch stehen die Wolken	121
Ist dieses Dorf	62
Jahrhundertlang auf Wanderzügen	215
Jetzt nickt das Leben	59
Joamoatjsfoat	200
Johann Cornies	152

Joseph Stalin	150
Juli 1924	98
Kanadisches Motiv	105
Kein Mischvolk	152
Kein Spiegel zierte	98
Krieger und Henker	90
Kruschtjetiet	172
Lärmen hör ich	157
Laß es wieder	205
Lasset uns das Wort	78
Leidlose Stirnen	33
Letzte Fahrt	115
Letztes Boot	115
Lichttrunken walten	15
Lied des Blinden	164
Machno	91
Machno II	92
Machno, der Räuberhauptmann	209
Mainacht	211
Mancher Alte kann erzählen	92
Manchmal als Vertriebene	209
Mein Vater	182
Meine Feder taucht ich	102
Menno	90
Menno II	99
Mich locken wieder	176
Mir ist nach meiner Heimat	195
Mit einem Bleistift	137
Mittagsruhe	103
Mitunter fällt	170
Mitunter kommt's weither	209
Mondabend	100
Mondaufgang (Halbstadt)	5
Mürrisch streicht	5
Nach langer Zeit	48
(Nach Ricarda Huch)	126
Nach so viel Nöten	199
Neben der breiten Ofenbank	106
Noch hasten grau im Feld	70
Noch immer sprengt	87
November	59

Nun du unser Pflüger warst	38
Nun kommt der Abendfriede	72
Nur wer den Pflüger	24
Oh, unaussprechlich Glück	124
Opp'e Stap	142
Panta Rei (Alles fließt)	9
Pharao	11
Pilgerrast	162
Poggefräd	181
Rasputins Grabschrift	109
Raste!	120
Riemenschneider	180
Roggenbrot	61
Russisches Liebespaar	110
Sagt's den Kindern	84
Schreitet wo ein Mensch	10
Seht, es kam zur Zeit	64
Senk dich nieder	4
Sie sitzen wie in einer Gondel	110
Sieh durch die Dörfer	73
So war es am schönsten...	179
So wird es kommen	86
Somma Owend	177
Sommerabend	175
Soo wea daut	200
Steppe I, II	101
Steppe III	176
Trojka	87
Trotz (1913)	3
Überfall 1	157
Überfall 2	158
Und hab ich dies	3
Unruhig steigt	187
Unser Hirte	14
„Unser Volk“	58
Unterwegs	215
Vereinsamter!	67
Voll von Gedanken	125
Von dem Ofen	71
Von Mittagsglast umflossen	101

Vorbei! Gibt es denn	74
Wachsend unter deinen Händen	124
Wan etj mol nohus kom	192
Wanderpaß	82
Was ich auch schreibe	125
Was ist in deiner Seele	126
Was uns blieb	174
Waut ess daut mett ons	168
Weetst du noch	181
Weihnacht	93
Weihnachtswunsch	205
Weißt du noch?	174
Weltraumbehörde	154
Wenn alle Sterne	93
Wenn der Pflüger	194
Wenn der Wanderbursche	166
Widmung (für H.K.)	139
Wie ein Pfeil	206
Wie es so kam	156
Wie fuare aus Kjinja	173
Wie fuare no Stap	173
Wie habe mol 'ne scheene Heimat jehaut...	196
Wie hat sich Halm	7
Wie weit unsere Wege	169
Wir	8
Wir II	69
Wir pflügten, wie verdrossen	40
Wir sind die Wollenden	66
Wir tragen Schollenduft	69
Wir und ihr	66
Wir waren leise	118
Wo bleiben die Gesichter	77
Wo, wie von Flören	124
Zwei Pappeln	123
Zwischen Menschen und Dämonen	208
Zwölf Reime	70

